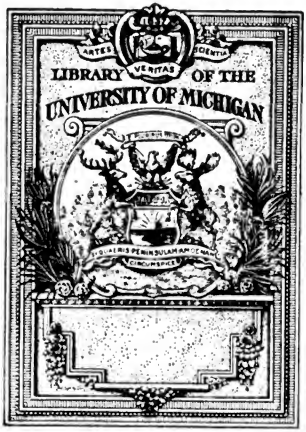
Fouqué, Apel, Miltitz...

Otto Eduard Schmidt

Fouqué, Apel, Miltitz...

Otto Eduard Schmidt



Digitized by Google

Digitized by Google

Carl Borromäus von Miltitz und seine Gemahlin Auguste geb. von Watzdorf im Schloßgarten zu Scharfenberg.

Nach dem Ölgemälde von Moritz Retzsch.

Digitized by Google

Fouqué, Apel, Miltitz.

Beiträge

zu

Otto Eduard Schmidt.

Leipzig

1898

Digitized by Google

Digitized by Google

Fouqué, Apel, Miltitz.

Beiträge

zur

Geschichte der deutschen Romantik

von

Otto Eduard Schmidt.

Mit 12 Illustrationen und 2 Musikbeilagen.

Leipzig
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung
1908.

Digitized by Google

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Dem Freifräulein Therese von Miltitz,

der treuen Bewahrerin und unermüdlichen Erforscherin der literarischen Hinterlassenschaft ihres Vaters, des Freiherrn Carl Borromäus von Miltitz,

verehrungsvoll zugeeignet.

201097

Digitized by Google

Inhaltsübersicht

s. S. 220.

Abkürzungen.

Briefe an Fouqué = Briefe an Fouqué, mit einer Biographie Fouqués von Hitzig, herausgegeben von Albertine Baronin Fouqué, Berlin 1848.

Goedeke VI = K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung, 2. Auflage von E. Goetze, VI. Bd.

Lebensgeschichte = Lebensgeschichte des Baron Fr. de la Motte Fouqué, Halle 1840.

NL 146 = Deutsche National-Literatur, herausg. v. Kürschner (Spemann), Bd. 146, 1.

Th. v. M. = nach einer Mitteilung des Freifräuleins Therese von Miltitz.

Adresse des Herausgebers:

Prof. Dr. O. E. Schmidt, Rektor des K. Gymnasiums zu Wurzen.

Digitized by Google

Romantik und Gegenwart.

Zu den auffallendsten Erscheinungen des modernen literarischen Geschmacks gehört die Wiederbelebung der Romantik. Man könnte glauben, der Haß, der gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts, meist aus politischen Gründen, alles traf, was „Romantik" hieß, oder diesem Begriff nahe kam, und dann der starke Realismus, der in der Zeit der siegenden Staatskunst Bismarcks alle Überspanntheit und jedes Überwuchern der Phantasie auszuschließen schien, habe längst die blassen Mondscheingestalten eines Tieck und Wackenroder, eines Novalis und Friedrich Schlegel mit ihren krankhaften Stimmungen und wechselnden Einbildungen aus unserm Kreise verbannt. Noch vor 36 Jahren konnte Rudolf Haym in seinen bekannten Werke „Die romantische Schule", S. 3 f. schreiben: „Im Bewußtsein der Gegenwart erfreut sich das, was man ‚romantisch' nennt, keinerlei Gunst . . . In Dichtung und Wissenschaft, in Staat und Gesellschaft getrösten wir uns, den Geist der Romantik genugsam überwunden zu haben. Denn nicht in nebelhaften Illusionen, in eigensinnigen und seltsamen Gedankenspielen, in rückwärts nach der Vergangenheit zugekehrten Wünschen zu leben: nicht das, sondern nüchteren Verstandes und männlichen Entschlusses die Mächte und Bedürfnisse der Wirklichkeit anzuerkennen, besonnen und geduldigen Muts vorwärts zu schreiten, das gilt uns Heutigen mit Recht als die unabweisliche Forderung der Zeit in deren Dienst wir gestellt sind."

Welche Wandlungen hat seitdem die literarische Produktion der deutschen Dichter und der literarische Geschmack durchgemacht! Den Orgien, die der schrankenlose vor der gewaltsamsten Reizung der Sinne nicht zurückbebende Naturalismus unter steigendem Beifall der Menge während der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts gefeiert hat, ist wenigstens in manchen Kreisen ein morgendliches Unbehagen gefolgt, das gebieterisch eine andere Kost verlangt. Gerhard Hauptmann ist von der Darstellung des Elends der Fabrikarbeiterin und von den rohen Flüchen des „Fuhrmanns Henschel" zur Märchentragödie der „Versunkenen Glocke"

Digitized by Google

und zu einem dramatisierten Glasmachermärchen „Und Pippa tanzt" übergegangen, Maeterlink schwelgt in der Ausmalung von Stimmungen und Situationen, die sich zur Wirklichkeit verhalten wie die beim Untergang der Wintersonne einen einzigen Augenblick über den Schnee huschenden Lichter zur massiven Dauer der Nächte. Auch die bildende Kunst unserer Tage zeigt nach der Herrschaft des Impressionismus und Naturalismus einen romantischen Zug; ich denke dabei nicht nur das wieder erstarkende Interesse für Ludwig Richter und Moritz Schwind, nicht nur an die seelenvollen Waldbilder Volkmanns und Leistikows, sondern auch an die Fabelwesen Boecklins und an die tiefsinnigen Allegorien Klingers und Schneiders; und in den Bauten und Hausgeräten triumphiert die Natürlichkeit der Volkskunst über den Regelzwang der alteingesessenen Stile.

Endlich wird durch die literarische Forschung die Wiederbelebung der Romantik gefördert. Novalis, der Prophet der blauen Blume, ist wieder einer der gelesensten Schriftsteller, und eine ganze Flut von Büchern, die sich mit ihm und seinen „Sympropheten" beschäftigen, wollen uns den innersten Kern und die mannigfaltigen Ausstrahlungen seines Wesens verständlich machen.

Epochen der Romantik.

Auffällig ist es, wie lange sich die Forschung und das Interesse des Publikums gerade den Männern und Frauen der Frühromantik zuwendet. Gewiß wird das Wesen der ganzen Bewegung an ihren ersten Vertretern am leichtesten und deutlichsten erkannt, aber anderseits haftet doch gerade diesen — ich denke an Fr. Schlegel und Novalis — manches Ungesunde an: eine überaus willkürliche Weltanschauung, eine zügellose Phantasie, eine krankhaft gesteigerte Sinnlichkeit, die bei den Modernen einer nicht immer erfreulichen Sympathie begegnet. Die echte Romantik ist bei der tändelnd-philosophisch-lyrischen Epoche[1]) nicht stehen geblieben. Es kam die harte Zeit der Napoleonischen Knechtschaft, und in dieser fanden die gereifteren Romantiker und ihre jüngeren Anhänger den fast verlorenen Begriff der Sittenstrenge und des Vaterlands wieder.

---

[1]) An anderem Orte, in meinen Kursächsischen Streifzügen III, 326 habe ich die ganze Bewegung der Romantik in drei Perioden gegliedert: in die philosophisch-lyrische der Frühromantik bis 1801, die heroische des Zeitalters der Freiheitskriege (1806—1815) und in die des Nachhalls und der künstlerischen Erfüllung, die bis zu den großen Dichtungen und Tonschöpfungen Richard Wagners reicht.

Digitized by Google

Friedrich Schlegel förderte im Jahre 1809 den Heldenkampf Österreichs gegen Napoleon durch schwungvolle Aufrufe, August Wilhelm Schlegel war während des Freiheitskrieges als Publizist im Hauptquartier der Nordarmee, die jüngeren vertauschten die Leier mit dem Schwert, und Fichte, der philosophische Beirat der Romantiker, der 1793 die französische Revolution gegen die europäischen Kabinette verteidigt hatte, stellte im Winter 1807/8 in seinen „Reden an die deutsche Nation" das neue Ideal des charaktervollen, zur sittlichen Freiheit aufstrebenden Deutschen auf, stand selbst als Landwehrmann in Reih und Glied und besiegelte sein „Deutschsein" mit dem Tode am Lazarettfieber, das er sich als freiwilliger Krankenpfleger zugezogen hatte (27. Januar 1814). So folgte der weichlichen Epoche der Frühromantik die heroische der Freiheitskriege. Es war nichts Kleines, jene Wandlung „von dem Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern" zu dem entsagungsvollen, bittern Soldatenelend jener Tage. Und wahrlich, nicht nur die in süßer Sehnsucht und Selbstvergötterung dahindämmernden Genußmenschen der Frühromantik verdienen unser Interesse, sondern auch die männlicheren, dem Reitertod fürs Vaterland entgegenbrausenden Dichter der zweiten Epoche. Diese haben die neue Geistesart aus einer gewissen sittlichen Versumpfung emporgerissen und haben in tiefernster Religiosität und straffer Zucht wirklich brauchbare Bausteine herbeigeschafft zum Wiederaufbau des Vaterlandes.

Fouqué, ein Vertreter der heroischen Romantik, seine Briefe.

Zu dieser Gruppe von Männern gehört Friedrich de la Motte Fouqué. Heute wird er höchstens noch als Dichter der „Undine" genannt. Aber in der großen Zeit von 1812 bis 1818 gehörte er zu gelesensten Dichtern und zu den verehrtesten Männern der Nation. Nicht nur seine Dichtungen standen bei den Zeitgenossen in hohem Ansehen, sondern auch seine Briefe, die die Eigenart, die geistige Regsamkeit und die vielfältigen Verbindungen dieses Mannes am treuesten widerspiegeln. Leider sind nur wenige von ihnen gedruckt.[1]) Max Koch, der Herausgeber einer kleinen Auswahl Fouquéscher Dichtungen in der Deutschen Nationalliteratur, Bd. 146, 1, S. LXXIX sagt: „Briefe von Fouqué sind, obwohl Rahel, von ihrer Ruhe und so sanft ausfließenden Innig-

[1]) Goedecke VI, S. 116 f. notiert 9 Briefe an J. L. Deinhardstein, 6 an Fichte, 2 an Görres, 5 an Matthisson, 3 an A. W. Schlegel, je 1 an Fr. Kind, Sigismund Ruhl, Dorothea von Schlegel.

Digitized by Google

keit entzückt, 1809 erklärte, schönere Briefe als Fouqué schreibe kein Mensch, die Handschrift müsse sich ordentlich nach den köstlich fallenden Worten richten, bis jetzt nur wenige veröffenlicht.“ Das ist richtig, obwohl zu den bei Goedecke VI, 116, verzeichneten 28 Briefen 1898 noch 14 Briefe an den Leipziger Adolf Wagner[1]) und 7 Briefe an Goethe[2]) hinzugekommen sind. Unter diesen Umständen gewinnen die 53 ungedruckten Briefe Fouqués, die das Freifräulein Therese von Miltitz aus dem Nachlasse ihres Vaters des Freiherrn Carl Borromäus von Miltitz sorgsam bewahrt und mir zur wissenschaftlichen Bearbeitung und Herausgabe anvertraut hat, den Wert eines kleinen Schatzes, zumal diese Briefe gerade aus der besten Zeit Fouqués (1812—1818) stammen und sich durch gleichzeitige Briefe seiner mit ihm vorwärtsstrebenden sächsischen Freunde Carl Borromäus von Miltitz, August Apel und Moritz Retzsch und durch allerhand wertvolle Familienaufzeichnungen ergänzen lassen, die mir gleichfalls gütigst zur Benutzung überlassen worden sind.[3]) So formt sich dem Leser dieser nach der Zeitfolge geordneten Briefe und Notizen ein Gesamtbild des Wesens und Strebens dieses persönlich um Fouqué, räumlich um das ehrwürdige Schloß Scharfenberg gruppierten romantischen Kreises, der für das gesamte deutsche Geistesleben eine Zeitlang von Bedeutung, für die Romantik in Sachsen überhaupt der wichtigste Kreis gewesen ist. Außerdem blickt die Geschichte der großen Zeit überall zwischen den Zeilen durch, ja oft bildet sie den eigentlichen Inhalt der Briefe, und der Herausgeber hat sich durch Anmerkungen bemüht, den Zusammenhang der Begebenheiten im Leser lebendig zu erhalten. Doch bevor wir in die kleine Welt dieser Briefe selbst eintreten, muß Fouqués Werdegang und seine Bedeutung für die deutsche Literatur kurz dargelegt und dafür gesorgt werden, daß auch die anderen auftretenden Hauptpersonen Miltitz, Apel und Retzsch dem Leser nicht als Fremde entgegentreten.

---

[1]) Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin 1898. S. 87—124.

[2]) Schriften der Goethe-Gesellschaft, 14 Bd. S. 237—252.

[3]) Namentlich aus den Briefen Miltitzens an seine Gattin Auguste geb. von Watzdorf und an die Cousine Luise von Watzdorf, ferner aus den Tagebüchern der Genannten und allerhand militärischen Dokumenten hat mir das Freifräulein Therese von Miltitz mit unermüdlicher Geduld die Anfragen beantwortet, die sich im Laufe der Arbeit ergaben. Die aus diesen Quellen geflossenen Notizen sind im folgenden mit den Buchstaben Th. v. M. gekennzeichnet.

Digitized by Google

Fouqués äußere Verhältnisse.

Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte Fouqué[1]), der Sproß einer alten ruhmreichen französischen Emigrantenfamilie, die nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes nach Deutschland geflüchtet war, der Enkel des bei Landshut (1760) nach tapferster Gegenwehr von den Österreichern gefangenen preußischen Generals Fouqué, war am 12. Februar 1777 in einem der stillen Domherrnhäuser zu Brandenburg an der Havel geboren. Später auf dem Landgute Sacro bei Potsdam, dann in Lentzcke bei Fehrbellin, wo er 1788 die zärtlich geliebte Mutter verlor, unter dem Einflusse des Romantikers August Ludwig Hülsen[2]), seines Hauslehrers, erzogen, trat er 1794 als Kornett in das preußische zu Aschersleben garnisonierende Kürassierregiment Herzog von Weimar ein und nahm am Feldzuge gegen die Franzosen teil. Nach dem Baseler Frieden (1795) heimgekehrt, verheiratete er sich sehr jung, doch wurde die Ehe nach wenigen Jahren „von beiden Seiten mit ernster und milder Wehmut“[3]) wieder getrennt.

Ein festerer Ehebund vereinte ihn am 9. Januar 1803 mit der in Berlin am 7. Oktober 1775 geb. Caroline Philippine, der Witwe des 1799 gestorbnen Leutnants und Ehrendomherrn Rochus von Rochow auf Jeserig und Neuhaus (im Zauche-Belziger Kreis), einer gebornen von Briest, der Tochter des letzten Sprossen dieser alten Familie Philipp Friedrich August Wilhelm von Briest, der am 7. Januar 1822 starb. Diese Caroline Philippine verw. von Rochow lebte bei ihrem Vater auf dessen Rittergute Nennhausen bei Rathenow.[4]) Fouqué quittierte den Militärdienst und siedelte als Carolinens Gatte gleichfalls nach Nennhausen über, wo ein stattliches Herrenhaus auch für ihn und seine zahlreichen Gäste Raum

[1]) Die Hauptquelle für Fouqués Leben ist die von ihm selbst verfaßte, in Halle (Schwetzschke & Sohn) 1840 herausgegebne „Lebensgeschichte des Baron Friedrich de la Motte Fouqué“, weiterhin nur als „Lebensgeschichte“ zitiert. Außerdem vergleiche Hitzigs Biographie Fouqués in den „Briefen an Fouqué“, herausgegeben von Albertine Fouqué, Berlin, Adolf & Comp., 1848, S. 3—16, den Artikel Fouqué in der „Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. VII und Goedekes Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung“, weiterhin nur als Goedeke zitiert, VI. Bd., S. 115—131.

[2]) Haym, Die romantische Schule, S. 445 f.

[3]) Lebensgeschichte, S. 178.

[4]) Die in den Literaturgeschichten enthaltenen Angaben über Fouqués zweite Eheschließung bringen vielfach falsche Daten und andere Fehler. Die obigen Angaben sind mir durch die Güte des Herrn Pfarrer Bublitz aus den Nennhausener Kirchenbüchern übermittelt worden.

Digitized by Google

bot und der schöne von seinem Schwiegervater angelegte Park zu beschaulichem Lebensgenuß lockte. Hier wurde aus dem Offizier der Dichter.

Schon im Jahre 1802 war sich Fouqué darüber in Zweifel, ob er nicht eigentlich zum Dichter berufen sei. Um Klarheit darüber zu gewinnen, ritt er nach Weimar, wo er sich mit Goethe auszusprechen gedachte; auch Schiller hat er dort und später (1803) in Lauchstädt gesprochen, aber der Kern seines Anliegens wurde

Das Schloß Nennhausen von der Gartenseite.

nicht berührt.[1]) Da knüpfte Hülsen, in Lentzcke Fouqués Gast, das Band zwischen ihm und den Brüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel, die damals (1802) beide in Berlin weilten. August Wilhelm Schlegel sandte zu Fouqués Hochzeit mit Caro-

[1]) Lebensgeschichte, S. 230 f., außerdem s. Fouqué, Goethe und einer seiner Bewunderer, Berlin (Alexander Duncker) 1840; Goethe und die Romantik, Briefe mit Erläuterungen, 2. Teil, herausg. von Carl Schüddekopf und Oskar Walzel (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 14. Band, Weimar 1899), S. XI f., S. 233—252, 366 f. Fouqué wurde am 29. Januar bei einer Redoute von Amalie v. Imhof Goethe vorgestellt; am 1. Februar traf er ihn an der Hoftafel wieder und am 3. Februar wurde er nach einer Aufführung von Turandot zu einer Picknicksgesellschaft bei G. geladen, ohne mit ihm in das ersehnte Gespräch über seine Dichtungen zu kommen.

Digitized by Google

line ein glückwünschendes Sonett und war nebst Bernhardi, Chamisso, Kleist ein häufiger Gast in Nennhausen. Als dem jungen Paare am 13. September 1803 eine Tochter: Luise Marie Caroline Fouqué geboren war, zählten bei der am 23. Oktober 1803 gefeierten Taufe A. W. Schlegel und Bernhardi zu den Paten.[1])

In den folgenden Jahren vertiefte Fouqué nicht nur die Grundlagen seiner Dichtkunst durch ernste Studien, sondern auch seine religiösen Anschauungen, besonders durch eifrige Lektüre des schon von Novalis sehr hochgestellten Görlitzer Theosophen Jakob Böhme.[2]) Seine Ehe mit Caroline gestaltete sich, da diese, selbst Dichterin,[3]) ihn als Menschen und Künstler völlig verstand, zu einer fast ungetrübten Quelle des Glücks. Nicht nur die beiden Söhne aus Carolinens erster Ehe, Gustav und Theodor von Rochow, standen mit Fouqué in gutem Einvernehmen, sondern auch sein Schwiegervater, der Herr von Briest. Als dieser am 7. Januar 1822 starb, wurde Caroline Gutsherrin von Nennhausen. Eine interessante Aufzeichnung über die früheren und damaligen Verhältnisse des Dorfes, des Herrenhauses und seiner Insassen hat Fouqué am 13. September 1827 unter dem Titel: „Überblick des Merkwürdigsten in der Geschichte des Rittersitzes und Dorfes Nennhausen" verfaßt und in den damals erneuerten Knopf des Kirchturms eingelegt. Diese Schrift ist vor kurzem wieder zum Vorschein gekommen und wird im Pfarrarchive verwahrt.[4]) Am 21. Juli 1831 starb Caroline Fouqué. Damit ging Nennhausen auf ihren zweiten Sohn erster Ehe, Theodor von Rochow über, der den Beinamen von Briest erhielt. Er war später Generalleutnant und als preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt a. Main Bismarcks Vorgänger.[5]) Fouqué behielt zunächst in Nennhausen einen Witwersitz, verlor ihn aber, als er im Jahre 1833 damit umging, mit der Gesellschafterin seiner Tochter Marie, dem Fräulein Albertine Tode, der Tochter eines schwedischen Militärarztes zu Berlin, eine dritte Ehe zu schließen. Er siedelte infolgedessen nach Halle über und heiratete dort am 25. April 1833. Aus dieser Ehe sind zwei

[1]) Nach einer Mitteilung des Herrn Pfarrer Bublitz in Nennhausen.

[2]) Lebensgeschichte, S. 259 f, vgl. unten Brief 2, S. 63.

[3]) Goedeke VI, 131—134.

[4]) Abgedruckt in Nr. 11 und 12 des 3. Bandes der dem Rathenower Kreisblatt beigegebnen Blätter für Heimatskunde: „Hie guet Brandenburg allewege" (Max Babenzien, Rathenow).

[5]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I, 79 f.

Digitized by Google

Söhne hervorgegangen.[1]) Fouqué hielt in Halle vor einem Kreise von Herren und Damen Vorlesungen. Übrigens aber gestalteten sich seine äußeren Verhältnisse dort nicht glücklich. Da berief ihn Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin und linderte seine materiellen Sorgen. Hier ist er am 21. Januar 1843 gestorben. —

Fouqués Dichtungen bis zum Freiheitskriege.

Als Fouqué starb, war er fast vergessen. Seit er 1819 nach Kotzebues Ermordung seinen wohlgemeinten „Freundesruf an Deutschlands Jugend" hatte erklingen lassen, erschien er eben dieser Jugend, später auch den älteren als ein schwarzer Reaktionär, der sich eigensinnig der aufsteigenden Morgenröte des Liberalismus verschließe. In Wahrheit war er der geblieben, der er war, der treue Verfechter des Königtums und der romantischen Ideale des Zeitalters der Freiheitskriege: die Zeit war anders geworden, der alternde Recke wagte es vergebens, ihr zu trotzen. Mit Unrecht und zu seiner eignen Pein hat er sich gerade durch die Opposition, die er erfuhr, zu einer immer extremeren Betätigung seiner ritterlichen und religiösen Ideale drängen lassen, so daß ihn Eichendorff, einst sein glühender Verehrer, den „Don Quichote der Romantik" genannt hat. Ob Fouqué diesen Spott verdiente, ist mir sehr zweifelhaft, er ist wohl eher zu beklagen, denn ihm war es immer ernst um das, was er vortrug. —

Nicht in diese unerquickliche Epoche, sondern in die beste Zeit seines Lebens versetzen uns die Briefe, die wir durch diese Blätter einleiten. Damals (1812—1818) stand Fouqués Ruhm im Zenit.[2]) Betrachten wir nunmehr, worauf er sich gründete. Gleich seine erste noch anonym erschienene Veröffentlichung in Friedrich Schlegels Europa (1803, II, 2, S. 82 f.) zeigt ihn auf dem Gebiete tätig, auf dem er seinen schönsten Lorbeer pflücken sollte: in der Erneuerung der altdeutschen und der altnordischen Sagendichtung.[3]) Klopstock, der auf die Entwicklung Fouqués überhaupt einen

[1]) Hitzigs Biographie Fouqués in den „Briefen an Fouqué", S. 10.

[2]) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte I, 312: „Der schwächlich phantastische Fouqué, dem doch nur zuweilen ein stimmungsvolles, den Geheimnissen des Waldes und des Wassers abgelauschtes Märchenlied oder eine kräftige Schilderung altnordischer Reckengröße gelang, wurde für einige Jahre der Modedichter der vornehmen Welt. Die Berliner Damen schwärmten für seine sinnigen, sittigen, minniglichen Jungfrauen, für die ausbündige Tugend seiner Ritter, schmückten ihre Putztische mit eisernen Kruzifixen und silberbeschlagnen Andachtsbüchern."

[3]) Vgl. die 3 Briefe Fouqués an Aug. Wilh. Schlegel vom 27. Februar, 9. und 28. November 1803 in K. von Holtei, Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten, I, S. 97 f.

Digitized by Google

großen Einfluß ausgeübt hat[1]), war ihm auf diesem Gebiete vorangegangen. Aber die Schüler Klopstocks hatten mit ihrem hohlen und wüsten „Bardengebrüll" alles verdorben. Da nahm Fouqué das, was an der Klopstockschen Richtung gesund und gut war, mit neuem Geiste und besserem Verständnis für das Wesen der Poesie wieder auf. Die erste seiner von Schlegel herausgegebnen Dichtungen ist die dramatische Szene: „Der gehörnte Siegfried in der Schmiede." Es folgten eine Reihe von Schauspielen, kleineren Romanen und Romanzen, die er unter dem Pseudonym Pellegrin veröffentlichte. Aber der erste große Wurf Fouqués war doch das 1808 bei Hitzig in Berlin erschienene Heldenspiel: Sigurd der Schlangentöter, die erste bedeutende Frucht seiner jahrelangen Beschäftigung mit dem Nibelungenliede und der nordischen Sage, wie sie ihm, der zu diesem Zwecke Isländisch, Dänisch und Schwedisch gelernt hatte, in der Nornagest- und Wolsungensage und im ersten Teile der Edda — den zweiten Teil, die Gespräche zwischen Sigurd und Brynhild, lernte er erst viel später kennen[2]) — entgegentraten. Eine tiefempfundene, Zweck und Ziel der ganzen Dichtung kennzeichnende Zueignung an Fichte ist dem Sigurd vorangeschickt:

Die Sigurd-Trilogie.

Aus deutschen Wäldern mahnend stieg der Klang
Uralten Heldenliedes, halb verweht,
Ja meist geahnt nur mit der Schatten Säuseln.
Der Wiese Düften zu den Enkeln auf,
Anschwellend in manch liebevoller Brust
Verwandte Regung, Sehnen nach den Taten,
Den Liedern auch der alt ehrbaren Zeit.
Ach, hättet ihr die edlen Väter drum
Und nur die Väter ganz allein befragt,
Uns würde längst, statt frühen Morgenrots,
Des Tages warmer Sonnenschein umleuchten,
Rings um uns ragen ein gewalt'ges Volk.
— — — — — — — — —
Weit leuchtend flog des tapfern Siegfrieds Klinge
Von Land zu Land, so daß die Mähr von ihm
In unterschiednen Lichtern blickt und lockt,
Nachdem sie Rheins gewalt'ger Heldenstrom,
Nachdem sie neubesä'tes Ackerland,
Nachdem sie Fels rückstrahlt' und Nordlands Berge.

[1]) Lebensgeschichte, S. 22, 68. Fouqués Werke, Ausgabe letzter Hand 1841, XII. Bd., Nachwort.

[2]) M. Koch, NL. 146, 1, S. XXXIV.

Digitized by Google

Ein ernst gediegnes Wort, an Warnung reich,
Ward sie im frommen Nibelungen Lied;
Ein kecker Scherz, doch innig liebevoll
Im hörnern Seifried, wie das Volk ihn kennt;
Ein Nordlicht, rätselhaft, hoch, deutsam, fern
Strahlt sie durch Nächte des Norwegschen Himmels.
So fand sie der, der dies Gedicht begann,
Und von dem mächtgen Zauberstrahl durchblitzt
Sang er der Sage Runenworte nach.
— — — — — — — — — —
Du aber, dessen Name diesen Spruch
Ziert und beschirmt vor schwach' und falschen Augen —
(Denn solche leuchtest du hinweg von dir
In ihres Traums gewohnte, trübe Nacht)
Wem böt ich lieber das Gedicht, als dem,
Der in der tapfern Brust die goldne Zeit,
Die fernersehnte Deutschlands, wahrt und reift,
Und gern die Wurzel schaut des edlen Baums,
Des Frucht er mit gewalt'ger Rede treibt.[1])
Du wußtest mein Beginnen, gönntest mir
Die Lust und Ehre dirs zu weih'n. Hab Dank.

Die Dichtung, die vorläufig mit Sigurds Ermordung und Brynhildens Feuertod abschloß, erntete reichen Beifall. Jean Paul fand, Fouqué „kleide die Elefantengerippe der Götterlehre aus Norden in lebendiges Fleisch, und die Kolossen schreiten und blicken“[2]), Friedrich Schlegel erblickte „in diesem vom Geiste Odins beseelten und durchdrungenen Werke die nordische Dichtkunst in ihrer ganzen Herrlichkeit und Schöne“[3]), ähnlich urteilte Chamisso; bei den Frauen und bei der Jugend aber erregte Sigurds reine Heldengestalt geradezu einen Sturm der Begeisterung, dem Theodor Körner in schwungvollen Versen[4]), die geistvolle Rahel in Briefen Ausdruck verlieh: „Lange, lange nicht hat mir etwas so gefallen! So schön kam es mir vor, so fest, so eigen, so echt, so still ersonnen, frisch mit Gesundheit ausgeführt; so wenig Überflüssiges gesagt darin: zusammenhängend und neu, von einem neuen Men-

[1]) Anspielung auf Fichtes im Winter 1807/1808 in Berlin gehaltne Reden „An die deutsche Nation“.

[2]) Heidelberger Jahrbücher II, 10, S. 52.

[3]) Deutsches Museum, Februar 1812 „Über nordische Dichtkunst usw.“

[4]) Das Gedicht „Dem Heldensänger des Nordens“ ist datiert Leipzig, den 7. Dezember 1810 und samt Fouqués Antwort: „An Theodor Körner“ gedruckt in den Gedichten II, S. 148—153.

Digitized by Google

schen glücklich gefertigt. Seine Runen kamen mir bis in den innersten Sinn“ . . .[1])

Bis zum Mai 1809 waren auch der zweite und der dritte Teil der Trilogie, deren ersten „Sigurd“ bildet, vollendet. Der zweite Teil heißt „Sigurds Rache“ (Vorspiel und 6 Abentheuern), der dritte „Aslauga“ (Vorspiel und 3 Abentheuern). Die ganze Trilogie ist unter dem Titel „Der Held des Nordens“ in 3 Bänden 1810 bei Hitzig in Berlin erschienen. Später bezeichnete Fouqué selbst ihren Inhalt als „Sigurds Leben, Tod, Rache und Geschlecht“.

Sie ist nicht in allen ihren Teilen gleichwertig, aber die gewaltige Handlung ist doch mit einer großartigen dichterischen Gestaltungskraft durchgeführt. Und so wenig die Fouquésche Sigurdstrilogie auch heute noch gelesen wird, so sehr müßte sie doch eigentlich als die bedeutendste Vorarbeit, die Richard Wagner gehabt und benutzt hat, unser Interesse erregen. Nicht nur im alliterierenden Versbau, sondern auch im ganzen Rhythmus der Sprache und in der Eigenart malerischer Beiwörter erscheint der große Tondichter der Nibelungentrilogie als Fouqués Schüler. Wagner ist wohl durch seinen Oheim Adolf Wagner, der mit Fouqué eng befreundet war[2]), früh auf diese Dichtungen aufmerksam geworden. Aber auch ganz abgesehen von diesen Beziehungen — an und für sich verdient die Fouquésche Sigurdstrilogie wieder bekannt zu werden: der bevorstehende hundertste Jahrestag ihrer Geburt wäre wohl dazu angetan, daß jemand den Versuch machte, eine verkürzte Bearbeitung davon oder einzelne Szenen daraus wieder auf die Bühne zu bringen. Das herrliche Vorspiel, das in den unlösbaren Gegensatz zwischen Heldenwagemut und Mutterangst ausklingt, dürfte nicht übergangen werden:

Sigurd.	Hiordisa.
Den Burgwall hinab	Zur Kammer zurück,
Wandelt, erwacht in den Wald	Schleierumhüllt, schluchzend schleicht
Singend der Siegmunds Sohn.	Matt die Mutter, im Grämen stumm.
Schiffe schwanken bereits am Strand,	Sieh, den säugt ich, zog auf ihn, —
Lustig rauschen Wellen und Luft,	Fort nun fleucht er. Die Segel
Weit fort winket die Welt.	Roll'n mir den Vorhang zu.

Sehr schön und zart ist die zweite Abentheure „Sigurds des Schlangentöters“, worin der Held Brynhilden gewinnt, um bald

[1]) Am 18. November 1808 an Varnhagen.

[2]) Vgl. die von Fouqué an Adolf Wagner gerichteten Briefe, s. oben S. 8 und Wagners an Fouqué „Briefe an Fouqué“, S. 539—587.

Digitized by Google

wieder von ihr Abschied zu nehmen. Niemand hat die herbe, keusche Schönheit dieser Dichtung treffender gezeichnet als Jean Paul[1]): „Obgleich nichts schwerer zu malen ist, wenn man nicht Homer und Shakespeare ist, als Tapferkeit — denn ein paar Tausend Erlegte oder Keckwörter reichen kaum die Schatten und Farbenkörner zum Gemälde —, so hat doch der Verfasser im Sigurd einen der größten, edelsten, liebenswürdigsten Helden aufgestellt; schon im Vorspiel, gleichsam in der Vorhalle, erscheint er unter einem Siegesbogen. Seine Treue, Milde, Liebe, sein gerechter Sinn mit seiner freien Tapferkeit, seine Lebenslustigkeit und Frische bei der Aussicht des abgekürzten Lebens (gleich dem Achilles) schlingen einen Bund, der ihn auch zum Helden jedes Lescherzens erhebt. Der erste Abschied von der noch ‚kaum' geliebten und gekannten Brynhildis schlägt durch seine und ihre Ahnung und Weissagung und durch die einfachen einsylbigen Herzenslaute gleichsam nur vernommene Schläge des Herzens an jeden an, der eines hat."

Der zweite Teil der Trilogie gefällt mir weniger. Aber der dritte, Aslauga, erklingt wieder in menschlich rührenden Tönen. Anknüpfend an den Wechselgesang „Regner und Kraka" in Denis[2]) Übersetzungen aus Saxo Grammatikus spinnt der Dichter von Sigurd und Brynhildis mehr als einen Faden zur Gegenwart. Ein Schwager der Brynhild, Heimer, einst König des Heymdaler Volks, rettet Aslauga, die kleine Tochter Sigurds und der Brynhild vor den Nachstellungen der Verwandten. Als fahrender Spielmann schweift er umher, das Kind in seiner Zither bergend. So kommt er bei sinkender Nacht an ein einsames, verfallnes Gehöft auf Spagnarheide am Vorgebirge Lindisnes. Drin haust ein unwirtliches Paar: Ake und seine Frau Grima. Der Mann ist nicht zu Haus, aber die Frau nimmt den Alten auf und bettet ihn mit seiner Zither in die Scheuer. Sie ahnt in der schweren Zither einen großen Schatz und vermag den heimgekehrten Mann — eine bäuerliche Macbeth — den schlafenden Gast zu ermorden. Das blondlockige Kind ziehen sie sich als Magd groß. Nun hütet Aslauga die Schafe und Ziegen auf Spagnarheide. Da landet eines Tags der Dänenkönig Ragnar an der einsamen Küste. Vor ihm enthüllt Aslauga ihr langes Goldhaar, er wirbt um sie, und sie

[1]) Heidelberger Jahrbücher, II. Jahrgang, 10. Heft, S. 52.
[2]) M. Koch, NL 146, 1, S. XXXIV.

Digitized by Google

kehrt mit ihm als Königin heim. Aber Ragnars Gefolge hält es für einen Schimpf, daß ihm die ahnenlose Hirtin zur Herrin gesetzt ist.

Als Ragnar nach Jahren einmal am Hof des Schwedenkönigs weilt, dringt sein Gefolge in ihn, Krake — so war der Bauernname Aslaugas — zu verstoßen und die schöne schwedische Ingeborg zu freien. Er gibt schließlich nach und verpfändet sein Wort, aber schon bei der Heimkehr packt ihn die Reue; und doch glaubt er die Gattin, die Mutter seiner Kinder um ihrer niederen Herkunft willen verstoßen zu müssen. Da enthüllt ihm Aslauga ihre hohe Abkunft, und freudig bewegt will er lieber den Krieg mit den Schweden bestehen, als die teure Gattin von sich lassen. So wird Aslauga die Stammmutter eines blühenden nordischen Königsgeschlechts. Aber nicht nur auf dieses deutet der Schlußchor hin; es klingt uns auch wie eine prophetische Ankündigung Richard Wagners und des Triumphzugs seiner Nibelungentrilogie, wenn die Skalden sagen:

Wer zu singen weiß, der sieht auch weit,
Wohl ferne Zeit erschließt sich ihm gern,
Da hör' ich Lieder von Sigurds Minn' und Sieg,
Lieder von Aslaugas Liebreiz;
Leicht in vielen Sprachen spielend,
Deutlich und wahr im ehrbar'n deutschen Wort.

Ergreifend wirkt auch die das Ganze der Trilogie abschließende, im Mai 1809 unter dem Eindrucke der Erhebung Österreichs gedichtete Widmung an Fichte:

„Des Frühlings Lieblichkeit, dem Grab entkeimt,
Neuherrlich Leben aus verfallner Asche,
Kurz, Hoffnungslicht singt dieses letzte Lied.
Ja, letztes Lied, vielleicht nicht nur allein
Aus dieser Reih', vielleicht des Sängers letztes,
Denn Waffen klirr'n ringsum, des Kampfs Getos
Brüllt neuerdonnernd über deutsche Flur,
Und solch bekannter Ton dringt mir ans Herz,
Die früh im ernsten Krieg geführte Wehr,
Sie regt sich, wie der Barden Saitenspiel,
Wenn Geisterhand drob hingerauscht, von selbst,
Als dringe bis zu ihr der Frühling ein,
Und rufe sie zu jungem Leben auf
Nach langem, langem Winterschlaf."

Fouqués Hoffnung, daß der König von Preußen sich Österreich anschließen werde, ging nicht in Erfüllung; so ward ihm zu-

Digitized by Google

nächst das andere Los zuteil, von dem er in der Widmung an Fichte spricht:

> Ein ländlich Leben in vergeßner Stille
> Kann meiner harr'n, beschämend jeden Traum
> Siegreicher Herrlichkeit und tapfern Tods.

Undine. Die nächsten Jahre steht Fouqué auf der Höhe seiner dichterischen Leistungsfähigkeit. Er begründet 1811 die „Jahreszeiten, eine Vierteljahrsschrift für romantische Dichtungen", in deren erstem Frühlingsheft alsbald die Erzählung Undine erschien, die einzige der zahlreichen Novellen Fouqués, die sich bis heute ihre Wirkung und ihre Volkstümlichkeit bewahrt hat. Sie ist durch die Naivität des Tons das Muster für zahlreiche Märchen derselben Art geworden und hat durch ihren poetischen Gehalt Musiker und Maler angelockt, sich an dem phantastischen Stoffe zu versuchen. Fouqué selbst nennt als Quelle für seine Erzählung das Buch des Paracelsus de nymphis, sylphis, Pygmaeis etc.[1]), das wiederum auf dem noch heute verbreiteten Volksglauben an Wassergeister beruht, die zeitweise in menschlicher Gestalt unter Menschen weilen. Fouqués Undine erlebte bis 1881 vierundzwanzig Auflagen, sie wurde schon 1815 von seinem Leipziger Freunde Adolph Wagner[2]), dem Onkel des Tondichters Richard Wagner, ins Italienische, später von anderen auch ins Englische und Französische übersetzt.[3]) Als Zeugen der Wirkung, die Undine auf die Mitlebenden ausübte, möchte ich in erster Linie den eben genannten feinsinnigen Leipziger Poeten und Übersetzer Adolf Wagner anführen. Er schreibt am 23. November 1811 an Fouqué: „Undine, wofür ich als Dankerstattung Ihnen nur das stille Entzücken mehrerer Männer und liebenswürdigen Frauen möchte schildern können, halte ich in Ton, Farbengebung und Zeichnung für unübertrefflich. Die Jahreszeit, welcher es gewidmet ist, wehet darin, und ein lebendiger Odem geht hindurch, der Naturkraft verwandt, welche Bäche und Flüsse auftaut und Blumen hervorlockt und Nachtigallen zu Gesang entzündet." [4]) Weniger schwärmerisch, aber doch sehr freundlich äußert sich Goethe, obwohl er die Dichtungen der Romantiker größtenteils ablehnte, am 3. Oktober 1828 (2, 14) zu Eckermann: „Wollen Sie von Fouqué eine gute Meinung bekommen, so lesen

[1]) Paracelsi Opera, Basel 1540, Tom. IX, p. 45 etc.

[2]) Goedekes Grundriß VI, 455—457, besonders 456, 18.

[3]) a. a. O., S. 119, 23.

[4]) Briefe an Fouqué, S. 540.

Digitized by Google

Sie seine „Undine", die wirklich allerliebst ist." Aber keinen der Zeitgenossen hat der Undinenstoff so gepackt wie den bekannten phantastischen Dichter und Komponisten E. T. A. Hoffmann, der überhaupt zu Fouqués ausgesprochenen Bewunderern gehört. Schon „Sigurd der Schlangentöter" hatte Hoffmann so begeistert, daß er seitdem Fouqué „in Ansehung des kindlichen Gemüths und des wahren poetischen Sinnes" dem gefeierten Apostel der blauen Blume, Novalis, an die Seite stellte und ihn pries als den, „der mit seltener Kraft die nordischen Riesenharfe ertönen ließ, der mit wahrhafter Weihe und Begeisterung den hohen Helden Sigurd in das Leben rief, daß sein Glanz all die matten Dämmerlichter der Zeit überstrahlte und von seinem mächtigen Tritt all die Harnische, die man sonst für die Helden selbst gehalten, hohl und körperlos umfielen . . . er herrscht als unumschränkter Herr im Reich des Wunderbaren, dessen seltsame Gestalten und Erscheinungen willig seinem mächtigen Zauberrufe folgen . . ."[1]) Als Hoffmann im Juli 1812 auf der Altenburg bei Bamberg weilte, kam ihm der Gedanke, daß Fouqués „Undine" einen vortrefflichen Stoff zu einer Oper gebe. Er schreibt an den mit ihm und Fouqué gleichbefreundeten Berliner Hitzig: „In Gedanken komponiere ich jetzt nichts als die Undine . . . Sie kennen mich, wie sehr mich eine Idee ergreifen und begeistern kann." Hitzig hat dem Dichter der Undine davon erzählt, und dieser erklärte sich bereit, selbst den Operntext zu dichten. Auf die Kunde davon schreibt Hoffmann an Hitzig: „Ihre Nachrichten von Fouqué und Undine haben mir eine wahrhaft kindische Freude verursacht. Zu allen meinen Freunden bin ich gelaufen mit Ihrem Briefe in der Tasche, und in dem edelsten Rheinwein hat Freund Kunz[2]) mir die Vereinigung mit Fouqué zu einem Kunstprodukt zugetrunken." Am 14. November 1812 erhielt Hoffmann von Fouqué den fertigen Operntext und schrieb jubelnd in sein Tagebuch: „Die Undine erhalten; höchst vortreffliches Meisterwerk; sie den Freunden vorgelesen; höchst glückliche Stimmung!"[3])

Aber die im Frühling 1813 bewirkte Übersiedlung Hoffmanns von Bamberg nach Dresden war der Fortführung seines Werkes nicht günstig: er sah sich hier mitten in das gewaltige Kriegs-

[1]) Hoffmann, Phantasiestücke in Callots Manier I (Hempel V), S. 153 f.
[2]) Hoffmanns Bamberger Verleger C. F. Kunz.
[3]) Briefe an Fouqué, S. 123 f. Hempel XV, 566.

Digitized by Google

theater gestellt: er hat die Kämpfe der Franzosen und der Verbündeten um die Elbübergänge am 8. und 9. Mai, die Dresdner Schlacht (25—27. August) und dann die Leiden der von den Verbündeten belagerten und von den Franzosen verteidigten Stadt bis zu ihrer Kapitulation am 17. November mit allen ihren furchtbaren Greuelszenen persönlich durchgekostet.[1]) „Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden"[2]) und das unter dem Donner der Kanonen verfaßte Gespräch „Der Dichter und der Komponist", das eine fast modern anmutende Theorie der Oper enthält, spiegeln die damaligen Erlebnisse Hoffmanns in drastischer Deutlichkeit wider. Trotzdem hat sein unermüdlicher Geist auch in diesen unruhigen Zeitläuften nicht gerastet: schon am 21. Dezember 1813 kann er an Hitzig schreiben: „Undine ist vollendet, und ich warte nur den günstigen Augenblick ab, sie würdig auf die Bühne zu bringen. Ich thue mir auf diese Oper etwas zu Gute und glaube, vorzüglich in der Undine selbst und dem prächtigen Kühleborn den Sinn des herrlichen Dichters getroffen zu haben."[3]) Der weitere Verlauf der Undinen-Angelegenheit bis zu der am 3. August 1816 erfolgten ersten Aufführung dieser romantischen Oper in Berlin ist aus den unten abgedruckten Briefen Fouqués an Miltitz zu ersehen.[4]) Im Sommer 1817 ging die Partitur mit der ganzen Dekoration beim Brande des Berliner Nationaltheater zugrunde, aber ein anderes Exemplar der Oper kam 1895 in Wien zutage und ist 1906 von Hans Pfitzner bei C. F. Peters in Leipzig herausgegeben worden.

Der Lortzingschen Oper „Undine" vom Jahre 1845 sei hier nur im Vorbeigehen gedacht. Von den Vertretern der bildenden Kunst hat sich besonders Schinkel für die Oper „Undine" interessiert, er hat die Dekorationen entworfen[5]) — ferner Moritz Retzsch (s. unten S. 47), von dem sich ein S. 21 reproduzierter Stich „Der Dichter und die Undinen" — der Dichter mit Fouqués Kopf dargestellt — in der Dresdner Kupferstichsammlung findet; aber auch in Moritz von Schwinds Bildern zum Märchen „Von der schönen Melusine" wirken die Undinenmotive weiter.

---

[1]) Hoffmanns Werke (Hempel) XV, 573 f.

[2]) a. a. O., 373 f.

[3]) a. a. O., 576.

[4]) Vgl. unten S. 105 f., ferner aus den Briefen an Fouqué, S. 125 f. und meinen Aufsatz „Friedrich de la Motte Fouqués Oper Undine" in der Leipziger Zeitung 1906, Nr. 298 (24. Dezember), S. 4445.

[5]) Lebensgeschichte, S. 345.

Digitized by Google

Die Vierteljahrsschrift „Die Jahreszeiten", in deren Frühlingsheft 1811 die Erzählung „Undine" zuerst erschienen war, gedieh nicht über das Winterheft (1814) hinaus, das Fouqués Erzählung „Sintram und seine Gefährten" enthält (s. unten S. 26f.). Das Hauptwerk des Jahres 1812 ist Fouqués „Zauberring", ein dreibändiger Roman (Nürnberg, bei Schrag 1813), den viele seiner Zeitgenossen als seine bedeutendste Dichtung ansahen. Fouqué selbst hat sich Zauberring.

Der Dichter und die Undinen.
Kupferstich von M. Retzsch in der K. Kupferstichsammlung zu Dresden.

über die Entstehung dieses Werks in der „Lebensgeschichte", S. 300 f. ausgesprochen. Mein Urteil über diese Dichtung ist unten S. 27 zu lesen. Im Jahre 1812 begann Fouqué auch mit Wilhelm Neumann „Die Musen" herauszugeben. Gleich der erste Jahrgang bringt außer zahlreichen Dichtungen des Herausgebers wertvolle Beiträge von Philipp Buttmann, Varnhagen von Ense, Rühs, Adolf Wagner, Franz Horn und Fichte („Über die Bestimmung des Gelehrten") u. a. Die Jahrgänge 1813 und 1814 wurden begreiflicherweise durch die Kriegsereignisse beeinträchtigt, da beide Herausgeber im Felde standen.

Digitized by Google

Fouqué im Freiheitskriege.

Fouqués Schicksale während dieser großen Zeit klingen auch in den Briefen an, aber um sie im Zusammenhange zu verstehen, müssen wir seine 1840 in Halle abgefaßte und herausgegebene „Lebensgeschichte" zu Hilfe nehmen. Als im Februar 1813 der Aufruf Friedrich Wilhelms III. zur Bildung freiwilliger Jägerbataillone ertönte, war Fouqué, damals 36 Jahre alt, der erste, der sich beim Landrat seines Kreises meldete. Er erhielt den Auftrag, die etwa 70 aus dem Havellande zusammengeströmten freiwilligen Jäger dem Könige nach Breslau zuzuführen. In Potsdam am Sarge Friedrichs des Großen segnete der Hofprediger Eylert die kleine Schar ein und auf dem Marsche erklang zuerst das volkstümlichste aller Fouquéschen Lieder:

„Frisch auf zum fröhlichen Jagen".

In Meißen traf der unterdes zum Leutnant der reitenden Jäger ernannte Dichter mit Goethe zusammen, der seine Waffen mit dem Spruche gesegnet haben soll[1]):

Zieht hin mit Gott, und alles Gute
Werd' Eurem frischen deutschen Mute.

An der Schlacht bei Groß-Görschen nahm er rühmlichen Anteil: ein Pferd wurde ihm unterm Leib erstochen, und noch in der Nacht machte er einen Adjutantenritt. Dabei stürzte er mit seinem sich überschlagenden Rappen in eiskaltes Wasser und legte dadurch den Grund zu den Brustkrämpfen, die ihn seitdem nie mehr ganz verließen. Wehmütig, aber doch in fester Zuversicht auf einen endlichen Sieg machte er den Rückzug an die Elbe mit und überschritt diese mit seinen Jägern bei Meißen. Bei Bautzen (22. Mai) führte er seine 60 Reiter in das Feuer „und es sahe in frischem Vorwärtstraben darnach aus, als wolle der Sieg uns krönen. Aber der Befehl kam zum Halt. Unlängst darauf auch der zum Abmarsch. Die Brandenburger Kürassiere und ihre Jäger halfen den Rückzug decken mit einer festen Mannhaftigkeit, welche kein uns nachgesandter Haubitzgranatenhagel zu stören vermogte."

Im Hauptquartiere hinter Schweidnitz erfährt Fouqué die Kunde von dem zu Poischwitz (4. Juni) abgeschlossenen Waffenstillstande,

[1]) So wenigstens erzählt Friedrich Förster in der Pandora (Brief Nr. 30). Doch ist das von ihm genannte Datum: 17. April 1813 sicher falsch, da Goethe erst am 19. und 20. April in Meißen war, vgl. Loose, Mitteil. des Vereins für Geschichte Meißens und meine „Kursächs. Streifzüge", III. 55 u. 390.

Digitized by Google

er ist zunächst darüber erschrocken, aber kein Geringerer beruhigt ihn als Gneisenau, der ihn bei dieser Gelegenheit dem greisen Blücher vorstellt als den „Kriegssänger unseres Heeres".

Während der Waffenruhe beginnt er daheim die Dichtung „Corona", deren Gesänge stets mit irgend einem Gebilde der ernst bedeutungsvollen Gegenwart begannen und schlossen, so daß die phantastischen Erscheinungen gleichsam davon umwoben und umhegt wurden, wie von eben so vielen Rahmen. Im August ging's wieder ins Feld: seine Genossen waren insbesondere der Maler Philipp Veit, ein Stiefsohn Friedrich Schlegels, und der Dichter Max von Schenkendorf. In der unglücklichen Schlacht bei Dresden entging er mit Mühe dem Tode, aber dann war es ihm vergönnt unter Kleist von Nollendorf in den Rücken des Vandammeschen Korps einzubrechen und den Sieg von Kulm mitzuerfechten. Aber der anstrengende Dienst als Jägeroffizier erschöpfte seine Kraft, so daß ihn seine Freunde und Vorgesetzten nach vielen schlimmen Anfällen des Brustkrampfs zwangen, im Städtchen Postelberg Erholung zu suchen, während die böhmische Armee langsam gegen Leipzig vorrückte. Die Ahnung, daß es dort zu einer großen Entscheidung komme, ließ ihn nicht länger rasten. Noch matt und bleich warf er sich auf sein Roß, ritt über das Erzgebirge und rastete am 17. Oktober in Altenburg.

Am 18. Oktober früh ritt er von dort weg den blutigen Gefilden Leipzigs entgegen. „Ganze Züge von Verwundeten begegneten mir und gaben schon durch ihr Dasein, mitunter auch durch wenige rasch gewechselte Worte, soweit mir die Eil es verstattete, kund, ich komme noch zu rechter Zeit, um Anteil zu haben an den ernsten Wundern dieses Kampfes. Gegen Abend gelangte ich in den Kreis der von allen Seiten losgebrochnen und noch immerdar unermüdet brüllenden Donner. Wohl mochte man sich versucht fühlen zu meinen, die Erde bebe unter diesen Wettern. In meiner mannigfachen Schlachtenerfahrung hatte ich dergleichen noch nie vernommen. Erfreut, in dem vielverschlungenen Todesreigen endlich Preußen aufzufinden, hielt ich mich einstweilen zu einer Schwadron brauner Husaren, wo man mich freundlich aufnahm. Schon begann die Abenddämmerung aufzusteigen, als ein Offizier von der Feindesseite her auf edlem Roß langsam gegen uns vorgeritten kam, in welchem wir alsbald einen Sachsen erkannten. Was konnte er wollen so allein? Etwa Zweikampf mit einem von uns vor der Schwadron haltenden Offizieren? .... Er

Digitized by Google

aber winkte mit dem weißen Tuch und rief uns entgegen, er führe uns einige Bataillone zu, übertretend zur Deutschen Sache. Morgen würden noch andere Scharen folgen."

„In der leuchtenden Frühe" des 19. Oktober gelangte Fouqué herzlich begrüßt zu seinen Waffenbrüdern. Sie hielten unweit von Probstheida im Sattel und glaubten, die Schlacht erneuere sich. Der König kommt heran. Der Regimentskommandeur reitet vor mit der schuldigen Meldung. „Da sagte der König und sein Antlitz leuchtete im Glanz der Morgensonne, schöner noch im Glanz der edelsten Siegesfreude: ‚Ich gratuliere zur gewonnenen Bataille' . . . Meine Freudentränen glühten und stürzten mir über die Wangen hinab, ohne daß ich sie hemmen konnte, wie ich so dahielt, Gewehr auf, in kriegerischer Haltung, regungslos. Es war ein Jubelzentrum meines Lebens." Es kam die Zeit der Verfolgung der Franzosen. „Ernster und ernster doch immer ward mit jeglichem Tage die Siegesfahrt: unter unsern Schritten die wahrhaft zahllosen Leichname der erschöpft in den Tod gesunkenen Feinde, zwischen ihren gefallnen Rossen und zertrümmerten Geschützen, neben uns herwankend die Gespenster annoch lebender Flüchtlinge, waffenlos, wahnsinnig im herben Gefühl des absoluten Besiegtseins und des schmählich zerbrochenen Übermuts, verfolgt von Fluch und Bedrängung, mitunter gar von Mißhandlung der vor kurzem nur erst durch sie selbst mißhandelten wehrlosen Inwohner der deutschen Gaue." Fouqué hielt sich im Sattel, bis der Feind über den Rhein war, da aber war seine letzte Kraft erschöpft. Der Regimentsarzt erklärte amtlich: „Noch ein Bivouac, und Sie sind rettungslos verloren." Er wurde auf Urlaub zunächst nach Weimar geschickt. Unterwegs erhielt er seine Ernennung zum Rittmeister. Fouqué selbst verspottete damals seine körperliche Schwäche mit dem Soldatenliede:

„Unser Rittmeister ist ein braver Mann,
Nur schade, daß er nicht mehr reiten kann."

In Weimar fand er Goethes Teilnahme und Anerkennung.[1]) Dann kehrte er heim. Sein König sandte ihm aus dem Felde

[1]) Schon bei der Verfolgung der Franzosen durch Thüringen, war er nach Weimar hineingesprengt, um seinem „Dichterheros" seine Verehrung zu bezeigen. Über seinen Empfang berichtet er (Goethe und einer seiner Bewunderer, S. 22): „Nun folgten ehrende Worte, vollkommen dichterisch anerkennende für mich und auch für meine seither verewigte Gattin . . . und am Schluß der holden Rede fügte

Digitized by Google

„für bewiesene hohe Liebe gegen König und Vaterland“ das Johanniterkreuz und den Rang als Major der Kavallerie. Kurz vor der Lützener (Groß-Görschener) Schlacht hatte Fouqué — echt

Altar und Kanzel in der Kirche zu Nennhausen mit Fouqués Degen und der Weiheinschrift.

romantisch — sich gelobt, sein schönes Schwert, falls er es mit Siegesehren zurückbringe, der heimatlichen Kirche zu weihen. Er

er hinzu: Während meines letztern Bade-Aufenthalts in Karlsbad waren Sie Beide mit Ihren Dichtungen mir gar liebe Gefährten.“

Zum dritten Male kam Fouqué jetzt bei der Heimkehr vom Heere zu Goethe. Dessen Tagebuch (5, 86) verzeichnet am 1. Dezember 1813: „Geh. R. R. von Müller. Hr. v. La Motte Fouquee“ und am 3. Dezember: „Bey Mad. Schopenhauer. La Motte Fouqué“. Über die bei beiden Gelegenheiten und bei Fouqués Abschiedsbesuch gehaltnen Gespräche s. Fouqué a. a. O., S. 24—33 und Goethes Gespräche 3, 108. 110. 116.

Digitized by Google

tat es — und noch jetzt hängt die von ihm so geliebte Waffe[1]) an der Altarwand der Kirche zu Nennhausen als eine teure Reliquie aus großer Zeit.[2])

Fouqué nach dem Freiheitskriege (1814—1816); Corona, Sängerliebe, Sintram und seine Gefährten.

In Nennhausen vollendete er das Gedicht „Corona“[3]) und die Troubadoursage „Sängerliebe“. Auch ein älterer Plan gewann in dieser Zeit in ihm festere Gestalt und formte sich zu der herrlichen Erzählung: „Sintram und seine Gefährten“, die als Winterheft der „Jahreszeiten“ (s. o.) am 5. Dezember 1814 vollendet wurde. Fouqué selbst erzählt darüber in der „Nachschrift“: „Vor einigen Jahren lag unter meinen Geburtstagsgeschenken ein schöner Kupferstich von Albrecht Dürer: ein geharnischter Ritter, ältlichen Angesichtes, zieht auf seinem hohen Roß, begleitet von seinem Hunde, durch ein furchtbares Tal, wo Steinrisse und Baumwurzeln sich zu abscheulichen Gestalten verzerren und giftige Pilze am Boden wuchern. Böses Gewürme kriecht dazwischen. Neben ihm reitet auf einem dürren Rösselein der Tod, von rückwärts streckt eine Teufelsgestalt den Krallenarm nach ihm her; Roß und Hund sehen wunderlich aus, wie von der entsetzlichen Umgebung angesteckt; der Ritter aber reitet ruhig seines Weges und trägt auf seiner Lanzenspitze einen bereits durchspießten Molch. Fern sieht eine Burg mit ihren reichen, freundlichen Zinnen herüber, davon die Abgeschiedenheit des Tales noch tiefer in die Seele dringt.“ Diese von Fouqué zitierte Beschreibung des bekannten Dürerschen Stiches „Ritter, Tod und Teufel“ stammt aus Schöber, Dürers Leben (1769), S. 37, Geber des Bildes war sein Freund Eduard Hitzig, der den Wunsch beigefügt hatte, Fouqué möge ihm die rätselhaften Gestalten durch eine Romanze deuten. „Es war mir

[1]) s. Brief 19, S. 113.

[2]) Gustav Weisker, Fouqués Degen zu Nennhausen in den Rathenower Blättern für Heimatskunde „Hie guet Brandenburg allewege“, Bd. III, Nr. 12 u. 13.

[3]) Die „Corona“ schickte Fouqué an Goethe mit einem Briefe, der aus Nennhausen vom 27. Oktober 1814 datiert ist. Am 3. November kam die Sendung bei Goethe an (Tagebuch 5, 137). Aber Goethe, der Fouqué noch beim Abschiedsbesuch im Dezember 1813 ermuntert hatte, ihm seine Dichtungen zu senden, antwortete nicht darauf. Fouqué selbst fand dieses Schweigen erklärlich: „Basirte ja doch sich der Mythos meines Gedichtes auf Christenthum und Ritterthum, zwei Grundanklänge, welche dem Meister . . . wie etwas Veraltetes, Verlebtes, ja vielleicht sogar — wenigstens vom Ritterthum gilt es gewiß — Barbarisches erschienen.“ Goethe schwieg, wie es scheint, auch auf alle folgenden Sendungen Fouqués, er hat also dessen dichterische Produktion bis zur Corona in gewissem Sinne gutgeheißen, die spätere aber abgelehnt. Das Nähere bei Schüddekopf und Walzel, Goethe und die Romantik, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 14. Band, S. 368 f.

Digitized by Google

damals noch nicht beschieden und lange noch nicht; aber in mir trug ich fortdauernd das Bild herum, durch Frieden und Krieg, bis es sich mir jetzt ganz deutlich ausgesponnen und gestaltet hat, aber statt einer Romanze zu einem kleinen Roman.“ Diesen halte ich neben der Undine für das Beste, was Fouqués erzählende

FR. BARON DE LA MOTTE FOUQUÉ
Königl. Preuß. Major und Ritter.
(Nach einer Zeichnung von Veit aus der Zeitschrift „Die Jahreszeiten“.
Ein Cyclus rom. Dichtungen von Fouqué. Berlin 1814).

Dichtkunst geschaffen hat. Der vielgenannte „Zauberring“, der von den meisten Zeitgenossen Fouqués und auch von vielen modernen Beurteilern in die erste Linie gerückt wird, ist trotz einzelner großer Schönheiten für unsern heutigen Geschmack kaum genießbar, weil die Vielheit der Schauplätze, die im Zickzack verlaufende Handlung, die Vielgestaltigkeit der einen Hauptperson, des Hug von Trautwangen u. a. leicht Verwirrung stiftet. Dagegen ist

Digitized by Google

„Sintram", der die vom Dichter während des Kriegs selbsterlebten Todesschrecken widerspiegelt, durch die straffe Geschlossenheit der rasch und sicher fortschreitenden Handlung, durch die vollkommene Anschaulichkeit der Charaktere, durch die feine Motivierung, die das Unheimliche und Übernatürliche in die Sphäre des Begreiflichen, ja fast Natürlichen rückt, durch die tiefe ethische und religiöse Grundstimmung und endlich durch seine wundervolle, durchsichtige, knappe, echt epische Sprache in seiner Art ein Meisterstück. Und wie herrlich ist die Verknüpfung der Handlung mit dem Dürerschen Stiche, oder vielmehr ihre Geburt aus dem immer mehr vertieften und belebten Anschauen des Dürerschen Meisterwerks. Fouqué zeigt hier ein Verständnis für die alte deutsche Malerei[1]), das zu seiner Zeit keineswegs verbreitet war. Man vergleiche nur die bis dahin gegebnen Deutungen z. B. Schöbers, daß Dürer „damit die gemeine Beschaffenheit des Soldatenlebens anzeigen wollen"[2]) und Bartschens[3]), „daß der dargestellte Ritter Franz von Sikkingen sey" mit dem 27. Kapitel des „Sintram", und man wird die Innerlichkeit der Auffassung Fouqués, die sich neben den modernsten Deutungen sehen lassen kann, bewundern. Graf Friedrich Leo Stolberg schrieb am 3. März 1815 an Fouqué[4]): „Ihren Sintram hab ich verschlungen. So verschlangen ihn auch meine Frau, meine Töchter und meine Söhne. Danken Sie Gott für Ihre herrliche Gabe, das geflügelte Roß romantischer Poesie in so weiten, scheinbar exzentrischen Kreisen umherzutummeln, und doch immer den Gesichtspunkt des einen Notwendigen als Zentrum zu bewahren. Was Sie aus frommer Reinheit der Absicht tun, ist zugleich geeignet, Ihren schönen Dichtungen eine Einheit und Ründung zu geben, welche Seele der Poesie sind." Aber auch in unserer Zeit würde ein Neudruck des Sintram in den Wiesbadener Volksbüchern oder in der Reclam-

---

[1]) Vgl. sein Gedicht „An Cornelius in Rom" (Oktober 1811):

Gegrüßt mir aus der Ferne! Kühn trink aus römscher Quelle!
Wohl sieht mein Geist dich gerne Dich läßt gesund die Welle,
Auf Romas Hügeln hoch, Die du im Becher schwingst,
Die Vater Dürer nimmer Du kehrst als fromm und bieder
Geschaut, wie Südlands Schimmer Deutschmalend zu uns wieder,
Ihn oft auch dahin zog. So wie du von uns gingst.

[2]) a. a. O.

[3]) Bartsch, Peintre Graveur VII, Vienne 1808, S. 107.

[4]) Briefe an Fouqué, S. 413.

Digitized by Google

schen Bibliothek sehr angezeigt sein. Es ist auch heute noch ein ausgezeichneter Lesestoff für Junge und Alte. Das Problem der Versuchung des Menschen durch den Teufel ist hier in einer schlichteren, dem natürlichen sittlichen Empfinden des Menschen näher kommenden Weise gelöst als in der tiefsinnigeren Faustdichtung Goethes. —

Fouqué während der „100 Tage".

Mitten in Fouqués den Musen gewidmetes Stilleben dringt die Kunde, daß Napoleon Elba verlassen hat und in Frankreich gelandet ist. Sein Herz drängt ihn zu neuem Kampf fürs Vaterland, aber die körperliche Schwäche hält ihn zurück. Endlich schlichtete den innern herben Kampf ein unwiderruflich fester Entschluß: „Kommt der Feind irgend mit Macht über den Rhein, so reite ich zum Heere, krank oder nicht, und reite und helfe mitringen, bis der Feind wiederum hinübergedrängt ist, oder die Unmacht mich vom Rosse wirft." Für diesen Fall bittet er Gneisenau, ihn unter seine Adjutanten aufzunehmen und dieser schreibt zurück: „Sollte eintreten, was Gott und deutsche Tapferkeit verhüten wolle, so werde ich gern Streu und Schüssel mit Ihnen teilen und Sie herzlich willkommen heißen."[1]) Um diese Zeit unternahm Fouqué eine Reise nach Hamburg zu seinem Freunde Friedrich Perthes. Dort wurde ihm der ehrenvolle Antrag, er solle als „Hanseatenchef"[2]) an die Spitze der militärischen Kontingente der drei Hansastädte Hamburg, Lübeck und Bremen treten. Aber seine Gesundheit war nicht fest genug dazu. Zu Windebuy bei Kiel besuchte er den ihm geistesverwandten Grafen Christian Stolberg; dann wandte er sich südwärts nach Bremen, wo er fast zugleich mit der Siegesbotschaft von Belle-Alliance eintraf und als Dichter und preußischer Offizier begeisterte Huldigungen erfuhr.[3]) Noch in der ersten Hälfte des Juli kehrte er nach Nennhausen zurück. —

Fouqué plant eine Reise nach Scharfenberg.

Im folgenden Frühjahr, 1816, beschäftigt Fouqué vor allem der Plan einer Reise nach Sachsen. Er will mit Weib und Kind auf Schloß Scharfenberg bei Meißen mit dem Bewohner dieses Schlosses, mit dem Freiherrn Carl Borromäus von Miltitz und dessen Familie, sowie mit einigen andern sächsischen Freunden: dem Dichter August Apel und dem Maler Moritz Retzsch ein längeres Zusammenleben genießen, teils um der Freundschaft willen, die ihn mit diesen Männern verbindet, teils auch um künstlerische An-

[1]) Vgl. Brief 34, S. 149.
[2]) Brief 35, S. 152.
[3]) a. a. O.

Digitized by Google

sichten mit ihnen auszutauschen und durch das Leben auf einer wirklichen alten Burg ein Stück geträumter Romantik in Wirklichkeit umzusetzen. Dieser Scharfenberger Romantikerverein ist für die Geschichte dieser ganzen Geistesrichtung so wichtig und steht auch in unsern Briefen so im Mittelpunkt des Interesses, daß wir hier die Erzählung der Schicksale Fouqués unterbrechen und erst kurz den Werdegang seiner drei sächsischen Freunde Carl von Miltitz, August Apel und Moritz Retzsch darlegen. Auch eine kleine Topothesie des Schlosses Scharfenberg wird sich nötig machen.

Karl Borromäus v. Miltitz.

Karl Borromäus von Miltitz war am 9. November 1780[1]) in Dresden geboren. Sein Vater war der wegen seiner riesenhaften Erscheinung und Körperkraft, aber auch wegen mancher tollen Jugendstreiche bekannte Hofmarschall Friedrich Siegmund von Miltitz, seine Mutter war eine Gräfin Daun, eine Tochter des kurbayrischen Generalleutnants und Oberstallmeisters Grafen Daun.[2]) An Vornehmheit der Abkunft konnte sich Miltitz als Sproß eines der ältesten sächsischen Geschlechter sehr wohl mit Fouqué vergleichen, im übrigen aber war das Milieu seines Jugendlebens von dem Fouqués recht verschieden. Bei Fouqué eine Jugend voll ländlicher Ungebundenheit, in die die Trommelwirbel des Siebenjährigen Kriegs nachhallend hineinklangen und das Adlerauge des großen Friedrich, seines Paten, hineinschaute: Miltitz schon als fünfjähriger Knabe aus der Stille des Schlosses Schenkenberg bei Delitzsch nach Dresden verpflanzt und in einem Stadthause von wechselnden Hofmeistern sittsam und artig erzogen, immer auch in Berührung mit der Luft des Hofes, dessen im Zeitalter Fried-

[1]) Fürstenau, dessen Biographie Miltitzens in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" fast ganz auf dem Anonymus des „Neuen Nekrolog der Deutschen", 1845, I (Weimar 1847) beruht, nennt fälschlich 1781 als Geburtsjahr; auch sonst sind die Daten dieses Artikels nicht genau. Es ist aber auch recht schwer, aus den Dokumenten über Miltitzens Lebensgang ins reine zu kommen, weil er, bei der Taufe und Firmelung mit zahlreichen Vornamen ausgestattet, namentlich in den früheren Epochen seines Lebens bald diese, bald jene Namen geführt hat. Er hatte folgende Vornamen: Carl Borromäus Theodor Werner Alexander Stephan. In den sächsischen Armeeranglisten von 1797—1810 erscheint er stets als Carl Theodor Werner von Miltitz, in den Akten des österreichischen k. k. Kriegsarchivs heißt er Josef Baron Miltitz, in seinen Briefen unterzeichnete er sich entweder Carl oder Carl Borromäus von Miltitz.

[2]) s. meinen Aufsatz: „Aus den Jugendjahren eines Romantikers" in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", 11. Jahrgang 1907/1908, Heft 2, S. 53.

Digitized by Google

rich August des Gerechten und Marcolinis etwas steife Grandezza jeden Ausbruch jugendlicher Leidenschaft zu dämpfen schien. Auch eine Reise, die er als 9 oder 10jähriger Knabe mit Vater und Mutter nach München zu den Großeltern und zu seinem Oheim, dem Grafen Hegnenberg, unternahm, hielt ihn, trotz vieler neuer und tiefer Eindrücke, doch wesentlich in der gewohnten Sphäre fest. Dabei war er ein leicht erregbares, reizsames Kind. Er selbst erzählt in seinen Kindheitserinnerungen[1]): „Ich war nicht glücklicher, als wenn mich die Wärterin im Abendroth auf die steinerne Brücke trug, die zum Schloß Schenkenberg führte. Ich soll dann gewaltig gesticuliert und nach der goldnen Sonne gelangt haben. Mein Entzücken war aber gränzenlos, wenn ein Knecht — er hieß May — Abends Schalmey blies“ und von der späteren Knabenzeit berichtet er: „Es entwickelte sich neben einer leidenschaftlichen Vorliebe für die Natur auch eine vorherrschende Neigung zur stillen, süssen Schwermuth, und eine romantische Stimmung, die mich beym Anblick recht brennender schöner Farben wie blau, grün, und rubinrot mit einem magischen Entzücken erfüllte.“ Den tiefsten Eindruck auf Miltitz machte eine Aufführung der „Zauberflöte“, die er 1796 in Dresden hörte: „Hier fand ich jene geheimnisvolle Romantik, die den Grundton meines ganzen Wesens machte, in himmlischen Melodieen und Harmonien ausgesprochen und schwelgte in Entzücken.“ —

So bildete sich in Miltitz, während Fouqué durch die ganze Tradition seine Familie und seiner Umgebung, besonders auch durch seinen väterlichen Freund, den Hauptmann von Schmettau, zur Laufbahn des Offiziers gedrängt wurde, der Gedanke aus, auf einer Universität zu studieren und nebenbei seiner Lieblingsbeschäftigung, der Musik, zu leben. Aber da der Vater weder einen Gelehrten noch einen „Musikanten“ aus ihm machen wollte, so ließ er ihn mit sechzehn Jahren in die sächsische Armee eintreten.

Miltitz verlebte die ersten Jahre seiner Militärzeit (1797—1800) als Sousleutnant des Chevauxlegerregimentes von Gersdorf[2]), in einer der Kleinstädte, wo dieses Regiment in Garnison lag (Radeberg, Mühlberg, Ortrand, Hoyerswerda), dann wurde er in derselben Stellung zu dem vornehmsten Regimente Garde du Corps

[1]) a. a. O., S. 56 f.

[2]) Sein Patent als Sousleutnant ist vom 16. Februar 1797, vgl. die sächsische Armeerangliste von 1797.

Digitized by Google

nach Dresden versetzt.[1]) Am 18. Juni 1802 trat er zur Schweizer Leibgarde über[2]) und wurde bei diesem Regimente am 20. April 1803 zum Premierleutnant befördert[3]); am 29. Februar 1804 erhielt er den Charakter als Capitain.[4])

Miltitz war trotz Tapferkeit und ritterlicher Gesinnung nie mit ganzer Seele Soldat. So trieb er schon in seiner Lausitzer Garnison seine geschichtlichen und künstlerischen Studien weiter und in Dresden nahm er Unterricht in der Theorie der Musik und im Komponieren bei dem Organisten Christian Ehregott Weinlig und dem Kapellmeister Joseph Schuster. Die ältesten eignen Lieder in seinem für Luise von Watzdorf geschriebnen Liederbuche: „Des Abends", „Preghiera al Zeffiro" und „Die Sternseherin" tragen die Jahreszahl 1804. Im Jahre 1808 komponierte Miltitz einige Lieder von Theodor Körner; 1810 hatte Körner, der überhaupt, wie seine Eltern, herzliche Beziehungen zu der Familie Miltitz unterhielt, ein musikalisches Gedicht, die Hermannsschlacht, unter der Feder, als dessen Komponist er sich Weinlig oder Miltitz dachte.[5]) —

Am 11. März 1808 verlobte und am 7. Mai 1810[6]) verheiratete er sich mit Auguste von Watzdorf, der Tochter des Gouverneurs der Prinzen Friedrich, Clemens und Johann, späteren Gesandten in Wien, Petersburg und Berlin, und nahm seinen Abschied, wohl vor dem 22. November 1810, denn von diesem Tage ist das Patent seines Nachfolgers bei der Schweizergarde. Auguste von Miltitz war eine fein empfindende, reine, edel gerichtete Frauenseele, zu der ihr Gemahl immer, auch nach langjähriger Ehe bewundernd aufblickte und um deren Anerkennung und Liebe zu werben er nie aufhörte. Sie war innerlich und äußerlich auf das engste verbunden mit ihrer Cousine Luise von Watzdorf aus Wiesenburg bei Belzig, die sich durch ihre aufopfernde Freundschaft und ihr Vermögen mit der Zeit immer mehr als rettender Schutzengel des jungen

[1]) Das Patent vom 18. März 1800 ist in den Händen seiner Tochter (Th. v. M.)

[2]) Das Patent darüber ist am 29. Juni 1802 ausgestellt.

[3]) Patent vom 20. April 1803.

[4]) Vgl. sächsische Armeerangliste von 1804 und das noch vorhandene Patent vom 29. Februar 1804.

[5]) s. Peschel-Wildenow, Theodor Körner, I, 170; 221. Hierbei sei es gestattet, einen kleinen Fehler dieses Buches zu berichtigen. Die Band I, S. 135 und II, 197 erwähnte Gesellschaft war nicht bei Carl Borrom., sondern bei Dietrich von Miltitz auf Siebeneichen, s. Kursächs. Streifzüge, III, 357.

[6]) Th. v. M.

Digitized by Google

Paares in allen kommenden Fährnissen zeigte. Zunächst zog Miltitz mit seiner jungen Frau auf das ihm und seinen Brüdern von seinem Vater († 19. Juli 1810) vererbte Gut Neukirchen bei Wilsdruff. In dieser Zeit (1811) näherte sich Fouqués Ruhm dem Zenit. Auch in Neukirchen wurde er gelesen, während der Wintersturm um die Giebel tobte. Fouqués 1808 erschienener Roman „Alwin" regte Miltitz zu neuen Liederkompositionen an, vor allem aber weckte

Carl von Miltitz in Neukirchen auf der Birsch.
Bleistiftzeichnung von Moritz Retzsch aus dem Jahre 1811.

das hier und in den folgenden Fouquéschen Dichtungen aufgestellte religiös-ritterliche Ideal ein starkes Echo in Miltitzens Brust, ja den Trieb der Nacheiferung. Noch im Spätherbst 1811 setzte sich Miltitz brieflich mit Fouqué in Verbindung, und als der erste Brief verloren gegangen war, schrieb er am 18. Januar 1812 einen zweiten, der am 5. Februar abends glücklich in Nennhausen ankam und am folgenden Morgen von Fouqué mit warmem Herzen erwidert wurde.

So war der Bund eingeleitet, der für beide Teile die fruchtbarsten Anregungen bieten sollte. Der Bund wurde zu einem

Digitized by Google

brüderlichen Verhältnis verdichtet, als Miltitz im August 1812 von Berlin aus auf einige Wochen zu Fouqué nach Nennhausen zu Besuch kam, und auch Auguste von Miltitz und Luise von Watzdorf wurden in die enge Freundschaft aufgenommen, als sie Miltitz bis Brandenburg entgegenreisten und dort zwei Tage mit Fouqué zusammen waren.[1]) Zwar Fouqué war Protestant und Miltitz Katholik — sein protestantischer Vater war bei der Eheschließung mit der Gräfin Daun von der Münchner katholischen Geistlichkeit gezwungen worden zu geloben, daß seine Kinder der katholischen Kirche angehören sollten — aber was wollte das in jenen Zeiten bedeuten, wo nicht eine christliche Konfession, sondern das Christentum in einer aller dogmatischen Ausprägung abholden mystischen Gestalt eben erst an der Arbeit war, die jeder geoffenbarten Religion feindliche Aufklärung zu überwinden. In jenen glücklichen Zeiten, wo der katholische Graf Brühl, ein Sproß des Pförtner Zweiges, dem Protestanten Fouqué als seinen (Brühls) Lieblingsstoff die dramatische Bearbeitung der Taten Gustav Adolfs von Schweden empfahl[2]), war es auch nicht auffällig, daß sich Fouqué und Miltitz zur Schöpfung eines religiösen Werks, eines Oratoriums über Christi Auferstehung so verbanden, daß der Protestant den Text, der Katholik die den Text nachdichtende Musik schaffen sollte. Und mit wie heiliger Begeisterung haben beide ihre Arbeit begonnen! Fouque[3]) will nur „unter demütiger Anrufung des Herrn an das feierliche Werk gehen" und Miltitz schreibt am 30. Dezember 1812[4]) — man glaubt Novalis reden zu hören: „An Dein Oratorium kann und kann ich nicht kommen. Schon mehremale habe ich den ersten Satz angelegt und auch recht gut gefunden — aber am andern Tage war mir alles zu matt für diese Worte und diese Empfindung, diese Situation! Denke Dir nur, wenn eins von uns, von uns, den nächsten Frühling erlebt hätte nach Christi Kreuzigung! Und da wieder Blumen und sproßendes Grün und magischen Mondenschimmer gesehen hätte, wo das furchtbare hohe Kreuz gestanden, das heiligste purpurne Blut den grünen Boden getränkt, der Heiligste unter den schrecklichsten Qualen sein schuldloses Leben ausgehaucht! Hätte man da nicht gleich die Mönchskutte überziehen und den Rest seiner Tage in

[1]) s. Brief 7 und 8.
[2]) s. Brief 38, S. 160.
[3]) s. unten Brief 3, S. 65.
[4]) Briefe an Fouqué, S. 265 f.

Digitized by Google

Buße und Reue hinbringen mögen? Armer Nicodemus, Joseph von Arimathia, und ihr göttlich Liebende, Maria, Johannes, Magdalena, was mögt ihr bei der wiederkehrenden Frühlingspracht empfunden haben? „Erd' und Himmel dürft ihrs wagen, solche Pracht zur Schau zu tragen!" Tiefe, tiefe Worte! Du wagtest sie auszusprechen, mir fehlen nur die Töne dazu — hoffentlich aber nicht immer! —"

Burg Scharfenberg.

Fast zu derselben Zeit gewann aber auch die andere Seite der Romantik, die Erneuerung mittelalterlich-ritterlichen Lebens, für Miltitz eine früher nicht geahnte Realität. Die Güter Neukirchen und Steinbach, die Carl von Miltitz gemeinsam mit seinen Brüdern Alexander und Friedrich besaß, waren schwer zu verwalten, da Alexander in Bayern lebte, Friedrich im österreichischen Heere diente. So wurden sie 1812 verkauft. Da aber das junge Paar das Stadtleben nicht liebte, wurde nach langen Verhandlungen mit dem Vetter Dietrich von Miltitz auf Siebeneichen, einem der edelsten Männer, die das damalige Sachsen hervorgebracht hat, ein Abkommen getroffen, daß Carl in dem halbverfallnen, nur notdürftig hergerichteten Schlosse Scharfenberg sein Heim aufschlagen konnte. Mitten im Winter siedelte der junge Haushalt in die unwirtlichen Räume der alten Burg über.

Burg Scharfenberg liegt etwa eine Stunde südöstlich von Meißen hoch über dem Elbststrom auf einem fast ringsum isolierten Hügel. Eine im 17. Jahrhundert am Gemäuer angebrachte Inschrift nennt das Jahr 938 als das der ersten Erbauung der Burg, und man möchte in der Tat meinen, daß der strategisch wichtige Punkt im Zeitalter der Eroberung dieses Geländes durch die Deutschen eine Rolle gespielt haben müsse. Aber der Name Scharfenberg kommt weder in den Urkunden der Markgrafen, noch in denen der Bischöfe des 10. und 11. Jahrhunderts vor. Und so liegt denn die Vermutung nahe, daß die Burg erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts, als der Freiberger Erzbergbau sich in diese Gegenden ausbreitete, erbaut worden sei zum Schutze der nahen „Gruben" — so heißt das hinter dem Schloße liegende Dorf — und daß sie von dem bergmännischen „schürfen" den Namen erhalten habe.

Die erste Urkunde, die ausdrücklich das castellum Scharphenberg nennt, ist von 1227. War es damals samt den Silbergruben noch kaiserlich, so kam es doch noch in demselben Jahrhundert in den Besitz der Meißner Bischöfe, und diese wieder verliehen es an das seit 1186 urkundlich beglaubigte Geschlecht derer von Maltitz oder

Digitized by Google

Miltitz. Zuerst im Jahre 1389 erscheint ein Miltitz zu Scharfenberg, und seitdem ist das Schloß mit geringen Unterbrechungen immer in den Händen dieses altberühmten Geschlechts geblieben. Aber freilich von dem alten Bau ist heute nicht mehr viel übrig: nur die Grundmauern und die Keller und Verließe. Denn die alte Burg wurde 1645 von den Schweden beim Zuge Königsmarcks zerstört. Die jetzigen Gebäude, die mit ihrem roten Ziegeldach schon von fern aus den grünen Wipfeln des Bergs

Scharfenberg nach einer Originalphotographie.
Im rechten Vordergrund die Elbe.

den Wanderer grüßen, sind erst nach dem Westfälischen Frieden von Haubold von Miltitz wieder aufgebaut und 1653 vollendet worden. 1783 schlug der Blitz in den nach der Elbe zu gelegenen Teil der Burg und zerstörte durch Feuer das die beiden Flügel verbindende Gebäude samt der Burgkapelle und Teilen der Flügel. Demnach lag die Veste noch zur Hälfte in Trümmern, als Carl von Miltitz 1812 dahin übersiedelte. Nur das Torgebäude und die anstoßenden Teile der Flügel waren einigermaßen bewohnbar. Späterhin hat dann Georg von Miltitz († 1874) viel für die Erhaltung der Burg getan, und neuerdings der jetzige Besitzer Freiherr Alfred von Miltitz, der auch die Flügel wieder herrichten ließ.

Digitized by Google

So wird Scharfenberg voraussichtlich noch jahrhundertelang das wichtigste Kleinod der Romantik des sächsischen unteren Elbtals bleiben. Namentlich der im ersten Stock des Torbaus liegende, in den folgenden Briefen öfters erwähnte Saal und das anstoßende runde Turmzimmer sind ganz unversehrt erhalten. Nächst diesen Räumen und dem stillen Burghofe, der nur von dem plätschernden Brunnen widerhallt, ist am eindrucksvollsten der vor beiden Flügeln an der Stelle der Burgkapelle entstandene halbverwilderte Garten. Eine niedere Pforte leitet hinein, darüber steht das schöne Distichon:

Nobilis haec quondam gentis celeberrima sedes
Fracta ruat, virtus si modo prisca manet.

„Drinnen aber wuchert zwischen blühenden Rosen tausendzüngiger Epheu und stützt hilfsbereit mit seinen Wurzelfasern das bröckelnde Gestein; andere Schlingpflanzen klettern an uralten Linden empor und lugen neugierig ins Nest der Holztaube, die auf dem äußersten Wipfel girrt. Zu unseren Füßen aber breitet sich ein wunderliebliches Landschaftsbild aus. Da schlängelt sich in grüne Ufer eingebettet der Elbstrom mit seinem Schiffsverkehr, den man stundenweit verfolgen kann. Jenseits liegen stattliche Dörfer und größere Ortschaften, die sich teils der schwarzen Randlinie der Burggrafenheide und des Friedewaldes anschmiegen, teils bis in das Innere der dunkeln Waldmasse hineindringen. Nach Süden zu begrenzt den Blick das Häusermeer der Lösnitz, bei hellem Wetter sieht man auch die Türme von Dresden, nach Norden zu den zerrissenen, Wein- und Villen tragenden Fels des Spargebirges.“ [1])

Die Romantik des Elbtals bei Meißen.

Unsere Übersicht über die Schicksale der Burg hat gezeigt, daß ihr Mauerwerk größtenteils nicht auf echt mittelalterlichen Ursprung Anspruch machen darf. Trotzdem galt Scharfenberg mit seiner Umgebung und der benachbarten Stadt Meißen wegen der alten und großen Vergangenheit und wegen der diese Orte umschwebenden Sagen für eine bevorzugte Heimstätte der Romantik. Ja, in gewissem Sinne war die romantische Bewegung in diesen Elbgegenden großgezogen worden.

Neben Jena und Berlin ist Dresden und das Elbtal die klassische Stadt der Romantik.[2]) Im Sommer 1798 hatten Friedrich und August Wilhelm Schlegel in der Dresdner Gemäldegalerie ihr

[1]) s. meine Kursächs. Streifzüge, III, 328 f.
[2]) Karl Joel, Nietzsche und die Romantik, S. 359.

Digitized by Google

Hauptquartier aufgeschlagen und prägten hier im Verein mit Fichte, Schelling und Novalis die künstlerischen und ästhetischen Grundsätze der neuen Lehre aus. Friedrich Schlegel aber war der Enkel eines Meißner Stiftssyndikus und führte selbst sein lebhaftes Naturgefühl auf die Einwirkung der Meißner Gegend zurück. Seine „Erinnerungen an die Reise nach Frankreich" beginnt er mit dem Satze: „Der Augenblick stand mir noch lebhaft vor Augen, in welchem wir von dem Dome zu Meißen auf die Elbe und das romantische Tal heruntersahen, das mir so teuer ist, weil ich hier zuerst die Natur in schönerer Gestalt sahe und mehr als einmal nach einem Zwischenraum von mehreren Jahren dieselbe geliebte Gegend voll von Erinnerungen und doch mit dem frischen Reiz eines neuen Eindrucks wiedersahe."

Auch Novalis, der Jugendfreund Dietrichs von Miltitz, war oft über diese Fluren gewandelt. 1797 z. B. verlebte Novalis das Weihnachtsfest in Siebeneichen, 1798 war er längere Zeit der Gast Agners, des Pächters von Batzdorf, das zwischen Siebeneichen und Scharfenberg gelegen ist. Das zu Batzdorf gehörige einsame „Totenhäuschen" mit der interessanten Sage, die es umschwebt, zog den Apostel der Todessehnsucht mächtig an, und dort ist wohl, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe, das tiefsinnige Märchen „Lehrlinge zu Sais" entstanden.[1])

Miltitz auf Scharfenberg.

Von allen diesen „romantischen" Vorzügen Scharfenbergs hatte Fouqué durch Miltitzens Mitteilungen eine Vorstellung. Deshalb begrüßt er die Nachricht von der Übersiedlung seines Freundes auf das alte Schloß am 21. November 1812 mit begeisterter Freude. Ja er hofft selbst an diesem vom Flügelschlage echter Romantik umwitterten Burgleben teilzunehmen: „dort, in aller Freudigkeit des Frühlings, soll ich nach wenigen Monden nun Dich wiedersehn und Augusten! Ja, das sollen einmal Tage werden, von welchen man sagen darf, man habe sie gelebt und deren Nachklang noch edles, reines Feuer durch Herz und Glieder strömen wird, jahrelang nachher! Wie wollen wir da mit einander singen und lesen und Speere werfen. . . . Ich bilde mir jetzt ein, ich hätte von Kindheit auf die Ahnung eines solchen Burglebens bei mir gehegt und nun beginne die helle Zeit desselben erst heraufzuschreiten." Freilich, bei Miltitz selbst bleibt eine gewisse Ernüchterung nicht aus; an der Schwelle des Weihnachtsfestes, am 21. Dezember,

[1]) Kursächs. Streifzüge, III, S. 348 f.

Digitized by Google

bedauert Fouqué die „Störungen, welche die Winterkälte in Eure häusliche Behaglichkeit hinein haucht, zumal da noch immer der Ostwind scharf auf meine Fenster heult und mir es ordentlich schadenfroh Kund gibt, welchen Spuk er um die hochgelegne Miltitzsche Veste zu treiben wage.“[1])

Miltitz als Komponist.

Trotzdem hat Miltitz damals auf Scharfenberg im ungestörten Verkehr mit den Musen und in immer innigerer Versenkung in das Wesen der Musik einen durch das erhebende Gefühl des Gelingens und durch manche äußere Anerkennung freudvollen Winter gehabt. Hier ist der Ort, etwas über sein Verhältnis zur Kunst, über seine Begabung und insbesondere seine Bedeutung als Komponist zu sagen. Miltitz ist von Haus aus bei tiefer innerer Religiosität und warmer Liebe zu allem Schönen eine weit verstandesmäßigere Natur gewesen als Fouqué. Aber auch er wurde durch den gewaltig brausenden Strom der Zeit und durch den starken Einfluß Fouqués, in dem er stets seinen Meister sah, so mit fortgerissen, daß er jahrelang als dessen Geistesverwandter gelten konnte. Ein Dichter von Gottes Gnaden war er nicht, er hat sich auch nie als solchen gefühlt. Dazu fehlte ihm der geniale Schwung der Phantasie und das lebhafte Gefühl für Metrik, das sich seine Freunde Fouqué und Apel namentlich durch das Studium griechischer Dichter erworben hatten. Dagegen war ihm die Gabe verliehen, scharf zu beobachten und Beobachtetes gut zu erzählen, so daß er als Novellist später einen gewissen Erfolg hatte. Vor allem verstand er es — und das führte ihn vorzugsweise mit Fouqué zusammen — die Dichtung eines andern tief in sich aufzunehmen und in Tönen wiederzugeben. Über seine größeren Tondichtungen wage ich kein Urteil auszusprechen. Gedruckt sind davon eine Messe in H-moll (Wien, Haslinger) und eine Ouverture dans le genre de Poésie d'Ossian (Breitkopf & Härtel), die ich besitze. Von dem 1815—1817 mehrmals im Berliner K. Opernhause auf-

[1]) Luise von Watzdorf erzählt in ihrem Tagebuche, daß sogar die Dienstboten „sich über den Gedanken entsetzten, in dem alten verfallnen Schlosse wohnen zu sollen, welches ihre Einbildung mit lauter Spukgeistern anfüllte. Sie fürchteten sich so, dass sie lieber auf die Bequemlichkeit der Betten verzichteten, um beyeinander bleiben zu können und sich alle zusammen in einer Stube auf Stroh zur Ruhe legten. Den andern Morgen sagten sie sämmtlich auf; da sie aber doch nicht gleich weggehen durften und die erwarteten Gespenster sich nicht sehen liessen, auch der Aufenthalt durch die Einrichtung annehmlicher wurde, so nahmen sie nachher für Gesuch wieder zurück . . . Wir richteten uns indessen ein und waren heiter und zufrieden, nur dass die Kriegsnachrichten die Ruhe störten.“ Th. v. M.

Digitized by Google

geführten romantischen Singspiel „Wie man lieben muß" kenne ich keine Zeile, von der komischen Oper „Der türkische Arzt" (in Dresden 1832 aufgeführt) liegt die Partitur auf der Dresdner Bibliothek (Mus. B. 540), ebenso vom „Condottiere" (Text von Prinzessin Amalie, Mus. B. 534), von „Alboin und Rosamunde" (große tragische Oper, 2 Akte, Mus. B. 536) und von „Czerny Georg" (Mus. B. 538). Mehrfach erwähnt wird auch seine Oper „König Saul", zu der Prinz Johann den Text gedichtet hat. Außerdem liegt unter den handschriftlichen Musikalien der Dresdner Bibliothek Miltitzens die Partitur eines Quartetto a 2 Violini, Viola e Cello (Mus. B. 972), die Partitur des im Text der Briefe so oft erwähnten Oratoriums: Die Frauen am Grabe des Heilands (Mus. B. 144) und der Klavierauszug dazu (Mus. B. 146), das Stabat Mater a 4 voci (Mus. B. 160 V) und die Sinfonie dans le style Ossianique (Mus. B. 1166), die wohl mit der oben genannten Ossian-Ouverture identisch ist. — Bei dem jetzt so regen Interesse für alte Musik, wäre es wohl angebracht, wenn ein Musikhistoriker von Fach diese Werke einmal ansähe und beurteilte.[1]) Ich schöpfe meine Kenntnis der Miltitzschen Musik, da mir seine bei Meser (Mäser?) in Dresden und Goedsche in Meißen erschienenen Lieder nicht erreichbar waren, lediglich aus seinem und Luise von Watzdorfs handschriftlichem Liederbuche, aus den beiden musikalischen Beigaben zu Fouqués „Dramatischen Dichtungen für Deutsche"[2]), und aus dem im Frühjahr 1813 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienenen „Liedern von Friedrich Baron de la Motte Fouqué in Musik gesetzt vom dem Königl. Sächs. Kammerherrn Freyherrn von Miltitz". Diese Liedersammlung, von der mir durch einen günstigen Zufall die beiden letzten in den Handel gekommnen Exemplare zugefallen sind, enthält einige wirkliche Perlen der Tonkunst.

---

[1]) Ich beschränke mich darauf, einige Urteile aus dem „Neuen Nekrolog der Deutschen", XXIII, 1845 (Weimar 1847), S. 55—57 anzuführen. Der Verfasser der dort abgedruckten Biographie Miltitzens meint, der Verstorbene habe in der oben genannten Ouverture den glücklichen Versuch gemacht, „den Geist der Ossianschen Dichtung in Tönen wiederzugeben", und von der Oper „Czerny Georg" sagt er, sie hat das Eigentümliche, daß sie völlig rezitativisch und meist nur mit Begleitung des Pianoforte und der Bässe und Celli geschrieben ist, wodurch die Unterbrechungen des Dialogs vermieden werden." Man sieht, wie auch in diesem wichtigen Punkte die Romantiker Richard Wagner vorgearbeitet haben.

[2]) Berlin, Hitzig, 1813, S. 241 „Preußisches Soldatenlied" (s. S. 110) und S. 272 „Theodora", beide aus der „Familie Hallersee".

Digitized by Google

Ich schalte dabei die in den Briefen enthaltenen Urteile Fouqués als des Textdichters billigerweise aus. Aber man lese, was der feinsinnige, die Theorie der Musik weit über sein Zeitalter hinaus beherrschende Apel schreibt: „Die Melodien scheinen mit den Gedichten zugleich und in demselben Geist entstanden, oder sie scheinen es nicht, sie sind es in der Tat, denn nur im gleichen poetischen Leben findet der Tonkünstler denselben Gesang, den der Dichter, wie eine Stimme aus der Ferne nur halb und nicht in voller Klarheit vernahm."[1]) Auch der Vergleich der Lieder Miltitzens mit den von der Weimarer Goethe-Gesellschaft herausgegebnen Liedern Goethes in Kompositionen der Zeitgenossen fällt nicht zuungunsten Miltitzens aus. In Luises Liederbuch findet sich ein undatierter Versuch, Goethes „Über allen Wipfeln ist Ruh" zu komponieren und mit dem Datum „d. 2. Februar 1816 Scharfenberg" eine Komposition der 1. Strophe des „Wanderers" (von Schmidt von Lübeck), die, wenn auch der großartigen Auffassung Schuberts nicht vergleichbar, so doch durchaus selbständig und eigenartig ist. Von den oben genannten Fouqué-Liedern halte ich die dem Andenken der Mutter gewidmeten „Wehmut"[2]) und „Mutterliebe" für die schönsten; außerdem Aleards Lied aus dem „Zauberringe":

O Flügel mir, um zu ihr hinzuschweben
Im Abendschein
Ringsher ein Netz aus Traumesgold zu weben,
Mein Bildnis drein!

Weh, armes Herz, du darfst es nimmer wagen,
Verdämmre nur,
Und höchstens leb in leisen Liedesklagen
Auf dieser Flur!

Die Melodien dieser Lieder sind so rührend schlicht, so zart und innig, daß sie auch das Herz des modernen Menschen noch ergreifen; sie sind in der Musik etwa das, was in der Malerei die Bilder der Nazarener oder Präraffaeliten bedeuten. Um seiner Lieder willen verdient Miltitz der Vergessenheit entrissen zu werden und in der Geschichte des deutschen Liedes einen Platz zu erhalten. —

Miltitz im Freiheitskriege.

Auch Miltitz sah sich durch den Freiheitskrieg aus seinem Schaffen herausgerissen. „Dresden d. 11. Februar 1813" ist das

[1]) s. Brief 20, S. 116.
[2]) s. die Beilage zu S. 99.

Digitized by Google

„Lied der Frauen Ingeborgs“[1]) in Luisens Liederbuch datiert. Ende Februar 1813 siedelte er wegen der Kriegsgefahr ganz nach Dresden über. Aber auch diese Stadt verließ er mit den Seinen, als die Franzosen nach dem Siege bei Groß-Görschen (2. Mai 1813) die Verbündeten über die Elbe zurückdrängten.

Miltitz brachte seine Frau und die Cousine Louise nach Böhmen in Sicherheit und zwar nach Karlsbad. Er selbst fand ein Asyl im Schlosse Tetschen beim Grafen Thun, dessen Frau, eine Gräfin Brühl aus Pförten, mit Auguste von Watzdorf in Wien bei den Salesianerinnen erzogen worden war. Schon während des Waffenstillstands waren die beiden Damen in Karlsbad: denn von dort aus schreibt Auguste über die Zersprengung des Lützowschen Freikorps bei Kitzen (17. Juni); Miltitz war am 14. Juli noch in Tetschen[2]), aber im August erschien er beim Heere, um seinen Eintritt in die österreichische Armee zu betreiben. Nach der Schlacht bei Kulm traf er mit Fouqué zusammen. Dieser erzählt davon in seiner Lebensgeschichte, S. 328: „Ein feuriges Kriegs- und Siegeslied erklang aus Fouqués jubelnder Seele in dem schönen, blutig errungnen Töplitzer Tal, anhebend:

„Der Sieg schwang seine goldnen Flügel
Durchs Kampfestal,
Und wie Altäre stehn die Hügel
In seinem Strahl.“

Karl Borromäus von Miltitz, eben damals beim Heer eingetroffen, um unter den österreichischen Scharen zu kämpfen, verlieh den Worten eine begeisterte Weise, und so wird das Lied wohl noch hin und wieder gesungen.“[3])

Am 26. Oktober 1813 trat Miltitz auch formell in die österreichische Armee ein und wurde auf Anordnung des Feldmarschall-leutnants von Schustek dem k. k. Dragonerregiment Erzherzog Johann Nr. 1 (heute Dragonerregiment Nr. 9) zugeteilt.[4]) Miltitz selbst schreibt im Rückblick auf die Kriegsereignisse am 27. Juni 1814 aus Carlsbad über die Ursachen seines so späten Eintritts in die Armee und seine Teilnahme am Feldzug folgendes: „In dem Grade einzutreten, in welchem ich die sächsische Armee verlassen hatte — d. h. als Hauptmann — war in der österreichischen Armee

[1]) Aus Fouqués „Runenschrift“ (Dramat. Dichtungen für Deutsche“, S. 152).
[2]) Brief Miltitzens von diesem Tage und Orte an Luise von Watzdorf. Th. v. M.
[3]) Leider konnte ich diese Weise nicht auffinden.
[4]) Nach gütigen Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs in Wien.

Digitized by Google

fast unmöglich. Ich hatte Zeit genug mit Versuchen es dennoch möglich zu machen versäumt, da ergriff mich nach der Leipziger Schlacht die Schaam, mit so festem Willen dennoch bisher bloss zugesehen zu haben. Ein Freund des seel. Onkels, der Baron Schustek, 2ter Proprietair des 1. Dragonerregiments Erzh. Johann, nahm mich auf mein Ansuchen in dieses schöne und brave, seit Töplitz berühmte Regiment. Ich verliess mit einem Detachement Prag im Oktober v. J., traf das Regiment im Breisgau, machte mit ihm meine erste Waffenprobe vor Besançon und wurde nach zwei Monaten vom Fürsten Schwarzenberg, dem mich Paul Esterhazy in Töplitz vorgestellt hatte, ins Hauptquartier berufen, im Bureau des Feld-Marschalllieutn. Grafen Radetzky angestellt, dann dem Generalstabe zugetheilt und zum Gen. Maj. im Gen. Quart. Meister-Stabe — unserm Langenau versetzt und endlich — immer im Hauptquartier fixirt, zum 2. Husarenreg. der östr. Teutschen Legion als Ober-Lieutn. transferirt. Die Affairen von Brienne, Nogent, Bray, Rheims, Troyes habe ich mitgemacht, bin nie blessirt worden und nie einen Augenblick krank gewesen. Meine Anstellung im grossen Hauptquartier war ebenso angenehm und lehrreich; und obschon ich das nicht bin, was die Leute einen Diplomatiker nennen, so habe ich doch vielleicht manches begriffen, was ihn eigentlich macht." Bald nach der Kapitulation von Paris (31. März 1814) zog er sich vom Heere zurück; schon am 23. April schrieb er, und zwar in sehr niedergeschlagener Stimmung aus Basel an Luise Watzdorf.[1]) Hier verweilte er längere Zeit, bessere Stimmung erwartend, gedrückt wohl auch durch die Verhältnisse seiner sächsischen Heimat. Diese Angaben werden bestätigt und ergänzt durch Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs in Wien. Am 27. Mai[2]) bat er „bei gleichzeitiger Einreichung seines Quittierungsgesuches um Urlaub in Familienangelegenheiten nach Sachsen, welcher ihm vom Generalquartiermeister Feldmarschalleutnant Graf Radetzky bewilligt wurde, mit einem Schreiben, worin letzterer bemerkte: „So sehr es mich freut, Ihnen hierdurch einen angenehmen Dienst zu erweisen, so sehr bedaure ich, durch Ihren Entschluß einen Offizier zu verlieren, der sowohl durch seine Konduite und Kenntnisse, wie durch seinen Diensteifer die volle Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erlangt hat

[1]) s. Brief 21, S. 119 f.

[2]) Das genauere Datum nach der in den Händen seiner Tochter befindlichen Ausfertigung. Th. v. M.

Digitized by Google

und dessen Verhältnisse Ihn zu meinem Bedauern aus unserer Mitte reißen." Seine Entlassung aus der k. k. österreichischen Armee wurde ihm am 12. September 1814 „mit Beibehalt des Oberleutnantscharakters" bewilligt. Unterdes war er durch Süddeutschland und Böhmen in die Heimat zurückgekehrt. Fouqués Gebet „Herr Gott, Dein Wille soll ergehn", das dieser einst nach der Dresdner Schlacht auf dem schmerzlichen Rückzug nach Böhmen gedichtet hatte, komponierte er am „29. August 1814 in der Kirche zu Töplitz". Seine Gattin hatte er vorher aus Karlsbad abgeholt (s. den Brief daher vom 27. Juni 1814, S. 42). So war er erst Anfang September wieder in Scharfenberg. Es stimmt dazu, daß Fouqués Brief (Nr. 24), der ihn in den Mauern der Stammburg willkommen heißt, vom 4. September 1814 datiert ist. —

Miltitz nach dem Kriege.

Daheim war Miltitz ein herrlich aufblühendes Familienglück beschieden. Am 12. Mai 1815 wurde ihm seine Tochter Friederike Augusta Maria Crescentia, am 14. Dezember 1816 sein ältester Sohn Leo Carl Friedrich Siegismund geboren. Seine Arbeiten bewegen sich in dieser Zeit um die Vollendung der Komposition des Fouquéschen Liederzyklus: „Folko und Isula"[1]), um das Fouquésche Oratorium (s. oben)[2]) und um zwei Opern, die er bei dem ihm befreundeten Berliner Intendanten Grafen Brühl zur Aufführung einreicht.[3]) Der für den Frühling 1815 geplante Besuch Fouqués in Scharfenberg kam zunächst nicht zustande, da es Fouqués Zartgefühl nicht duldet nach Sachsen zu reisen, während dort eine durch die Teilung des Landes hervorgerufene begreifliche Erbitterung gegen Preußen herrsche.

August Apel.

Aber im Frühling 1816 werden die Vorbereitungen zur Reise nach Sachsen mit neuer Begeisterung aufgenommen und zugleich wird der Kreis der Freunde, die sich auf Scharfenberg treffen wollen, durch die interessante Person August Apels erweitert. Ein neues Lebenselement wird durch ihn dem Scharfenberger Kreise zugeführt. Muß uns Fouqué als Abkömmling des militärischen, Miltitz als Sproß des höfischen Dienstadels gelten, so repräsentiert Apel das wohlhabende, hochgebildete Bürgertum jener Zeit, den an den Quellen alter sächsischer Gesittung und Eleganz genährten Leipziger Patrizier.

---

[1]) Folko und Isula, Lieder eines Troubadours, Stephan Schützes Taschenbuch für 1814, S. 95—102.

[2]) s. Brief 2, S. 61.

[3]) s. Brief 38, S. 161.

Digitized by Google

Johann August Apel, der Sproß einer alten Leipziger Familie, geboren am 17. September 1771 als Sohn des Bürgermeisters, hatte auf Grund einer trefflichen Schulbildung in Leipzig und Wittenberg Jura studiert, war Hofgerichts- und Konsistorial-Advokat und später (1801) Ratsherr in seiner Vaterstadt geworden. Das brachte ihm vielerlei Geschäfte, nebenher aber blieb ihm Muse genug, auf seinem über der Elsteraue bei Schkeuditz anmutig gelegnen Rittergute Ermlitz[1]) den schönen Wissenschaften und Künsten zu leben. Zwar hat Schiller gerade in der Zeit, als sich Apel zu eigner Produktion anschickte, Pleiß-Athen mit dem Distichon getroffen:

> Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpften zu durstig
> Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

Immerhin behauptete die Stadt Gottscheds und Gellerts, des jungen Klopstock und des jungen Lessing auch noch an der Schwelle des 19. Jahrhunderts eine beachtliche Stellung im Reiche der Musen; der sich mehr und mehr nach Leipzig ziehende Buchhandel kam hinzu. August Apel war Schüler der Thomasschule. Sonst ist über seine Entwicklung nicht viel bekannt[2]); seine Werke aber zeigen, daß er die griechische Poesie, deren

[1]) Friedrich Laun in seinen „Memoiren", 2. Teil (Bunzlau 1837), S. 6 f. hat uns eine eingehende Schilderung der Persönlichkeit Apels hinterlassen, die zwar etwas oberflächlich und in Einzelheiten ungenau ist, aber doch brauchbaren Stoff zu einer Charakteristik enthält. Auch von dem Leben in Ermlitz entwirft Laun, S. 17 f. eine anmutige Schilderung: „Ich verlebte dort mit ihr, »Apels Mutter«, ihrem Sohne und einem vorzüglich aus älteren, jüngeren und ganz jungen Personen weiblichen Geschlechts bestehenden Kreise eine überaus angenehme Woche. Die Tage verflogen unter den mancherlei Beschäftigungen eines angenehmen Müßigganges. Aus dem schönen Schloßgarten mit seinen gerade blühenden Rosen, unter denen viele gelbgefüllte im damaligen Sommer aber eine seltene Vollkommenheit darlegten, ging es häufig in den anstoßenden, mit einem köstlichen Reichtume uralter Eichen versehenen Wald . . . zuletzt gewöhnlich wieder zurück in den Gartensaal ans Pianoforte. . . . Der Abend im Schloßgarten zu Ermlitz brachte besondere Schauer mit. Zufolge alter Sagen waren in vorigen Zeiten, wo das Hochgericht nicht weit davon gelegen, dort manche Unheimlichkeiten zur Zeit der Dämmerung und später vorgekommen." Aus der schriftstellerischen Verwertung solcher Eindrücke erwuchs das von Apel und Laun herausgegebene „Gespensterbuch", für dessen Fortsetzung im „Wunderbuche" Fouqué und Miltitz als Mitarbeiter gewonnen wurden, s. S 50.

[2]) Eine umfassendere, namentlich auf den in Ermlitz vorhandenen Tagebüchern, Kopierbüchern, Briefen und Konzepten beruhende Darstellung des Lebens und Dichtens August Apels wird von seinem Urenkel, Herrn Theodor Apel auf Ermlitz, vorbereitet.

Digitized by Google

Dramen er auch nachzuahmen suchte, mit vielem Gewinn für Geist und Herz, für Sprach- und Versbildung eingehend studiert hatte. Im übrigen war er ein so selbständiger Geist, daß er sich keiner bestimmten Dichterschule eingliedern läßt. Er erscheint uns als ein Geistesverwandter Herders, wenn er allen Regelzwang verabscheuend die Natur und die natürliche Empfindung zum Maßstabe aller Kunst und Literatur macht, wenn er neben den klassischen volkstümliche Stoffe bearbeitet, wie den Prinzenräuber Kunz von Kauffungen und die anmutigen Geschichten, die er mit Friedrich Laun zum „Gespensterbuche" und zum „Wunderbuche" vereint. Die Freischützenovelle, aus der dann K. Maria von Weber mittelst des Kindschen Textbuches die erste romantische Oper von durchschlagendem Erfolge schuf, ist von Apel aufgeschrieben worden. Sein bleibendes Verdienst erwarb er sich „auf dem Gebiete der Theorie der poetischen Formen, vornehmlich der Rhythmik und Metrik, deren wahres Verhältnis und Wechselwirkung auf einander er zuerst in größerem Maßstabe erkannte. . . . Apel ging von der durchaus richtigen Anschauung aus, daß die musikalische Komposition der griechischen Gedichte sich eng an die schon dem deklamierten Verse zugrunde liegenden Rhythmen anschlösse. Die neueste Zeit erst hat den Wert der Apelschen Theorien erkannt. . . .[1]) Von Apels Gedichten findet man in den Lesebüchern mit Recht noch immer das in der Formgebung an Schillersche Balladen erinnernde „Simonides". Ganz unbekannt, wahrscheinlich überhaupt noch nicht gedruckt, sind die formvollendeten, eine tiefgründige Vaterlandsliebe atmenden Epigramme eines mir vorliegenden Konzeptenbuches. Eins genügt, die Gesinnung dieses Sachsen zu kennzeichnen:

Letzte Gabe.

Kleider und Gold, frostscheuchendes Holz, volknährende Feldfrucht
Wein und der Freiheit Stolz raubtet Teutonien ihr,
Franken; das letzte Geschenk mit frohhingebenden Herzen
Beut sie es euch, ein Grab, tief im geschändeten Schoß.

Von einer ganz neuen Seite werden wir Apel auch im folgenden kennen lernen, als Meister des Briefstils. Die 13 Briefe, von ihm,

[1]) Heinrich Schmidt, Allgemeine Deutsche Biographie, I, S. 501 f. Eine Aufzählung der gedruckten Werke Apels, unter denen besonders die formvollendeten „Cicaden" (III Bände, Berlin 1810/11) und die nach seinem Tode erschienenen „Zeitlosen" (Berlin 1817) hervorzuheben sind, bietet Goedeke VI, 459 f.

Digitized by Google

die ich nach der chronologischen Ordnung zwischen die Fouqué-schen einschieben konnte, zeigen ihn als einen so liebenswürdigen, originellen, geistvollen Mann, daß jedes weitere Wort zu seiner Charakteristik überflüssig ist.

Moritz Retzsch.

Und nun noch ein kurzes Wort über Moritz Retzsch. Geboren am 9. Dezember 1779 in Dresden als Sohn eines kleinen Beamten, arbeitete er sich doch durch Fleiß und Talent so empor, daß ihn seine adligen Freunde für ebenbürtig ansahen. Der Kunst war er ein treuer und reiner Jünger. Erst (seit 1798) Schüler der Dresdner Akademie, dann Professer an ihr repräsentierte er in seiner Person besonders deutlich den Übergang, den damals die Malerei von der klassizistischen Richtung eines Raphael Mengs und Tischbein zur Romantik durchmachte. Merkwürdig, daß die Dresdener Galerie von diesem langlebigen, spezifisch Dresdener Meister nichts besitzt als ein ihr zufällig geschenktes Miniaturbildchen. Besaß doch Miltitz von Retzsch einen Christus in Gethsemane[1]), und einen andern kaufte Fouqué im Jahre 1819 für seine Frau.[2]) Retzschens Hauptstärke war es, sich mit dem Griffel nachdichtend in eine ihn packende Dichtung zu versenken. So hat er z. B. Fouqués Zauberring und Corona erläutert.[3]) Wie hoch Fouqué diese Zeichnungen stellte, zeigen seine Verse „An Moritz Retzsch" im 2. Bd. der „Gedichte", S. 179:

Ich zog mir einen Zauberring,
Die alten Helden zu beschauen,
Und sah mit Lust und süßem Grauen,
Wie mich die ernste Schar umfing.

Auch drang's vernehmlich in mein Ohr,
Wie Sprüch' aus ihrem Munde schallten,
Doch vor den leuchtenden Gestalten
Zog stets ein dunkler Nebelflor.

Bis einer seinen Griffel schwang,
Ein zaub'risch bildender Genosse;
Da strahlten Frauen, Herrn und Rosse —
Du, edler Magier, habe Dank!

Am bekanntesten sind seine zuerst 1816 bei Cotta erschienenen 26 Radierungen zu Goethes „Faust", die meines Wissens nur in den 12 Blättern von Cornelius aus dem Jahre 1811 einen Vorgänger haben, ferner seine Umrißzeichnungen zu Shakespeares Dramen und Bürgers Balladen, zu denen Miltitz Erläuterungen geschrieben hat.

Retzsch lebte meist auf seinem Weinberg in der Lößnitz bei

[1]) Briefe an Fouqué, S. 267.

[2]) Aus einem Briefe von Auguste von Miltitz an ihren Gatten vom 16. Dez. 1819. Th. v. M.

[3]) s. Brief 3, S. 65, Brief 24, S. 126 f.

Digitized by Google

Dresden und ist dort als hochbetagter und lebensmüder Greis am 11. Juni 1857 gestorben.

Seine Beziehungen zur Familie Miltitz waren alt und dauerhaft: sie gehen mindestens bis in die Zeit zurück, wo das Miltitzsche Ehepaar in Neukirchen wohnte (1811); denn aus dieser Zeit stammt die Bleistiftskizze Retzschens, die Miltitz auf der Birsch vorstellt (s. Seite 33), und sie dauerten bis zum Tode des Miltitzschen Paares, ja darüber hinaus (s. Brief 71). —

Retzschens Umrißzeichnungen sind aus der Mode gekommen und werden, obwohl sie Goethe sehr hoch stellte, kaum mehr beachtet. Für ihre Zeit waren sie von großer Bedeutung und haben Tausenden Freude bereitet. Unverändert in ihrem Wert sind die mit bewunderungswürdiger Zartheit und Feinheit ausgeführten Blätter, die die Mappe seiner Handzeichnungen in der K. Kupferstichsammlung in Dresden füllen. Dort liegt auch sein interessantes illustriertes Tagebuch, das er gemeinsam mit seinem Bruder August geführt hat. Endlich war Retzsch ein Meister des gemütvoll aufgefaßten Porträts.[1]) Das schönste Werk dieser Art von ihm ist das Ölbild des ihm so befreundeten Miltitzschen Ehepaares, wie es, beide in altdeutscher Tracht, von einem Söller des Scharfenberger Gartens, so daß das Schloß den Hintergrund bildet, in die reich gegliederte Landschaft hinausschaut. Das stille, sinnige Wesen der schönen Frau, die geistig erregtere, ein wenig lehrhafte, fast nervöse Art des Mannes — kurz das innerste Seelenleben der beiden Gatten ist auf diesem Bilde mit solcher Treue und Tiefe gemalt, daß es uns — der höchste Triumph des Malers — im Innersten packt und zwingt, den dargestellten Personen, ja sogar dem „Gehäuse ihres Daseins" unsere lebhafteste Teilnahme zu schenken. Das Bild ist im Besitze des Enkels Miltitzens, des Königl. Sächs. Oberstmarschalls Grafen Vitzthum, und ist vor einigen Jahren beim Brande des Lichtenwalder Schloßes mit Mühe aus den Flammen gerettet worden. Unsere Nachbildung (s. das Titelbild) beruht auf einer uns gütigst überlassenen Photographie (Th. v. M.). Auch von Apel hat Retzsch ein sehr gutes Ölbild gemalt, das jetzt in der Bibliothek zu Ermlitz hängt und hier nach einer uns vom Besitzer geschenkten Photographie wiedergegeben wird (s. S. 51).

[1]) Auch das „Allgemeine Künstlerlexikon" (2. Aufl. von A. Seubert), III, 133 rühmt seine „sinnige und gemütliche Auffassung bei sorgfältigster Durchbildung" und seine besondere Begabung für das Porträt. Eine kleine Skizze seines Lebens enthält auch die Einleitung zu seiner „Galerie zu Shakespeares dramatischen Werken".

Digitized by Google

Der Romantikerverein in Scharfenberg im Juni und Juli 1816.

Das also waren die Menschen, die sich im Juni und Juli 1816 in den schlichten Gemächern des ehrwürdigen Schloßes Scharfenberg begegneten und dort mit all dem Feuer, dessen solche romantische Idealisten fähig sind, ihre Persönlichkeiten wechselseitig aufeinander wirken ließen.

Freilich, Fouqué traf wider den ursprünglichen Plan so spät in Scharfenberg ein, daß Apel, der am 10. Juni zu einem vorläufigen, am 16. zu einem längeren Besuche mit seiner jungen Begleiterin Minette von Ploetz[1]) auf dem Schloße angekommen war, schon wieder (2. Juli) nach Leipzig abgereist war. Aber da Fouqué, der vom 3. bis 25. Juli in Scharfenberg blieb, noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Scharfenberger Wochen vom 26. bis 29. Juli Apels Gast in Ermlitz war, so sind auch zwischen Fouqué und Apel die Ideen, die damals den gesamten Freundeskreis bewegten, genügend ausgetauscht worden (s. u. S. 52). Apel hat bei seiner ausgesprochnen Neigung für Wunderbares und Seltsames von dem Aufenthalte in der Burg viel Anregung genossen. Er selbst notiert in seinem Tagebuche unter dem 17. bis 22. Juni 1816: Stoff zu bearbeiten habe ich gefunden und bekommen:

1. die vom Blitz geänderte Grabesschrift der Gräfin Zomoiska(?): Damnata est. Ich habe die Erzählung schon skizziert.

2. Ein Gemälde bei dem Grafen Thun, ein schönes Mädchen mit eisernem Halsband, wovon aus Ketten an die Hände gehn. Der Schloßherr hält das Bild geheim, will es nicht zu achten scheinen und hat doch ein Grauen dafür.[2])

3. Der Totenkopf, der immer wieder kommt, in Siebeneichen oder Naustadt.[3])

4. Die Geisterseherin (Mutter der Fr. v. Rauschendorf). Sie sieht im Winkel vorbedeutende Erscheinungen. Eine andere Geseherin ist eine Verwandte des Malers Retzsch, die Niemand kennt. Sie hat Visionen, wehrt ab und ruft: „Du hast keinen Theil an mir.“ —

Auch das Burgverließ in Scharfenberg hat Apel, um die süßen Schauer der Vorzeit zu kosten, besichtigt. „Es ist grausig genug.

[1]) Apel liebte es (S. 45) junge Mädchen um sich zu haben. Minette von Ploetz hatte er nach der Notiz seines Tagebuchs vom 9. Juni 1816 als „Hündchen“ mitgenommen.

[2]) Diesen Stoff hatte Apel von Miltitz erhalten, der mit dem Grafen Thun auf Tetschen befreundet war.

[3]) Die bekannte Sage vom Totenhäuschen in Batzdorf, s. Meiche, Sagenbuch des Königreichs Sachsen, S. 250 f.

Digitized by Google

Durch eine sehr enge Thür am Fuße des Turms kommt man an eine schmale Treppe, die mit sehr hohen Stufen ein Stück unter die Erde führt. Nun kommt man durch einen kurzen engen und niedrigen Gang zu einer zweiten Thür, die noch niedriger ist. Hier ist man sogar von der Treppe verlassen und eine Leiter von ungefähr 8 Sprossen, die von der Feuchtigkeit des Gewölbes tropfen, führt zu dem zweiten Absatz, von welchem man auf einer Treppe zu dem dritten hinabsteigt. Hier führt eine ganz niedrige Thür zu dem eigentlichen Burgverließ." Apel verstand es, auf solchen Gängen, die in seinem Wirt ohnehin schon vorhandene Neigung zum Wunderbaren noch zu verstärken. Unter Apels Einfluß begann Miltitz eine Reihe kleiner Novellen abzufassen, in denen das Geisterreich eine hervorragende Rolle spielt. Einheimische Sagen, wie z. B. die vom Bergmönch in der Silbergrube des benachbarten Dorfes Gruben wurden dabei bevorzugt. Das im Frühling 1817 bei Göschen in Leipzig von Fouqué und Laun herausgegebene 3. Bändchen des „Wunderbuches" enthält 3 Novellen von Miltitz[1]): „Der Bergmönch"[2]), „Muhme Bleich" und „Friedbert", von denen die mittelste am besten gelungen ist.

Einen tiefen Eindruck auf Apels Gemüt machte auch ein an sich unbedeutendes Ereignis. Die Schloßkapelle von Scharfenberg und die daran anstoßenden Teile der Flügel lagen seit dem Brande von 1783 in Ruinen. An der Stelle der Kapelle lag der oben S. 37 beschriebene aussichtsreiche Garten. Aber am 27. Juni stürzte ein Teil der Ruinen ein, „der Platz, wo wir noch vor wenig Tagen gesessen hatten, war verschüttet und zerschlagen, daß die ganze Bastei zerschmettert war."[3]) Apel empfand dabei eine Ahnung seines nahen Todes.[4]) Auch das schlichte Gedicht, mit dem er am 2. Juli von Scharfenberg Abschied nahm, atmet diese Stimmung. Die mittlere Strophe lautet:

Nehmt altersgraue Massen
Des Pilgers Abschiedsgruß,
Der viele Lieben lassen
Mit banger Seele muß.

---

[1]) s. Brief 51, S. 186.

[2]) s. S. 55.

[3]) Nach Apels Tagebuch in Ermlitz.

[4]) Apel schrieb in diesem Sinne über das Ereignis an Laun, vgl. dessen Memoiren II, S. 25 f., wo überdies Miltitzens Wohnung falsch angegeben ist, s. oben S. 38 f.

Digitized by Google

Die bange Ahnung erfüllte sich sehr bald: einen Monat später befiel den 45jährigen Mann eine tückische Halsbräune, der er am 9. August 1816 erlag. Unmittelbar nach seiner Heimkehr aus Scharfenberg hatte er noch die Vorrede zum 2. Teile seiner „Metrik" geschrieben und unterzeichnet: „Geschrieben Leipzig d. 4. des Julius 1816. Der Verfasser." Aber die Vollendung des bedeutenden Werkes im Druck war ihm nicht mehr beschieden. Sie besorgte, wie aus der der Vorrede folgenden Nachschrift hervorgeht, sein Freund A. W., das ist Adolf Wagner (Goedecke VI,

August Apel nach dem Ölgemälde von Moritz Retzsch (s. S. 48).

455—457). Dieser sagt a. a. O. von Apel: „Welch ein Schatz von Tiefe und Klarheit, von Freiheit und Reichtum des Geistes, von anspruchsloser, liebenswürdiger Mitteilsamkeit, kurz von großartiger Bildung — nicht untergegangen, nein, in der Brust seiner Freunde als theures Erbe von ihm niedergelegt, nun als Denkmal seiner innern und äussern Gediegenheit sich aufbaut, — dies verträgt und braucht keine weitere Anzeige als diese, welche auch so der Theilnahme der Würdigsten und Besten gewiss ist" (s. S. 187 f.).

Sehr bald nach Apels Abreise, am 3. Juli traf Fouqué mit seiner Tochter Marie in Scharfenberg ein. Mit ihm zugleich war Retzsch Miltitzens Gast. Der Tageslauf vollzieht sich nach einem festen Plane. Früh gegen 6 oder 7 wird aufgestanden, das Früh-

Digitized by Google

stück vereint die Herren mit den Damen im Turmzimmer oder im Garten, dann wird gelesen, gesprochen oder gearbeitet. Dazwischen werden Übungen im Speerwurf eingeschoben. Um 2 Uhr ißt man zu Mittag; danach wird wieder gearbeitet. Fouqué z. B. hat damals in Scharfenberg das Vorspiel zu seinem „Herrmann" („Die Jahresfeier der Winfeldschlacht") gedichtet. In der ganzen Szenerie dieses Dramas erkennt man die unmittelbare Umgebung des Schlosses, den dahinter aufsteigenden Bergwald mit seinen Hügeln und Klippen wieder. Der Abend gehörte wieder dem künstlerischen Austausch, unter der lebhaftesten Teilnahme der Damen, in dem großen runden Turmzimmer des ersten Stockes. Die Dichtungen wurden vorgelesen, die dazu gehörigen Zeichnungen Retzschens gezeigt, die Lieder gesungen, wozu wohl Luise von Watzdorf die Harfe spielte.[1]) Die Unterhaltung behandelte die höchsten Fragen der Religion und Poesie, von der Einheit der Künste, von der Zukunft der deutschen Oper und des deutschen Dramas. Als Fouqué das in Scharfenberg gedichtete Vorspiel zum „Herrmann" auf der Heimreise „dem dichterischen Freunde August Apel auf dessen Landgut Ermlitz bei Leipzig vorlas, meinte der, es müsse sich zu der Aufführung eine große Genossenschaft verbünden, unter fürstlich grandiosem Schutz, und die Bühne kein Brettergerüst sein, sondern ein freies Waldtal, etwa im Harz, keine Zuschauer erforderlich als die zufällig frei zusammenströmenden, die Darstellenden aber sich frei genügen lassend ohne Rücksicht auf jene am kindlich kühnen Spiele der Darstellung selbst, von Waffenübungen keck durchwoben."[2])

Wie modern muten uns diese Ideen der Scharfenberger Romantiker an! Sie haben wenigstens teilweise in Wagners Bayreuther Bühne ihre Erfüllung gefunden, teilweise sind sie in den immer wieder auftauchenden Plänen zu deutschen Nationalfestspielen wieder zum Leben erwacht.

Am 23. Juli nahm Fouqué Abschied von der gastlichen, lindenumrauschten Burg. Wehmütig klingt auch sein Abschied von Scharfenberg im „Burglied" (Gedichte II, 87 f.):

„Wo blieb der Hain, der Bergeshain,
Durchsichtig hell im Sonnenschein? —
Die Ebne dehnt sich weit umher:
Ich seh' den Hain nicht mehr.

Wo blieb die Burg, das Heldenhaus,
Durchweht von lieblich ernstem Graus?
Das liegt so fern, so ungesehn,
Und meine Seufzer wehn.

[1]) Vgl. den Brief von Retzsch an Luise von Watzdorf unten Nr. 71, S. 218 f.
[2]) Fouqué, Lebensgeschichte, S. 345.

Digitized by Google

Wo strahlt wie süßes Mondenlicht
Des holden Burgfrau Angesicht?
Es lächelt über ferne Au'n,
Im Lied nur kann ichs schaun.

Wo hebt der Burgherr Speer und Schild?
Wo preist er Gott in Liedern mild?
Ich hört ihm zu manch schönen Tag;
Nun tön ichs fernher nach . . .“

Und in der Tat bezeichnet der Scharfenberger Aufenthalt Fouqués im Sommer 1816 auch den Höhepunkt seiner Freundschaft mit Miltitz, die sich in den nächsten Jahren, zuerst fast unmerklich, zu lockern begann.

Die Auflösung des Scharfenberger Romantikerkreises.

Zwar hat im März 1817 Miltitz, der zur Aufführung seines romantischen Singspiels „Wie man lieben muß“ nach Berlin gefahren war, mit Retzsch zusammen Fouqué in Nennhausen besucht, aber nicht lange darauf lassen die Briefe die ersten Symptome der Entfremdung zwischen beiden erkennen, die sich steigerte, als Miltitz im Herbste 1819 eine Studienreise nach Italien unternahm, die ihn auch den größten Teil des Jahres 1820 von der Heimat fernhielt. „Wir stimmen nicht mehr zusammen. Welche unendliche Wahrheit liegt in dieser Phrase! Wer weiß, wer zuerst übertrat über die unendlich feine Grenze der reinen Harmonie, genug, sie ist überschritten. Zwischen uns steht etwas, das ich nach der genauesten Prüfung meiner selbst an Fouqué für Unnatur erkenne und weder achten noch teilen kann — ich meine Frömmelei, jene Manier, die sich in sein Leben wie in seine Dichtungen eingeschlichen.“[1]) So war also auch Miltitz der Ansicht, daß Fouqué ein anderer geworden sei. Es mag wohl so gewesen sein, aber auch der Zeitgeist hatte eine Wandlung erfahren, und die war an Fouqué spurlos vorübergegangen, während sich Miltitz ihr nicht grundsätzlich verschloß. Er war, wie schon oben gesagt wurde, bei aller Begeisterung für die Romantik auch verstandesmäßigen Erwägungen zugänglich, die als die große Zeit der Freiheitskriege vorüber war, in ihm die Oberhand gewannen. Überdies hat er nie aufgehört, Fouqué menschlich zu verehren, und nichts war ihm widerwärtiger, als wenn Geister zweiten und dritten Ranges verächtlich von Fouqué sprachen: „Ist auch der edle Schwan flügellahm, so werden jene Enten und Gänse ihn wahrlich nicht überfliegen.“[2])

Fouqué selbst empfand die allmähliche Auflösung seiner Freundschaft mit dem Scharfenberger Kreise schmerzlichst. Seine Sehnsucht nach den alten Verhältnissen bezeugt ein der Schloßherrin

[1]) Aus einem Briefe an die Gattin aus Neapel vom 7. Februar 1820. Th. v. M.

[2]) Aus einem Briefe Miltitzens an seine Gemahlin aus Neapel, am 21. Februar 1820. Th. v. M.

Digitized by Google

von Berlin aus im Jahre 1818 gesendetes Geburtstagsliedchen, das sich in der Siebeneichener Bibliothek erhalten hat, während der beigefügte 1. Band des „Altsächsischen Bildersaals: Herrmann, ein Heldenspiel“ trotz der eigenhändigen Widmung des Dichters an „seine verehrte Freundin Auguste von Miltitz geborene von Watzdorff“ jetzt in der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden liegt. Das Liedchen lautet:

Wann der vierte Februar
Streut des Frühlings junge Rosen,
Bringt ein süß glückwünschend Kosen,
Liebumrankt vom Kindespaar,
Carl der holden Gattin dar.

Dann auch Ihr, o farb'ge Reihn
Meiner Sänger, Frau'n und Helden
Wollt der Festeskönigin melden,
Wer durch Flur und Tal und Hain
Sehnend schaut zum Burggestein.

Vieles wogt hier schön und bunt;
Doch es muß im prächt'gen Reigen
Meist die tiefste Seele schweigen:
Ach, die läte gern sich kund
In des Turmgemaches Rund.

Als er mit seiner Gemahlin Caroline 1822 wieder einmal in Meißen gewesen war und an dem Wohnsitze seines ehemaligen Freundes vorüberfuhr, sprach diese auch seine Empfindung aus mit den Worten: „Liebes Scharfenberg! Stilles, ernstes Schloß! Die Zeit hat an dir, wie an allem, gerüttelt, was die mächtige bauet und zerstört. Bewundernd sieht der Vorüberreisende zu dir auf. Ein geheimer Zug hält den Blick, hält die Seele fest. Viele ahnden, einige wissen, welch lieblich verborgenes Leben deine Zinnen schirmen. Werden Burgzimmer und Säle auch den Wechsel des fortrollenden Lebens erfahren? Werden Liebe, Kunst und sanfte Freundschaft länger ihren Altar hier nicht aufbauen und schiebt das verschlungene Dasein diesen wirklich von seiner alten Stelle? War es Ahndung oder Erinnerung, was mir im Vorüberfahren die Tränen ins Auge lockte? Vielleicht beides; denn prophetisch sagt uns Wehmut stets, daß das Alte nicht wiederkehrt.“

Miltitz gab in dieser Zeit das Scharfenberger Burgleben überhaupt auf[1]) und trat wieder in die Sphäre des Hofes. Denn seine Gemahlin nahm eine Stellung als Oberhofmeisterin bei der Prinzessin Johann an, und er selbst wurde 1824 Oberhofmeister dieses Prinzen. Damals folgten der ersten Sammlung seiner Erzählungen, die unter dem Titel „Ausstellungen“ (2 Bde., Erfurt 1817—1820) erschienen war, eine zweite dreibändige unter dem

[1]) Sein Gedicht „Abschied von Scharfenberg“ in Nr. 290 der Abend-Zeitung 1822 ist datiert vom 26. Oktober 1822.

Digitized by Google

Titel „Orangeblüten“ (Leipzig 1822—1825). Zugleich wurde er ein einflußreiches und hochgeschätztes Mitglied des Kreises edler und tüchtiger Männer, die der hochgebildete und kunstsinnige Prinz Johann um sich versammelte. Namentlich mit Friedrich Adolf Ebert (1791—1834), dem Begründer der Bibliothekswissenschaft und Literarhistoriker, verband ihn die treueste Freundschaft.[1]) Mit Carl Maria von Weber, dem Meister der romantischen Oper, verkehrte er häufig.[2]) In enge Verbindung trat er auch mit Reissiger, dem er das Textbuch zu der Oper „Die Felsenmühle zu Etalières“ (1831) lieferte. Ebenso dichtete er für den Komponisten Wolfram[3]) die Oper „Der Bergmönch“. Den Stoff dazu lieferte eine Sage der unmittelbaren Umgebung seines früheren „Rittersitzes“. Denn das Textbuch ist betitelt: „Der Bergmönch. Romantische Oper in 3 Aufzügen nach einer sächsischen Bergmannssage bearbeitet von C. B. von Miltitz. Die Handlung spielt in dem Bergdorfe Gruben beim Schlosse Scharfenberg an der Elbe um das Jahr 1635.“ Außerdem beschäftigte er sich mit Studien zu einem sächsichen Plutarch und „über die Geschichte der Kapell- und Kirchenmusik, sowie des Theaters in Dresden.“[4]) Nachdem ihm seine treugeliebte Gattin am 4. Januar 1842 im Tode vorangegangen war, starb er tief betrauert von seinen Kindern[5]) und Freunden am 19. Januar 1845. —

---

[1]) Miltitzens Briefe an Ebert liegen auf der K. öffentl. Bibliothek zu Dresden, Eberts Briefe an Miltitz sind im Besitze des Freifräuleins Therese von Miltitz.

[2]) s. Brief 24, S. 127. Miltitzens Anzeige der hinterlassenen Schriften Webers im „Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften“ 1829, Nr. 22 (s. unten S. 219).

[3]) Joseph Marie Wolfram, geb. 1789 zu Dobrzan in Böhmen, starb 1830 als Bürgermeister in Teplitz, Komponist zahlreicher Opern. Nach C. M. v. Webers Tod sollte er an dessen Stelle Kapellmeister in Dresden werden, doch wurde ihm Reissiger vorgezogen.

[4]) Brief Miltitzens an Albert Schiffner vom 8. Julius 1840 aus Pillnitz, Ms. Dresd. b.

[5]) Folgende Kinder überlebten den Vater:

1. Friederike Auguste Maria Crescentia, geb. zu Dresden am 12. Mai 1815, vermählt am 16. Mai 1835 mit dem preußischen Legationsrat Grafen Arthur Bernstorff. Sie starb am 10. April 1880 in Wedendorf b. Rehna (Mecklenburg-Schwerin).
2. Leo Carl Friedrich Siegismund, geb. zu Scharfenberg am 14. Dezember 1816, gest. zu Nizza am 14. März 1885 als Hofmarschall des Herzogs von Nassau und österreichischer Major a. D.
3. Johanna Amalia Theresia Antonia, geb. zu Dresden am 1. März 1824, vermählt am 10. Juli 1844 mit Albert Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt, verwitwet um 6. Juli 1860, wiedervermählt am 11. Dezember 1862 mit Otto Grafen Vitzthum von Eckstädt. Sie starb am 1. Februar 1875 zu Schön-Wölkau.
4. Antonia Theresia Clementine Amalia, geb. zu Dresden am 16. November 1827,

Digitized by Google

Fouqués Tod.

Wie wenig glücklich sich Fouqués Lebensabend gestaltete, nachdem er Nennhausen verlassen und erst in Halle, zuletzt in Berlin seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, ist schon oben S. 12 erzählt worden. Hier mag nur noch eine bei ihm, der immer an Wunder und Ahnungen glaubte, doppelt interessante Notiz über die näheren Umstände seines Todes Platz finden, die wir seinem Freunde Hitzig verdanken. Dieser erzählt „Briefe an Fouqué", S. 15 f.: Fouqués Tod erfolgte ganz unerwartet und war von einem höchst merkwürdigen Umstand begleitet. Gesund hatte er am 21. Januar (1843) sein Haus verlassen und mehrere Besuche gemacht, als ihn, da er abends heimkehrte, auf der Treppe, noch ehe er sein Zimmer erreicht hatte, ein Schlagfluß traf, an dessen Folgen er am 23. früh verschied, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein. Die letzten Worte, die er hienieder geschrieben, finden sich in seinem Tagebuch und sind unmittelbar vor seinem Ausgang eingezeichnet. Sie lauten wörtlich (die Originalhandschrift liegt uns vor):

„Heil, ich fühl es, der Herr ist mir nah, doch nah auch der Tod mir,
Doch weit näher der Herr, Heil mir der seligen Näh!"

Das Grab des Dichters ist in Berlin auf dem Garnisonkirchhof an der Scharnhorststraße. —

Fouqués Bedeutung.

Fouqué, einst der Liebling des deutschen Publikums, hat in den letzten Jahrzehnten seines Lebens weit mehr Anfeindung als Anerkennung gefunden. Das lag wohl teilweise an ihm selbst, vor allem aber an der veränderten Richtung der Zeit. Aber auch heute wird er in der Literaturgeschichte gewohnheitsmäßig mit ein paar geringschätzigen Redensarten abgetan. Eine Ausnahme macht Max Koch, der in seiner Einleitung zu der Auswahl von Fouqués Schriften im 146. Bd. I der Deutschen National-Literatur zuerst den Versuch gemacht hat, Fouqués Bedeutung auf Grund einer ausgedehnten Lektüre seiner Dichtungen vorurteilsfrei zu würdigen.[1]) Er verdient es trotz der Einseitigkeit seiner Begabung und trotz einzelner Schwächen seines Charakters als Mensch wie als Dichter. Dem Menschen Fouqué gebührt unsere Anerkennung für die wahrhaft deutsche Gesinnung, die er, das Lied auf der Lippe und das

früher Hofdame der Königin Amalia von Sachsen, lebt jetzt in Ostorf-Schwerin (Mecklenburg). Ihr ist dieses Buch gewidmet, vgl. auch S. 8.

5. Friedrich Maria Boëmund Haubold, geb. zu Hosterwitz b. Pillnitz am 29. August 1820, gefallen bei Magenta am 4. Juni 1859. Th. v. M.

[1]) Vgl. auch Vogt und Koch, Geschichte der Deutschen Litteratur II² (Leipzig und Wien 1904), S. 356.

Digitized by Google

Schwert in der Faust, mit Preisgabe von Leib und Leben im heiligen Kriege mannhaft vertrat, für seine in allen Lebensschicksalen bewährte Frömmigkeit, die, wenn auch hie und da etwas zur Schau getragen, doch ungeheuchelt und wurzelecht war, und durch die sein ganzes Leben durchziehende und verklärende Freundestreue. Nicht viele Menschen würden imstande sein, nach so viel Abfall und Demütigung, die er zwischen 1820 und 1840 erduldete, eine über die anderen so mild urteilende, durch keinen Anfall galliger Polemik getrübte „Lebensgeschichte" zu schreiben, wie es Fouqué 1840 getan hat. Und doch hat ihm gerade dieses Buch, das die jüngeren Zeitgenossen, weil es ältere Ideale vertrat, meist gar nicht verstanden, besonders viel Hohn und Spott eingetragen. In das vor mir benutzte Exemplar der K. öffentlichen Dresdner Bibliothek hat ein Leser sein Urteil mit folgenden Worten eingeschrieben: Insania iuvenili, perversitate saeculi, verbositate senili liber laborat!

Fouqués menschlicher Wert wird aber auch durch die Namen seiner Freunde erwiesen. Ein Mann, dem Chamisso eine lebenslängliche Freundschaft bewahrte, den Friedrich Perthes verehrte, den Wilibald Alexis noch 1842 als einen Patrioten würdigte, der neben Fichte, Schleiermacher, Arndt einen ehrenwerten Platz verdiene[1]), dem Fichte selbst das brüderliche Du anbot, war gewiß kein eitler Narr. Den Dichter Fouqué aber schmückt unverwelklicher Lorbeer, nicht nur wegen seiner „Undine", sondern auch

[1]) Was Wilibald Alexis 1841 in den Blättern für literarische Unterhaltung (Nr. 323 u. 324) in einer Rezension der 1841 in Halle erschienenen Ausgabe letzter Hand der Werke Fouqués (XII Bände) von dem Dichter sagte, läßt uns ganz klar erkennen, worin eigentlich der Zwiespalt, in den Fouqué mit seinen Zeitgenossen geriet, begründet war. „Die Franzosenherrschaft war gebrochen, wir waren wieder frei, wenigstens deutsch. Ein Leben ruhiger Entwicklung lag vor uns, da brauchte es der alten Nordlandsrecken, der Lindwurmtödter nicht mehr, auch der Wunder nicht und der übernatürlichen Anstrengungen. Wir wollten natürliche Dinge und natürliche Menschen, mit denen sich gut Umgang pflegen läßt. Aber der Heldensänger war noch in der vorigen Exaltation, in dem heiligen Rausche, er sah nicht, was die Welt forderte, er zauberte in seinem germanischen Bildersaal fort und fort und führte gigantische Gestalten auf, die gar nicht mehr zu unserer Gesellschaft paßten. Auch das Christentum in der Art, wie er es fort und fort Wunder tun ließ, stimmte nicht zu der wiedererrungenen Ordnung. Die schwärmerische Begeisterung unter den Protestanten, die nach einem Katholizismus hinsteuerte, welcher den Katholiken längst fremd geworden, machte allmählich der klaren Besonnenheit Platz. Wir wurden inne, das war recht gut für jene Zeit; zu rechter Zeit aber besannen wir uns, daß wir unsere Errungenschaft freier Forschung im religiösen Sinnentaumel drauf und dran gewesen aufzugeben."

Digitized by Google

weil er als erster der deutschen Poeten die nordische Nibelungensage, dieses Riesenwerk schaffender Volkspoesie, mit kräftigen Armen umspannte, in eine trotz mancher Mängel auch große Schönheiten offenbarende Gestaltung zwang und dabei die Sprache und die Metren schuf, in denen dann Richard Wagner durch echt romantische Verbindung von Musik und Dichtung das gewaltige Problem sieghaft löste. Wagner hat, wie uns Hans von Wolzogen erzählt[1]), noch am letzten Abend seines Lebens in dem wasserumrauschten Palazzo Vendramin-Calergi zu Venedig den Manen des von ihm hochverehrten Dichters gehuldigt. Er las an diesem Abende den Seinen Fouqués „Undine" vor. „Lange noch sprechend hatte er sich in dieses phantastische Reich der Volkspoesie vertieft und war dann noch einmal, zum letztenmal, an das Klavier getreten, um die Schlußworte seines wehmütigen Rheintöchtergesanges anzustimmen: „Traulich und treu ists nur in der Tiefe!" — am andern Tage, den 13. Februar 1883, trat der Tod an den Meister heran. —

[1]) Hans von Wolzogen, Erinnerungen an Richard Wagner, Reclams Univ. Bibl. 2831, S. 5 f.

Das Herrenhaus in Ermlitz nach einer Originalphotographie (s. S. 45).

Digitized by Google

Siebenundsiebzig ungedruckte Briefe von Fouqué, Apel, Miltitz u. a.

[Briefe, deren Schreiber und Adressaten nicht besonders genannt sind, sind von Fouqué an Miltitz gerichtet.]

Nr. 1.

Nennhausen bei Rathenow, am 6. Februar 1812.

Ein Gruss wie der Ihrige, lieber Herr von Miltiz, so recht von Herzen kommend und zu Herzen gehend, ist ein Labetrunk, zu den erquicklichsten gehörend, welche dem Dichter geboten werden. Sein Sie mir willkommen, doppelt willkommen als Kunstgenosse, welcher einen Zweig des grossen Baumes, dem meinigen so nahe verwandt, zu pflegen weiss. Wie würden Sie mich erfreuen, wenn Sie mir etwas von Ihren Liedercompositionen aus Alwin[1]) wollten zukommen lassen! Den Gedanken zu eigenen musikalischen Dichtungen habe ich wohl schon öfters gehegt, und Ihr freundschaftliches Anerbieten regt mir dergleichen auf's Neue an. Lassen Sie uns darüber unsre Ansichten austauschen. Im Voraus muss ich Ihnen freilich bekennen, dass mein dramatisches Talent sich nur sehr momentan in das Gebiet des Komischen hineinwagen kann, es mir also an einem wesentlichen Elemente für die theatralisch-musikalische Darstellung fehlt. Was ich liefern könnte, wären vielleicht tragische Opern, oder kleinere idyllische Bilder, das Wort Idyll freilich in seinem allerweitesten Umfange genommen, wo es sich eben sowohl auf eine Heldensage, als auf eine Schäfertändelei beziehen kann. Nur in dem erstern oder einem ihm verwandtem Sinne könnte ich wirken, denn für die Spiele der letztern Art bin ich so ziemlich verdorben. Allerdings aber bietet unsre Nordersage Erscheinungen genug zu jenen Schöpfungen kleineren Umfanges und doch bedeutender Tiefe an. Schreiben Sie mir baldmöglichst Ihre Meinung hierüber, und mögen die Posten unsre Briefe künftig in bessre Obhut nehmen, als Ihren ersten, auch sie schneller fördern, als den zweiten, welcher — am 18. Januar geschrieben[2]) — erst Gestern Abend in meine Hände kam.

[1]) Alwin. Ein Roman in zwei Bänden von Pellegrin (= Fouqué). Berlin, Fr. Braunes, 1808.

[2]) Ein noch früherer Brief Miltitzens aus dem Jahre 1811 war verloren gegangen, s. Brief 4, S. 69.

Digitized by Google

Sie wünschen, von meinen neu erscheinenden literarischen Erzeugnissen zu hören, und ich erbitte mir Ihre Aufmerksamkeit vorzüglich für einen Ritterroman, der Zauberring geheissen, der jetzt bei Schrag in Nürnberg gedruckt wird, und zu Ostern herauskommt.[1]) Dann erscheinen auch Erzählungen von mir in einem ziemlich starken Bändchen; Blumen zu verschiedenen Zeiten, und in sehr verschiedenem Wetter aus meiner Brust entsprossen, aber alle tief im Herzen angewurzelt.[2]) — Gegen Ostern erscheint eine Vierteljahresschrift, der Elfe[3]), die ich gemeinschaftlich mit einem Freunde herausgebe, und unter deren Mitarbeiter ich bereits Fichte, Franz Horn, Rühs, Lichtenstein (den afrikanischen Reisenden) und andere wackere Männer zähle. Ausserdem aber möchte ich Ihren Blick noch ganz besonders auf meine vaterländischen Schauspiele[4]) richten, die Ostern vorigen Jahres in Berlin bei Hitzig erschienen. Dort finden Sie meine Persönlichkeit recht aus dem Innersten ausgesprochen. Aber freilich ist das mit Undine und auch mit Alwin derselbe Fall, nur dass der letztere noch ein wenig früher im Jahre entsprossen ist, und daher des Unvollendeten noch mehr an sich trägt.

Lassen Sie mich ja recht bald erfahren, dass mein Brief Sie gefunden hat, und sein Sie meiner herzlichen, deutschen Anhänglichkeit und meiner innigen Achtung versichert.

Fr. Baron de la Motte Fouqué.

Nr. 2.

Am 4. März 1812.

Lassen Sie sich vor allem Andern, sehr geschätzter Freund, mein grosses Ergötzen darüber bezeigen, dass Sie gleich mir Soldat

[1]) Dies ist das älteste Zeugnis dafür, daß dieser berühmte Roman Fouqués, über dessen Idee er schon am 18. März 1811 an Fichte (NL 146 B. S. LXVIII, Anm. 3), über dessen bevorstehende Vollendung er am 1. Oktober 1811 an Adolf Wagner geschrieben hatte (Literaturarchiv 1898, S. 89), nun wirklich fertig war. Der Druck trägt die Jahreszahl 1813, aber Adolf Wagner hatte das Ganze schon am 21. August 1812 gelesen (Briefe an F. 558 f.), und Fouqué selbst sagt unten (S. 76) am 28. Juni 1812, daß auch der 3. Teil des Romans gedruckt ist.

[2]) Taschenbuch der Sagen und Legenden von Amalie von Helwig und Fouqué.

[3]) Erschien unter dem Titel „Die Musen“ 1812—1814, herausgegeben von Fouqué und Wilhelm Neumann.

[4]) Vaterländische Schauspiele von Fouqué. Berlin, Julius Eduard Hitzig, 1811, enthaltend: 1. Waldemar, der Pilger, Markgraf von Brandenburg (— S. 132), 2. Die Ritter und die Bauern (S. 132—202).

Digitized by Google

gewesen sind und zwar, wie ich es aus den wenigen Worte, die Sie davon sprechen, heraushöre, mit Lust und Behagen an den vielfachen poetischen Seiten des Standes. Doch wie hätte es auch bei Ihnen anders sein mögen? Ja, ich bilde mir jetzt ein, ich hätte das Alles aus Ihrer Composition von Alwins Reiterliede[1]) und aus der marschmässigen der drei Rosen[2]) errathen müssen. Diese Lieder haben mich durchglüht mit aller ehemals so oft empfundenen und jetzt noch öfters nachklingenden Liebe zu Waffen und Krieg. Es ist ächter Soldatensang. Daher mag denn auch meine Vorliebe für jene Weise der drei Rosen kommen, so zart, ich möchte sagen duftig auch die andre ist, und so ganz ich mit Ihnen einstimmen muss, wenn Sie sie dem Charakter des Buches angemessen nennen. In die Melodie des Zitherliedes[1]) bin ich ganz verliebt. Es rührt die entgegengesetzte, nicht minder stark-herrschende Seite meines Wesens mit süssem, lindebewältigenden Zauber an; ich könnte Stunden lang so singen. Den König in Thule[1]) habe ich ungeschickter Klavierspieler und unerfahrener Sänger bisher noch immer ehrfurchtsvoll aus der Ferne betrachten müssen, mich begnügend, oder vielmehr gezwungen, mich zu begnügen mit der Ahnung seiner Herrlichkeiten. Ich mag mir ihn auch von Niemanden, als den ich dessen würdig halte, zum erstenmale vortragen lassen. Vielleicht aber löst mein fleissiges Buchstabiren das ersehnte Räthsel noch selbst.

Ihre Idee, dass wir gemeinschaftlich ein Oratorium[3]) vollenden könnten, ist in meine Seele gefallen, wie Gluth und Licht. Ich glaube an Gott und Christum, und es hat sich schon lange in mir geregt, was ich wohl zu thun hätte, um die mir von dem himmlischen Vater verliehene Gabe einmal unmittelbar zu seinem Preise zu gebrauchen. Nur bedarf ich, bevor ich an das feierliche Werk gehe, noch zuvor vieler Belehrung, die ich mir von Ihnen erbitte. Vielleicht wäre der am kürzesten zum Ziele führende Weg, wenn Sie sich mir an einem schon bestehenden Gedichte dieser Art deutlich machen wollten. Ich schlage dazu die Passion von Rammler und Graun[4]) vor, die seit meiner frühesten Kindheit durch mich

---

[1]) Diese Lieder Miltitzens kann ich nicht nachweisen.

[2]) Gedruckt auf S. 18 des Fouqué-Miltitzschen Liederheftes, s. Einleitung S. 40.

[3]) s. Brief 3, S. 63 und Einleitung S. 34.

[4]) Karl Heinrich Graun, 1701—1759; seine Passionsmusik „Der Tod Jesu", Dichtung von Ramler, erschien 1760 und wurde noch im 19. Jahrhundert oft aufgeführt.

Digitized by Google

hinklingt, da ich mich mit einem andern Werke erst vertraut zu machen hätte. Doch wie es Ihnen gut dünkt. Nur bitte ich, dass Sie mir bei etwa veränderter Wahl gleich einen guten Klavierauszug nennen, durch dessen Vermittelung ich mein Studium beginnen kann.

Ueber die nothwendige Einfachheit der Metren, als bedingend deren Singbarkeit, sind wir schon im Voraus vollkommen einig, eben so darüber, dass der Componist nothwendig dem Dichter ohne allen Rückhalt seine Bedenklichkeiten offenbare, und dieser sich freudig leiden lasse. Es ist, wie mit allen wahrhaften und schönen Verhältnissen des Lebens: man leitet und wird geleitet, und eben in diesem holden Wechsel spricht das Göttliche der Liebe sich aus und fliegen die elektrischen Funken des Lichtes empor. —

Ich füge eine Bitte hinzu. Die in beikommenden Blättern angekündigte Zeitschrift[1]) liegt mir am Herzen. Lenken Sie die Augen der Bessern darauf. Haben Sie selbst eine interessante Mittheilung dafür, so senden Sie mir solche gefälligst zu, sei es ein Wort ganz allein aus der eignen Seele heraufbeschworen, oder angeknüpft an irgend eine äussere Erscheinung, etwa an die Aufführung eines bedeutenden Musikwerkes, deren Sie in Dresden wohl viele und treffliche erleben. Freilich, auf ein grösseres Publikum muss bei einer solchen Anstalt Rücksicht genommen werden, eben weil wir wünschen und hoffen, nach recht vielen Seiten hinzuwirken, also darf der Laye von dem Genuss irgend eines Beitrages nie absolut ausgeschlossen werden.

Sie denken, den Galmy und die Zwerge[2]) zu lesen? Thun Sie es ja mit grosser Nachsicht. Diese Dichtungen rühren aus einem Zeitpunkte meines Lebens her, wo ich eigentlich nur noch erst herumsuchte, sowohl in mir, als ausser mir, ohne die Bahn, auf die mich mein Beruf lenken sollte, irgend mit Bestimmtheit zu erkennen. Daher kam es denn, dass der erste Theil des Galmy so gut als gänzlich verfehlt ward, und der zweite doch nur ein immer höchst mangelhaftes Ringen nach dem Bessern blieb. Ich läugne dabei nicht, dass ich dies Buch liebe. Es sind schöne

[1]) „Die Musen", s. Brief 1, S. 60.

[2]) Die Zwerge. Ein dramatisches Spiel von Pellegrin (= Fouqué). Berlin 1805 bei Quien. — Historie vom edlen Ritter Galmy und einer schönen Herzogin aus Bretagne von Pellegrin. 2 Teile. Berlin 1806, Himburgsche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bilder während dessen Entstehung durch mich hingezogen, wenn auch eben nicht viel davon auf das Papier gekommen ist. — Die Zwerge bezeichnen einen mir theuern Moment, weil sich eben damals die Anschauung eines eben so unvernünftig gelobten als getadelten alten Buches[1]) vor mir aufzuthun begann, und hernach Grundanschauung meines Lebens geworden ist. Es war aber zu jener Zeit noch nicht weiter, als zur Ahnung des Besten darin gediehen, wie es denn das Gedicht, dem es sonst nicht an metrischer Gewandheit fehlen mag, sattsam documentirt.

Lassen Sie mich recht bald wieder von sich hören. Ihre Briefe sind mir ermunternde Grüsse. Ich bin mit herzlicher Achtung und Ergebenheit

ganz der Ihrige,

Fouqué.

Von den schlesischen Sagen, die Sie in Ihrem Briefe erwähnen, kenne ich nur den Rübezahl[2]), und weiss auch über den nicht viel mehr, als in Musaeus Volksmährchen steht. Schloss Kynast, Burg Greifenstein sind mir gänzlich fremd. Wie würden Sie mich durch Mittheilungen darüber erfreuen!

Nr. 3.

Nennhausen, am 12. April 1812.

Lebhaft beschäftigt mit Ihrem Briefe, mein theurer Freund, mit der Recension und dem Gedicht, deren Mittheilung ich Ihrer Güte verdanke, und mit dem Plan zu unserm gemeinschaftlichen Werke[3]), wollte ich Ihnen nicht ehr schreiben, als bis sich das Alles wenigstens so weit gesetzt hätte, dass ich Ihnen etwas Näheres über meinen Entwurf sagen könnte. Es ist nun ziemlich dahin gediehen. Hören Sie also, und sagen Sie mir recht ohne Hehl heraus, was Sie darin annehmlich finden, und was verwerflich. Doch das versteht sich ja schon von selbst, und ist in unsern frühern Herzensergiessungen begründet.

Die Stelle aus der Heiligen Schrift, welche mir als ganz vor-

---

[1]) Gemeint sind die Schriften des Theosophen Jakob Böhme, die schon auf die erste Generation von Romantikern großen Einfluß ausübten. Vgl. Brief 28, S. 139 f.

[2]) Von Fouqué erschien 1812: Das Schauerfeld. Eine Rübezahlgeschichte in Eberhards und Lafontaines Unterhaltungen, Bd. 2, wiederabgedruckt im 3. Bd. der „Kleinen Romane". Berlin 1814—1819.

[3]) Das Oratorium, s. Brief 2, S. 61.

Digitized by Google

züglich geeignet zu unserm Unternehmen vorschwebt, steht im Evangelium S. Lucä, Kap. 24, V. 1 bis 11. Ich denke mir den Plan vorläufig etwa so. Wenn es selbst der Malerei vergönnt war, in einem ihrer Meisterwerke eine dreifache Stufenfolge der Ansichten göttlicher und menschlicher Dinge, von dem Stande irdischer Zweifelhaftigkeit und Finsterniss an, bis zur Verklärung durch himmlischen Lichtglanz darzustellen[1]), so dürften wohl noch weit eher Poesie und Musik in ihrer unsichtbaren Verschwisterung einer ähnlichen Idee nachzuringen wagen. Demgemäss beständen die Grundtöne des Ganzen nach meiner Ansicht aus dreien Chören: dem der zagenden, muthlos gewordenen Jünger, dem der liebevoll dienenden, nach und nach von staunendem Hoffen entzündeten Frauen, und endlich dem der verkündigenden, jubilirenden Engel. Beim ersten Anblick erschien es mir unmöglich, das Gedicht in zwei Theile zu zerlegen; es hatte Alles eine so absolute Continuität für mich, dass ich an keine Trennung denken konnte. Späterhin, und zwar jetzt eben beim Schreiben dieses Briefes, ward es mir klar, wie dergleichen doch möglich sei — dafern es Ihnen nämlich ein nothwendiges, oder doch sehr wünschenswerthes Erforderniss zum Behufe der musikalischen Composition scheint. In diesem Falle müsste die Trauer der Jünger weiter ausgeführt werden, und das Specereibereiten der Weiber am Ende des vorhergehenden Kapitels mit erwähnt sein. Dadurch und durch die Ruhe des Sabbaths füllte sich der erste Theil. Der zweite begönne mit der Wanderung der Frauen und stiege so, im contrastirenden lichtern Colorit gegen den ersten, zur Klarheit der Engelsverkündigung hinauf. Lieber freilich wäre es mir, wenn Alles ein einziges Ganze bilden könnte. Dann steht mir die Gliederung schon klarer und vollendeter vor Augen Ein Trauerchor der zagenden Jünger hübe das Gedicht an; dann Recitativ und Arie Maria Magdalenens, der Heiligen, der viel verziehen ward, weil sie viel geliebt hatte; Chor der Frauen, die auf deren Aufforderung mit ihr gehn. Plötzliche Pause. Sie erblicken das Grab leer. Nach und nach anklingendes Terzett der drei Frauen, der Chor der übrigen fällt ein. Der Engel spricht. Hoffen Magdalena's, hoffende Zweifel der andern beiden. Sie eilen hinab, es den Jüngern zu verkünden. Chor der Engel, das den Herrn preist, wie er bereits durch den

[1]) Fouqué denkt an Raffaels Sixtinische Madonna, die er 1803 in Dresden gesehen hatte, s. Lebensgeschichte S. 250. Die folgenden Erörterungen sind typisch für die Ansichten der Romantiker vom Verhältnis zwischen Dichtkunst und Musik.

Digitized by Google

Garten wandelt; auch im Paradiese ging der Herr einst durch den Garten, aber als Richter, hier als Versöhner, die damals gethane Gnadenverheissung erfüllend. Botschaft der Frauen an die Jünger. Deren zweifelnde Antwort; etwa dem Thomas in den Mund gelegt. Klagechor der Jünger: Der Herr ist aus dem Grab verschwunden, aber ob auferstanden? — wer der schwachen Menschen im tiefen Erdendunkel weiss es? — Chor der Frauen, hoffend und zagend, aber im Ganzen doch hinanklimmend zur seligen Freude. — Chor der Engel, im Jubelton verkündend, dass bald die Jünger, dereinst die Geschlechter der Erde den Herrn schauen werden und glauben dem herrlichen, höchsten Wunder und sich seiner ewiglich erfreuen. Preis Gottes.

Nun erwarte ich nur Ihre Entscheidung, um unter demüthiger Anrufung des Herrn an das feierliche Werk zu gehen. Ich weiss, dass ich dessen auf tausendfache Weise unwürdig bin, aber auch der Beste unter uns kann ja dessen doch nimmermehr würdig sein, und was ist ein noch so grosser Abstand im Vergleich von dem zwischen Mensch und Gott? — Der Geist kann sich auch wohl durch mich kräftig und wahrhaft aussprechen wollen. —

Auf so vieles Liebe und Erfreuliche in Ihrem Briefe sonst gönnt mir heute die Zeit nicht zu antworten. Nur das noch sei gesagt, dass eine Reise nach Dresden — mir noch immer aus früherer Erinnerung ein anmuthiges Bild[1]) — seit unsrer Verbindung mit unter meine liebsten Wünsche und Entwürfe gehört. Danken Sie dem würdigen Retzsch[2]) in meinem Namen, dass er meine Dichtungen durch seinen Griffel belebt. Wie würde ich mich freuen, einmal so ein Bild zu sehen! — Die jetzigen Durchmärsche unsrer neuen Bundesgenossen[3]) haben mir noch keine Zeit lassen wollen, an das Studium des wackern König von Thule gehörige Kraft zu wenden; sobald aber jene vorbei sind, geschieht es gewiss mit herzlicher Liebe.

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen ein preussisches Grenadier- oder Musquetierlied von mir mitzuschicken. Es eröffnet ein Trauerspiel aus dem siebenjährigen Kriege[4]), woran ich jetzo schreibe,

---

[1]) Im Sommer 1803, vgl. Lebensgeschichte S. 250 und NL 146, 1, S. XI.

[2]) Moritz Retzsch, s. Einleitung S. 47 f.

[3]) Der Franzosen nach Rußland.

[4]) Die Familie Hallersee, erschienen in den „Dramatischen Dichtungen für Deutsche. Mit Musik." Berlin, Hitzig, 1813. S. 241. Die Komposition des Musketierliedes steht auch in dem handschriftl. Liederbuche Miltitzens (Th. v. M.).

Digitized by Google

und wird von den Burschen auf einer Infanteriefeldwacht gesungen. Möchten sich Ihnen doch Klänge dazu darbieten, und Sie mir dann erlauben, Ihre Musik mit abdrucken zu lassen! Niemand ist gewiss so im Stande, als Sie, die Weise dieses Soldatenliedes zu treffen.

Meine Frau ist sehr erfreut über den Beifall, den ihre Briefe über weibl. Bildung[1]) in Ihrem Kreise gefunden haben. Sie empfiehlt sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, der auch ich mich unbekannter Weise zu Gnaden empfehle, bestens. In dieser Ostermesse erscheinen von ihr bei Hitzig Briefe über Mythologie, die wohl als eine Fortsetzung und Ausführung jenes Werkchens zu betrachten sind.

Sehr begierig machen Sie mich auf den Aufsatz über musikalische Poesie.[2]) Könnten Sie ihn doch unsrem Journale zuwenden und ihn mit eignen Beiträgen der angegebnen Art begleiten! Ihre Abneigung gegen kritisches Reden zum Publikum über Ihre Kunst verstehe ich in ihrem Grunde sehr wohl. Wie Sie mich mit Ihrer Opernarbeit[3]) dauern, aber wie Sie mir eben durch Ihr Gefühl dabei so viel lieber und näher geworden sind! Ich kann nicht aufhören, und muss doch. Deswegen darf ich von meiner Freude über Ihre projectirte musik. Anth. aus meinen Werken[4]) gar nicht anfangen. Mit herzlicher Freundschaft

der Ihrige

Fouqué.

Die treffliche Recension lassen Sie mir wohl bis zu Vollendung meiner Arbeit? Fast ist sie mir unentbehrlich. Ich kann sie aber auch abschreiben lassen, wenn Sie sie ehr brauchen. Ihr

---

[1]) Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, Hitzig, 1810. Von Caroline Baronin de la Motte Fouqué.

[2]) Mir nicht nachweisbar. Doch kenne ich Miltitzens Aufsatz: „Über die Forderungen, die der Componist an einen Operntext zu machen hat" (handschriftlich) und „Über unmusikalische Forderungen an die Musik" (Wegweiser im Gebiet der Künste und Wissenschaften 1828, Nr. 28).

[3]) Miltitz hatte wohl eine Oper bei der Dresdner Bühne eingereicht und dabei eine Zurückweisung erfahren. Vielleicht handelt es sich um das nach Zschokkes „Feenmärchen" frei bearbeitete romantische Singspiel „Wie man lieben muß", das er später mit Erfolg bei der Berliner Hofoper einreichte, vgl. Brief 38, S. 161.

[4]) Erste Erwähnung des Planes, der später in den „Liedern von Fouqué in Musik gesetzt von dem Freyherrn von Miltitz, bey Breitkopf & Härtel in Leipzig" (1813) zur Ausführung kam, vgl. Brief 17, S. 108.

Digitized by Google

gütiges Erbieten, mir Weinligs Oratorium[1]) im Klavierauszuge von Dresden zu besorgen, nehme ich dankbar an. Können Sie mich vielleicht mit der Zahlung an Jemand in Berlin adressiren?

Nr. 4.

Am 8. Mai 1812.

Ihre Weise zu meinem Soldatenliede, geliebter Freund, entzückt mich ganz. Sie geht immer mit mir umher, klingt durch meine Arbeiten hin, und wenn ich an mein Trauerspiel gehe, spiele ich sie mir noch vorher nach allen Versen durch, und begeistre mich so zu der rechten Soldatenanschauung meines Gegenstandes.[2]) Ihre gütige Erlaubniss, mein Gedicht auch öffentlich mit dieser kraftvollen Melodie schmücken zu dürfen, in Ihrem Stillschweigen voraussetzend, frage ich nur noch an, ob es mir auch zugestanden ist, Ihren Namen dabei zu nennen. Ja ich gehe noch weiter; ich lege Ihnen abermals ein Lied, wie Sie sehen, ein fragmentarisches aus jener Dichtung, ob zwar von sehr verschiedenem Inhalte, bei, mit der Bitte, ihm gelegentlich Töne leihen zu wollen, und hege dieselbe Hoffnung für einige Soldatenstrophen, die vielleicht am Ende des Stückes noch gesungen werden könnten; doch bin ich noch nicht ganz mit mir einig, ob nicht dort vielleicht eine stellenweise Wiederholung des ersten Liedes eintreten soll. Der Augenblick muss das erst bestimmen.

Mit dem bärtigen König in Thule[3]) bin ich wenigstens soweit vertraut geworden, dass ich mich immer heisser nach einer nähern Vertraulichkeit sehne. Bis jetzt hat mich ganz vorzüglich angesprochen und ist mir verständlich geworden: da stand der alte Zecher usw. Es wird ja wohl immer besser damit gedeihen. Denn Jemanden, von dem ich mir das Ganze möchte vorsingen lassen, weiss ich hier nicht abzureichen. Wo sich allenfalls die Kunstfertigkeit vorfände, würde vielleicht der rechte Sinn fehlen, und lieber möchte ich in meiner Unbeholfenheit mein ganzes Leben lang mit dem ernsten Norderkönig ringen, als ihn mir von Einem vortragen lassen, der mein Gefühl dabei nicht theilte.

Was nun unser gemeinschaftliches Unternehmen zum Lobe

[1]) Christian Theodor Weinlig (1780—1842), 1814 Kantor an der Kreuzkirche in Dresden, 1823 an der Thomaskirche in Leipzig, besonders berühmt als Kompositionslehrer.

[2]) s. Brief 3, S. 65.

[3]) Brief 2, S. 61.

Digitized by Google

Gottes betrifft[1]), so wird mir immer feierlicher und bänger dabei zu Muth; ich erkenne meine Unwürdigkeit immer lebhafter, und weiss nicht, wann die Stunde schlagen wird, wo ich mein Gemüth zum Beginnen des Werkes rein und stark genug finde. Doch wird sie ja dennoch wohl schlagen; ich vertraue der reichen Huld, die mir der Herr bisher innerlich und äusserlich offenbart hat. Die Form, in der ich die Arbeit betreiben werde, ist mir schon klar geworden: nicht nämlich, wie meine übrigen Dichtungen, im bestimmten, regelmässigen Fortschritt, sondern einzig und allein die Stunden der heimlichsten Weihe erlauschend. Bei weltlichen Poesien hat es mir noch nicht gefehlt, die Muse auch bisweilen durch ein kühnes Ringen zu meiner Gefährtin zu gewinnen; hier ist es anders. Gerungen soll und muss allerdings werden, aber mit einer weit tieferen Scheu; es ist mehr, als die Muse, was mich geleiten soll. — Diese deutlichste Ansicht über das Wie kam mir während der Lesung Ihres Briefes, durch den ich mich überhaupt sehr beschwingt und erleichtert fühle. Eben eines solchen Wegweisers bedurfte ich auf dem mir noch so fremden Felde. Mit dessen und der tiefeingreifenden Recension Hülfe denke ich mich wenigstens nicht allzuweit zu verlieren. Was sich natürlich von selbst versteht, ist, dass nachher die ernste Prüfung des Musikers erst dem Ganzen in allen seinen Teilen die rechte Gestaltung und zuletzt Bestätigung ertheilen muss. Meine erste Sorge soll nun sein, mir Weinligs Oratorium durch Rellstab zu verschaffen. —

Wegen der Missalien[2]) schreibe ich mit eben der Post, welche Ihnen diesen Brief bringt, einem verständigen, die Musik liebenden und ehrenden Bekannten in Brandenburg, und zweifle nicht, dass dieser Alles, so gut es sich thun lassen will, nach Ihrem Wunsche ausrichten wird. Ich fühle, wie Ihnen die Sache am Herzen liegen muss, und so können Sie sich darauf verlassen, dass ich sie mit Eifer betreibe.

Mit einer so freundlichen Ungeduld, mein theurer Freund, erkundigen Sie sich nach dem möglichen Zeitpunkte meiner Dresdner Reise. Ach Gott, noch ist sie mir nicht viel mehr, als ein frommer Wunsch, so lebhaft es mich auch dorthin, und ganz vorzüglich zu Ihnen hinzieht. Ich bin einer der unmobilsten Menschen seiner Zeit, und es liegt nicht ganz an einer gewissen trägen Unbeholfenheit meiner Natur, sondern auch an äussern Umständen

[1]) Das Oratorium, s. Brief 3.

[2]) Vgl. Brief 5, S. 70.

Digitized by Google

mit, so wenig sich auch von bestimmten Geschäften ausserhalb des literarischen Kreises nennen lassen möchte. Es würde weitläufig sein, das auseinanderzusetzen, und auch gewissermassen unmöglich, solange Sie mein eigenstes Wesen und Treiben nicht mit eignen Augen an Ort und Stelle gesehen haben. Aber ist denn dazu gar keine Hoffnung? Mit einem recht wehmütigen Gefühl sahe ich aus Ihrem Briefe, dass Sie mir vorigen Sommer so nahe gewesen, und wir einander dennoch unsichtbar geblieben waren; Brandenburg ist nur drei kleine Meilen von hier.[1]) Warum musste auch Ihr erster Brief an mich verloren gehn! Sonst hätten wir uns damals gewiss schon von Angesicht zu Angesicht geschaut. — Also auch auf Sie hat der Dom meiner alten, ehrwürdigen Geburtsstadt Brandenburg einen so tiefen Eindruck gemacht! Doch das verstand sich ja bei Ihnen von selbst, sobald Sie ihn nur sahen, aber eben, dass Sie ihn sahen, freut mich ungemein, und es ist mir, als zöge sich dadurch abermals ein Band mehr um uns Beide her. Freilich, wo sich Freunde erst einmal recht gefunden haben, kann es ja auch gar nicht anders sein. Wie die Ranken des Frühlings zweigt es sich aus einer Seele in die andre hinüber.

Leben Sie wohl und schreiben Sie recht bald wieder. Sie sollen gewiss nicht wieder solange auf Antwort warten müssen, als das vorige mal. Kenne ich doch jenes störende, fast verletzende Gefühl nur allzuwohl aus anderweitiger Erfahrung! Mein Säumen aber entstand wirklich grösstentheils aus der ernsten Innigkeit, mit welcher ich unserm Entwurfe nachsann. — Aus vollem, deutschem Herzen ganz der Ihrige,

Fouqué.

Haben Sie den Brief noch, worin ich Ihnen meinen ersten Entwurf zum Oratorium darlegte, so erzeigen Sie mir wohl die Gefälligkeit, mir die dahingehörigen Paar Zeilen abschriftlich zu senden. Es durchwehte mich eine begeisterte Ahnung, als ich sie schrieb, und ich möchte nichts von dem, was mir damals gegeben ward, verlieren.

Haben Sie Fr. Schlegels Rec. über Jakobi's[2]) neueste Schrift gelesen? Es sind goldne ächtchristliche Worte. — Sie stehn in

[1]) Miltiz war im Sommer 1811 in Brandenburg; daß er im Oktober 1811 „auf der Wiesenburg" bei Belzig, dem Gute der Cousine Luise von Watzdorf, weilte, beweist ein von dort datiertes Gedicht. Th. v. M.

[2]) F. H. Jacobi, Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, bespr. von Fr. Schlegel im „Deutschen Museum" I (1812).

Digitized by Google

seinem deutschem Museum, wo Sie, etwa vom vierten Hefte an, auch Beiträge von mir finden.

Ich lege Ihnen noch eine Ankündigung bei, zu deren Verbreitung aufgefordert zu sein, ich mir zur grossen Ehre rechne, und die Sie wohl schon auf andrem Wege auch erhalten haben. Doch kann ich sie aus einem Briefe an Sie nicht weg lassen, weil sie mich so sehr freut, und auch Sie gewiss grosse Freude darüber haben. Fördern Sie das gottgefällige Unternehmen nach Kräften.

Nr. 5.

Nennhausen, am 9. Junius 1812.

Willkommen wieder, mein geliebter und geehrter Freund, in Ihrer ländlichen Stille! Es ist mir eine wahre Freude, Sie mir wieder dort zu denken, und wie nun die Muse den ihr in fremdartige Kreise — was kann ihr fremder sein, als eine Antichambre! — entrückten Liebling mit zwiefach innigen Umarmungen begrüsst. Lassen Sie sich nur nicht gar zu fest halten in Ihrer gewiss gar anmutigen Heimath, und führen Sie recht bald den mir so erquicklichen Gedanken, mich zu besuchen, aus. „Im Sommer" schreiben sie. Der Sommer aber ist herauf. Säumen Sie doch ja nicht. Wenn ich zeitig genug Nachricht erhalte, mache ich es vielleicht möglich, Ihnen bis Brandenburg entgegen zu kommen, wo wir uns dann gemeinschaftlich an dem ehrwürdigen Dom erbauen können, und an allem Herzerhebenden und Feierlichen, was schon das Uralterthum ihres Daseins um diese ehrbare Stadt hergiesst. Von Brandenburg bis hierher sind es dann nur noch drei Meilen. Urtheilen Sie aber deshalb nicht ungleich von mir, falls Sie mich nicht dort finden; es wäre doch möglich, dass irgend etwas Hinderliches dazwischen trete. Kann ich es aber bei Seite schieben, so geschieht es gewiss. Der Gedanke ist mir gar zu erhebend, grade in meiner alten Vaterstadt einen solchen Freund, wie Sie, zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht zu begrüssen.

Sie sehen, ich spreche von Ihrer Reise wie von einer ganz ausgemachten Gewissheit. Vereiteln Sie mir nun meine Freude nicht, die ich schon so mit allen Seelenkräften festhalte.

Ueber die Missalien habe ich den Bescheid erhalten, es sei vor der Hand an die Säcularisation des Domstiftes und also auch an ein Verauctioniren der Effekten desselben nicht zu denken; sobald aber dieser Zeitpunkt eintrete, werde Ihnen der Domsyndicus

Digitized by Google

Giessecke ein solches Messbuch für wenige oder gar keine Kosten verschaffen. Die Sache ist übrigens in vollkommen guten Händen. Ich habe sie nämlich dem dasigen Doctor Meier anvertraut, einem sinnigen, musikliebenden Manne. Derselbe bittet mich, für die Verbreitung beiliegender Ankündigung zu sorgen, und ich glaube seinem Wunsche nicht besser entsprechen zu können, als indem ich Ihnen zwei Exemplare beilege. Haben Sie schon Bekanntschaft mit einigen Liedercompositionen des seligen Schneider[1]) gemacht, oder überhaupt mit Productionen dieses uns viel zu früh entschwundenen Künstlers, so legt sich Ihnen wohl die Sache von selbst an's Herz. Sonst lassen Sie mich hinzufügen, dass nicht leicht irgend Töne mein Gemüth tiefer und herrlicher erschüttert haben, als die des Seeligen, und dass auch noch über dies Dilettantenurtheil hinaus Schneider von allen Musikern, die Gründlichkeit mit Genialität verbinden, in und ausserhalb Berlin, soweit sein Ruf sich verbreiten konnte, sehr hoch gestellt wurde. Die oft belobte Gleichgültigkeit des Publikums droht indess, diese Lieder in ihrer Zerstreuung der Vergessenheit zu übergeben. Statt 150 Subscribenten, welche die Musikhandlung zur Deckung fordert, sind erst ungefähr 90 da. Gewiss, Sie helfen aus ganzen Kräften dazu, die fehlenden zusammen zu bringen.

Das beiliegende Blatt sagt Ihnen, mein theurer Gefährt, dass ich es gewagt habe, an unser grosses, heiliges Werk zu gehn. Seltsam genug, in einer Stunde der Selbsterniedrigung, der Erschöpfung, der Unsicherheit irrte ich im Freien umher. Da ging mir plötzlich der Gedanke auf: drückt wohl eben das Nichtbeginnen der geweiheten Dichtung so schwer auf deine Seele? — Und siehe, der Trauerchor der Jünger, dem Inhalte nach mir schon längst bewusst, stieg in Worten vor mir empor, und es ward ruhig und hell und sicher in mir, so dass sich auch andre poetische Schöpfungen, die jetzt aus meinem Gemüth ans Licht dringen, in den Strahlen der gottgewidmeten sonnten, und farbiger zu blühen anhuben, und noch immer so fortblühen. In unterschiedlichen ernsten Stunden ist nun das Gedicht bis auf diesen Punkt vorgerückt. Ich sende Ihnen das Fragment, damit Sie sich daran äussern können, und Ihnen die Kritik seiner Mängel vielleicht manche

[1]) Nicht der bekannte Oratorienkomponist Friedrich Schneider (1786—1853), sondern Johann Georg Wilhelm Schneider, Sohn des Organisten in Rathenow (1781—1811) als Liederkomponist berühmt, namentlich durch seine Melodie zu Goethes Gedicht: „Es war ein König in Thule".

Digitized by Google

Kritik an den nachfolgenden Theilen erspare. Geben Sie mir auf, zu ändern, zu streichen, ganz umzuschaffen — ich überlasse mich mit Freuden der Leitung dessen, durch den die holde, himmlisch-gesinnte Musik zu mir spricht. Und wenn Sie mir sagten, dieser Anfang sei, so wie er dasteht, für die Composition ganz unbrauchbar, so würde ich — ich fühle es klar und fest in mir — mit Freudigkeit nach Ihrer Andeutung einen andern versuchen, und auch diesen zurücklegen, um einen dritten anzustimmen. — Die gewünschte Abschrift aus meinem Briefe ist, glaube ich, dem vorletztern zu entnehmen. Es gilt die Stelle, wo ich den Plan des Oratoriums auf den Fall, dass es sich in einen einzigen Theil zusammendrängen lasse, in seinen Einzelheiten auseinandergelegt, ja schon manche in der Dichtung auszusprechende Ideen angedeutet hatte. —

Wie freut es mich, dass Theodorens fragmentarisches Lied[1]) Sie anspricht! Allerdings wäre eine schwache Orchesterbegleitung hier wohl an ihrer Stelle. — Mein Trauerspiel ist zu Ende. O mein edler Waffen- und Kunstgenoss, mein wackrer deutscher Landsmann, mit welchen heissen, stürzenden Thränen habe ich den letzten Act geschrieben! — Statt des Soldatenliedes ist nun das dreimalige Victoriaschiessen und Victoriarufen zum Schluss eingetreten. Ich lese diese Stelle ungern vor gewöhnlichen Augen; die glühende Quelle bricht ja dabei fast unaufhaltsam aus den meinen hervor, ja sie tritt schon jetzt bei der blossen Erwähnung wieder hinein, — aber welch eine Wonne, es Ihnen vorzulesen! — Ihres Urgrossvaters Fabius — denn so ist der ernste, tiefdenkende Daun[2]) schon oft mit hohem Rechte genannt worden — gedenkt das Trauerspiel auch mehrere Male, so wie meines Grossvaters.[3]) Wie herrlich treffen wir uns hier! Ja, Sie haben Recht, es werden sich der Ähnlichkeiten gewiss noch viele finden. — Noch muss ich hinzufügen, dass, wenn mir Ihr nächster Brief es nicht ausdrücklich verbietet, ich Ihr Schweigen über das Bekanntmachen Ihrer Compositionen zu meinem Trauerspiele und das Nennen

---

[1]) Es findet sich, von Miltitz komponiert, in dem Drama „Die Familie Hallersee", s. Brief 3, S. 65, Anm. 4.

[2]) Miltitzens Vater war mit einer Gräfin Daun aus München, einer Tochter des bayrischen Generalleutnants Grafen Daun verheiratet. Der bekannte österreichische Feldmarschall entstammte einer andern Linie der Grafen Daun. S. Einleitung S. 30.

[3]) Der bekannte, bei Landshut 1760 gefangene preußische General Fouqué, Einleitung S. 9.

Digitized by Google

Ihres Namens dabei als ein definitives Ja annehme. Ich habe die Unterhandlung wegen eines Verlegers bereits eröffnet, von der man freilich bei der jetzigen Lage des Buchhandels nie wissen kann, wann sie zu einem günstigen Ende kommt. Ihre Weise zu dem Soldatenliede nicht mit dem Gedichte abdrucken zu lassen, würde mir schwer, ja beinahe unmöglich fallen. Sie geht immer mit mir umher, und ist so Eins mit dem Liede geworden, dass ich es nur mit Anstrengung ohne dieselbe würde aussprechen können. — Mein sehr naher Freund Franz Horn, der Ihnen wohl weder als Dichter noch als Kritiker fremd ist, theilte meinen Genuss an Ihren Compositionen, als er mir einige frohe Tage durch seinen Besuch schenkte. Natürlich war da auch viel vom Oratorium die Rede, — begonnen hatte ich damals noch nicht — und ich dachte es verantworten zu können, dass ich ihm aus Ihren Briefen vorlas. Nun war er erst ganz entzündet, und trug mir einen recht innigen deutschen Gruss und Händedruck für Sie auf. Mit dem Liede von den drei Rosen ging es ihm, wie mir. Er gestand zu, dass die erstere Composition dem Buche in Ton und Charakter verwandter sei, und von ganz himmlischer Zartheit, aber die soldatische Fröhlichkeit der zweiten nahm dennoch sein Herz so ein, dass er sie für seinen Liebling erklärte und sich gar nicht satt davon hören konnte.[1]) Von dem bärtigen König[2]) konnte ich ihm nur erzählen, da ich es zum Vortragen in diesem Leben wohl nimmermehr bringen werde, aber das Verständniss geht mir schon viel besser auf, und ich fange bereits an, die Worte Ihres letzteren Briefes darüber zu begreifen. — Lesen Sie doch Franz Horns vor Kurzem erschienene Geschichte unsrer schönen Literatur im 18. Jahrhunderte, desgleichen seine Latona, 2 Bände. (Ich lasse mich nicht dadurch irre machen in meinen Empfehlungen, dass mir in beiden Werken Kränze geflochten sind. Sie können mich nicht missverstehen.) Lesen Sie auch ja seinen Roman Kampf und Sieg, und einen frühern, Otto.[3]) — Im vierten Stück von Fr. Schlegels deutschem Museum steht ein wahrhaft göttlicher Brief des alten Claudius über den Glauben nebst angehängtem Liede.[4])

---

[1]) Beide Kompositionen stehen unter der Aufschrift „Der Ritter von Rosen" in dem oben S. 40 erwähnten Liederheft vom Jahre 1813.

[2]) Vgl. Brief 4.

[3]) Über Franz Horn (Pseudonym: J. G. Marquard), vgl. Goedecke VI, S. 388 f., wo die hier genannten Schriften unter Nr. 26, 25, 23 u. 21 genauer zitiert sind.

[4]) Deutsches Museum, herausg. v. Fr. Schlegel I (1812).

Digitized by Google

Nun, so Gott will, sprechen wir uns bald mündlich über unendlich Vieles. Sie singen mir den bärtigen König, und viele andre Herrlichkeiten, ich lese mein Trauerspiel, und wir ziehen mit Brummen unter den Laubgängen unsrer Haine umher. Gott mit Ihnen. Aus ganzer Seele

der Ihrige

Fouqué.

Von der Quartausgabe des Sigurd[1]) existiert nur das erste Heldenspiel. Die beiden andern konnte der brave Verleger, mir sehr lieb und persönlich befreundet, wegen des langsamen Absatzes in dieser Zeit nicht auf dieselbe kostspielige Weise zu Stande bringen.

Nr. 6.

Nennhausen, am 28. Junius 1812.

An einem Tage, wo ich zum Tische des Herrn gegangen bin, tief durchdrungen von seiner überschwänglichen Gnade und meiner Unreinheit und Unwürdigkeit, schreibe ich Ihnen, lieber Deutscher Landsmann, über unser frommes Vorhaben, meinend, es seie eben an einem solchem Tage die rechte Zeit dazu. Es erquickt und erhebt mich, dass Sie mit meinem Fragmente, auch in technischer Hinsicht, so gar sehr zufrieden sind. Die Ausstellung wegen der „Galiläerinnen" ist gewiss sehr gut begründet; auch würde ich, meinem gegebnen Worte und meiner ganzen Ansicht unsres Unternehmens getreu, nicht einen Augenblick zögern, einen andren Ausdruck zu suchen, und mit Gottes Hülfe zu finden, wenn Sie mir nicht selbst zugleich die Erlaubniss zum Beibehalten ertheilt hätten. Da mache ich denn ohne Bedenken davon Gebrauch. Denn ich berge es nicht, eben der Anfang: Ihr frommen Galiläerinnen, hat etwas Kirchliches und zugleich feierlich Orientalisches für mein Ohr. Und so möge er denn stehen bleiben. Sie werden schon wissen, die Schwesterkunst damit zu verständigen und nothfalls auszusöhnen.

Wie weit ich wieder seitdem fortgerückt bin, sagt Ihnen die Beilage. Glauben Sie nicht, weil ich die Galiläerinnen beibehielt, ich würde mich überhaupt störrisch wegen der Veränderungen erzeigen. Nur eine ganz bestimmte Äusserung von Ihnen, und ich streiche auch Lieblingsstellen weg.

[1]) Vgl. Goedecke VI, S. 118, 13 und Einleitung, S. 13 f.

Digitized by Google

Hoffentlich besprechen wir uns nun bald mündlich — o der Freude! — über das Nähere und über das von jetzt an Zuwachsende meiner Arbeit. Wegen des früher Übersandten habe ich vorläufig eine Änderung anzutragen. In dem Frauenchor singen zwei Stimmen: Jesus Christus unser Schild! — Das dürfen wir, denen der auferstandene Heiland sonntäglich gepredigt wird, im freudigen Gottvertrauen wohl singen, aber hätten es jene Frauen schon damals vermocht, so wäre von Zweifel und Bangigkeit durchaus nicht mehr die Rede gewesen, und das Oratorium in Hinsicht ihrer mit diesem Worte vollendet. Der Herr soll darin erst in seiner vollen Herrlichkeit geahnet und erkannt, von Stufe zu Stufe, werden; mit jenem Worte ständen wir bereits auf dem Gipfel. Ich schlage also vor, statt dessen zu lesen: Frommes Lieben unser Schild. — Ihnen gebürt, wie durchaus in diesem Werke, die Entscheidung.

Wie ich mich zu Ihnen freue, lieber Miltiz, kann ich nicht so mit Worten, am wenigsten mit geschriebnen, ausdrücken, aber wenn ich Ihnen sage: aus ganzem, freudigen, deutschen Herzen, so wissen Sie, was das heisst. Wenn ich es irgend möglich machen kann, komme ich Ihnen bis Brandenburg entgegen.

Für zwei schöne Gaben habe ich Ihnen zu danken: für Theodorens Lied,[1]) und für das aus dem Zauberringe.[2]) Jenes klingt recht wie Abendluft und Abendglocken; es bildet so ganz den Gegensatz mit dem Soldatenliede, und man fühlt es doch, dass beide nothwendig in ein und dasselbe Werk hineingehören. Ach lieber Gott, wie freue ich mich, Ihnen das Trauerspiel vorzulesen! — Ihre Weisen sagen mir, dass Sie es schon a priori durch und durch verstehen, und mir bleibt weiter nichts zu wünschen, als dass meine Ausführung Ihnen einigermassen genügen könne. — Walthers und Bertha's Lied[2]) habe ich eben erst gespielt, das heisst, hergestümpert, und die wehmüthig ritterlichen und holden Klänge ziehen noch immer durch mein Inn'res hin Was würde es erst sein, wenn ich es von Ihnen selbst vernehme! Sie beweisen es da recht mit der That, dass Ihnen mein Zauberring lieb ist, und das freut mich sehr. Dieses Werk ist mir so an's Herz gewachsen, oder vielmehr aus dem Herzen herausgewachsen, dass ich es gewissermassen für die Blüthe meines ganzen Wesens an-

[1]) s. Brief 5, S. 72.

[2]) Vgl. S. 60, Anm. 1. Die Komposition „Berthas und Walthers Lied" (aus dem „Zauberringe") steht im F.-M.-Liederhefte von 1813, S. 13.

Digitized by Google

nehme, und im Vergleich zu ihm auf den ganzen übrigen realen Burschen, der so heisst und so aussieht, wie ich, nicht eben viel geben kann. Wohl ist der dritte Theil geschrieben und auch bereits gedruckt, nur durch eine unbegreifliche Langsamkeit des sonst braven Verlegers auch noch nicht einmal in meinen Händen. In eben diesem dritten Theile geht erst nach meinem besten Wissen und Gewissen das Licht des Ganzen recht auf, ich meine Bertha, die mir auch äusserlich, fühlbar, grade, als ich an den entscheidenden Momenten dichtete, erschienen ist.[1]) — Doch darüber mündlich, wie über so sehr, sehr Vieles. Sie selbst verweisen mich ja auch in dem Briefe, der mir Theodoren schenkte, auf mündliche Erläuterung, und es ist mir so anmuthig erfreulich, dass unser persönliches Zusammentreffen bereits ein Ergänzungsmittel unsres Briefwechsels wird. Deswegen breche ich auch hier ab, denn das Herz ist übrigens noch mehr, als zur Hälfte, voll. Nur das noch stehe hier, dass ich Ihnen für Beides danke: für Ihr Zutraun, ich könne meine Dichtung nicht so unvollendet in die Welt schicken, und für den Trieb, den Sie dennoch empfanden, mich darnach zu fragen. Jenes zeigt mir, dass Sie mich kennen, dieses, dass Sie mich und meine Werke sehr lieb haben.

Auf baldiges frohes Schauen von Auge in Auge und Sprechen von Mund zu Mund! —

Voll inniger Achtung und Freundschaft

der Ihrige,

Fouqué.

Vom Galgenmännlein[2]) ist mir das Mscrpt. abhanden gekommen. Sonst sollte es Niemandem lieber gehören, als Ihnen.

---

[1]) Bertha, eine Frauengestalt aus dem „Zauberringe". Fouqué, Lebensgeschichte 303: „Eingeladen zum Mittagsmahl bei einer befreundeten Nachbarfamilie hatte ich wohl vernommen, eine als schön und geistreich vielbewunderte Verwandte sei dort eingetroffen. Da auf einmal geht mir gegenüber eine Seitenthür auf, und herein leuchtet die schöne Gestaltung und zieht im freundlichen Grüssen gegen die Versammlung die Thür nach sich zu, sodass die Schleppe des Kleides mit erfasst wird, und die Dame unwillkürlich einige Augenblicke lang regungslos stehn bleibt, in leichter Verlegenheit anmutig lächelnd. ›Bertha von Lichtenried!‹ klang es in mir, und ich konnte fortan das Centralbild meiner Dichtung in klarer Gestaltung ausmalen." Vgl. Brief 7, S. 78.

[2]) „Eine Geschichte vom Galgenmännlein", Pantheon 1810, Bd. 1. Wiedergedruckt in Fouqués kleinen Romanen, III Bd. Berlin 1814—19. Nach E. T. A. Hoffmanns Urteil ist diese Geschichte eine der besten von Fouqué.

Digitized by Google

[Im Sommer 1812 reiste Miltitz in Erbschaftsangelegenheiten nach Berlin. Er wohnte beim Grafen Karl Brühl, dem späteren Intendanten des K. Theaters, dessen Schwester bei den Salesianerinnen in Wien mit Miltitzens Frau (Auguste v. Watzdorff) erzogen worden war und später den Grafen Thun auf Tetschen geheiratet hatte. Von Berlin aus ging Miltitz auf einige Wochen zu Fouqué nach Nennhausen. Miltitzens Frau und deren Cousine Luise von Watzdorf holten ihn bei der Rückkehr in Brandenburg ab und machten da zuerst Fouqués Bekanntschaft (nach L. v. Watzdorfs Tagebuch).]

Nr. 7.

Nennhausen, den 10. August 1812.

Miltitz an Fräulein Luise von Watzdorff zu Wiesenburg b. Belzig.

Meine beste Luise,

Von Berlin Ihnen zu schreiben wäre durchaus unzweckmässig gewesen; einmal konnte Sie, ausser dem Schicksal meiner Oper[1]), welches Sie übrigens aus meinem Briefe an Augusten erfahren, wenig daselbst interessiren; dann aber brächte ich Sie immer um die Freude, Sie von meinem Aufenthalt in Berlin, woran Sie so sehr viel Antheil haben, sprechen zu hören. Aber von Fouqué aus, das war gleich Anfangs beschlossen, da sollten Sie ein Briefchen bekommen, das Ihnen, was immer meines Bedünkens das Interessantere ist, die Colorite des ersten Augenblicks und die spätere solidere Farbengebung der genauen Bekanntschaft in einem recht reinem dargestellten Bilde deutlich machte. Ich kam hier früh um 4 Uhr an. Fouqué, den ich nicht hatte wecken lassen wollen, kam um 8 Uhr zu mir. Er schläft gern und ziemlich lang, aber nicht nach Tisch. Sehen Sie wohl, aus solchen einzelnen treffenden Zügen setze ich Ihnen sein Bild zusammen, und so sehr es auch seines Stückwerks halber einem musivischen Gemälde gleichen mag, so ist es doch ungemein treu, und hat, aus dem rechten Standpunkte gesehen, gewiss auch seinen Effect. Fouqué's Grösse ist Ihnen aus dem Augustens Briefe beigefügten Maasse bekannt; sein Gesicht ist ungemein fein und zart, aber bräunlich, nicht eckel weiss. Er gliche, würde ich zu ihn (sic!) sagen, wenn Sie den Mann kennten, dem Oberforstmeister Erdmannsdorff aus

[1]) s. Einleitung, S. 40.

Digitized by Google

Sorau. Seine Stimme ist ein sehr angenehmer Tenor, seine Aussprache weich niedersächsisch, aber nicht berlinisch. Fichte[1]) in Berlin sagte mir von ihm, so wie sein Otto von Treutwangen, eben so brav, so herrlich ist Fouqué selbst. Er ist ungemein heiter, witzig, kann sich aber auch im Miltitzischen schlechten Witze, z. B. Wortspielen, Wortverdrehungen, lächerlichen Wortbildungen gefallen. Waffen und Waffenklang, Pferde und Hunde liebt er über alle Maassen; Wurfspiess und Pfeil hat er selbst. Alle männlichen Kraftübungen sind ihm ein hoher Genuss. Er ist ungemein weich. Beym Vorlesen, welches er mit wunderbarer Feyerlichkeit thut, treten ihm ungemein leicht die Thränen in die Augen. Sein Anzug ist modern, aber nicht zierbengelhaft. Seine Frau und Tochter liebt er unaussprechlich und die letztere, Marie von Fouqué, verspricht ein höchst interessantes Wesen zu werden. Sein Herz, Sie wissen es wohl, ist voll Glaube und Liebe zu Gott. Sein Geist ist vielseitig gebildet und gründlich. Französich und englisch ist ihm nicht minder geläufig als isländisch, schwedisch und dänisch. Er versteht die Klassiker. Er spielt nicht übel Clavier und singt erträglich. Er ist mit einem Worte ein ganz herrlicher, hoher Mensch. Dass ihm Adel und Ritterthum über Alles gehn, darf ich Ihnen so wenig verschweigen, als dass er von einer altherrlichen Familie ist und seinen herrlich gemahlten Stammbaum, von 1230 aufgezeichnet, besitzt. Sein Ahnherr war Guillaume de la Motte Fouqué, Chevalier de Montfaucon; blieb in der Schlacht bey Azincourt gegen Heinrich V. (unter Carl VI.) 1415. Wir sind also, und ich zumal mit unauflöslichen Ketten an ihn gebunden. Bertha ist ein Engels Gebild, mehr von ihr mündlich, Fouqué liebt sie sehr, aber nur als Freund.[2]) „Dass Louise von Watzdorff ihr Leben nicht mit einer Cur beschliessen und keinen Patienten hat heurathen wollen, kann keiner ihr verdenken; selbst der Patient nicht — Löben."[3]) So spricht Fouqué. Er freut sich

---

[1]) Der Philosoph Fichte, geb. 1764 zu Rammenau in der sächsischen Oberlausitz, war von Ernst Haubold, von Miltitz auf Siebeneichen entdeckt und erzogen worden und so von Kindheit an den Miltitzens befreundet, vgl. meine Kursächs. Streifzüge III, S. 335 f.

[2]) Vgl. Brief 6, S. 76, Anm. 1.

[3]) Otto Graf von Loeben (geb. 1786 in Dresden, gest. 1825), ein romantischer Dichter, der viel bei Fouqué in Nennhausen zu Gast war. Er schrieb unter dem Pseudonym Isidorus Orientalis 1808 den Roman „Guido". 1813 war er Unterleutnant im „Banner der freiwilligen Sachsen".

Digitized by Google

sehr, Sie, liebe Freundin, entweder in Brandenburg oder hier zu sehen.

Nun leben Sie wohl, Beste.

Ihr

treuer Freund

C. B. v. Miltitz.

Nr. 8.

Am 20. August 1812.

Mein herzgeliebter Bruder, wie sehnend schaue ich nach Dir hinüber, und wie mahnt mich Alles an Dich. Weisst Du, wie wir einmal davon sprachen, dass eine sehr glücklich verlebte Zeit in der Erinnerung gar nicht kurz aussehe, sondern reich ausgedehnt in ihren vielen glücklichen Momenten! — so ist es mir nun auch mit unserm Beisammensein Ich kann mir gar nicht denken, wie das Alles in die wenigen Tage hineingegangen ist; und nun vollends die anderthalb Sonnentage in Brandenburg.[1]) Mein Brief an Augusten wird Dir ausführlich sagen, wie froh und seelig mir zu Muthe ist, denn er ist ja ganz nothwendig, in der von uns so klar anerkannten Einheit zwischen Eheweib und Ehemann, an Dich mitgeschrieben. Schön ist es doch, dass grade in diesem glücklichen Monate der Name Auguste das Regiment hat. Wir wollen uns in unserm ewigen Bunde auch immerdar gern der heilbringenden Herrschaft beugen. Ich sage Dir weiter nicht, wie mir Auguste erschienen ist. Das spricht sich von selbst aus, und wird sich — Gott wird mir ja Eure Freundschaft nimmer entziehen, vielmehr mich Ihrer würdiger machen von Tag zu Tag — durch ein ganzes Leben aussprechen. Was Auguste einmal an Dich in ihrer Engeldemuth schrieb:

> „Gott verhängt es wohl, dass mich die Menschen für so gut halten, damit es ein Antrieb für mich sei, und ich endlich in der That so werde"

kann ich im eigentlichsten Sinne des Wortes von mir sagen. Erinnre Dich, wie Philipp Hallersee[2]) von den Engelshänden spricht, die ihn die Himmelsleiter hinan ziehn; so geht es mir mit der unverdienten Freundschaft so edler, lieber Menschen, als Ihr es seid. Luise Watzdorff gehört mit in den Bund; das versteht sich

[1]) Das Zusammensein mit Auguste von Miltitz und Luise von Watzdorf.

[2]) In Fouqués Drama „Die Familie Hallersee", s. oben S. 65.

Digitized by Google

ganz von selbst. Empfiehl mich dieser ebenso herz- als sinnvollen Freundin auf das Beste.

Heute Nachmittag greife ich nun die Thiodolfsarbeit[1]) mit erneuter Kraft und Freudigkeit wieder an, vielleicht auch gar schon die Undinenoper.[2]) Wenn ich meinen literarischen Verpflichtungen in den nächsten schreibensreichen Monaten ordentlich genüge, habt Ihr nächst Gott den besten Theil daran, Ihr lieben Freunde.

Hier grüsst dich Alles aus ganzem Herzen, und hat Dich ungemein lieb; meine Frau ganz vorzüglich. Wie viel ich wegen Augusten zu beantworten hatte, und wie wenig stumm ich dabei war, kannst Du Dir denken.

Noch wiederhole ich hier zum Überfluss, dass Du den Maler Müller[3]) Augusten vorlesen musst, um ihr die Rohheiten zu verkleiden, welche vor kein Frauenauge, am allerwenigsten aber vor das ihrige hintreten dürfen.

Mit der nächsten Post schreibe ich um Rolands Knappen[4]), wenn ich sie nicht hier auffinde, und dann soll es bald an den Entwurf gehn.

Gott mit Dir und mit Euch allen! Voll inniger Bruderliebe

ganz der Deinige,

Fouqué.

Die Börse erfolgt anbei; die Oper ist nicht hier. Siehe doch ja zu, dass Du mir die Bekenntnisse des H. Augustinus verschaffst, und vergiss nicht, mir das Volkslied zu schicken.

Nr. 9.

Am 9. September 1812.

Welchen Lauf, mein geliebter Bruder, hat Dein letzter Brief genommen! Oder, dass ich vielmehr nicht Lauf sage, sondern Schneckengang. Denn erst heute kam der vielersehnte in meine

[1]) „Die Fahrten Thiodolfs des Isländers. Ein Ritterroman von Fouqué" in 2 Teilen erschienen erst 1815 in Hamburg bei A. Campe. Fouqué hielt diesen Roman für eines seiner besten Werke (Lebensgeschichte 308), aber er ist in der Erfindung verstiegen und im Aufbau mißglückt. Überdies irrt Koch (NL 146, 1, S. LXXIV), wenn er Thiodolf vor dem Zauberringe geschrieben sein läßt.

[2]) s. Einleitung, S. 19.

[3]) Maler Müller (1749—1825), Maler und Romantiker, gemeint ist wohl hier sein: „Golo und Genoveva" (Zeitung für Einsiedler, 1808).

[4]) Vgl. Brief 9 gegen Ende und Brief 10, S. 83. Fouqué und Miltitz planten damals wohl eine gemeinsame Oper „Rolands Knappen". Fouqué machte den ersten Entwurf, Miltitz sollte ihn ausarbeiten und komponieren.

Digitized by Google

Hände. Wolle nur der Himmel, dass es meinem, Dir am Tage vor dem Deinigen geschriebenen Briefe, zusamt der Beilage an Augusten, besser gegangen, und er noch in Wiesenburg[1]) zu Dir gelangt sein mag.

Ich habe seitdem Tage der Angst und Bekümmerniss ausgestanden. Meine Frau ward krank, und man konnte in den erstern Tagen nicht wissen, wie leicht oder wie ernsthaft sich die Sache gestalten werde. Jetzt, Gottlob! ist ein bereits im Abnehmen begriffnes kaltes Fieber daraus geworden, und ich kann sie freudig wieder Linäken[2]) nennen, wozu ich in den Tagen des Zweifels kaum das Herz hatte. Sie grüsst Dich herzlich, und eben so Alles, was hier lebt und webt. Gustav[3]) und Fiöriken sind auf einige Tage verreist, aber ich werde dem Ritter und dem Hunde Alles gehörig bestellen.

Lieber Bruder, ich fühle es mit gar schmerzlicher Wemuth, dass wir einander nicht mehr äusserlich so nahe sind, als wir es sein sollten. Aber Du und Auguste Ihr steht mir nahe, wie zwei gute Engel, mich bewahrend vor allem Schlechten, mich ermahnend zu allem Rechten. O lasset doch um Gotteswillen nun und nimmermehr von mir! Ihr gehört nicht nur zu meinem Glück, Ihr gehört auch dazu, dass ich ein fester, ordentlicher Mensch nach Gottes Willen sei. Wer sich so gefunden hat, wie wir uns insgesamt fanden — ich schliesse Luise Watzdorff mit ein — der muss an keine Entfremdung mehr denken können, denn sie wäre Schlimmeres, viel Schlimmeres, als der Tod, sintemal doch diesem ein braver Kerl standhaft in's Auge sehn kann — wie uns das, dem Himmel sei Dank! die Erfahrung gelehrt hat, — bei solch einer Entfremdung aber wohl die männlichste Standhaftigkeit, eben ihrer Männlichkeit wegen, nicht ausreichen möchte.

Also doch für einen Herrn Hugh[4]) sieht mich Auguste an? Ach nein, ich bin es wahrhaftig nicht. Nur allzu anhänglich und still und treu schlägt dieses Herz. Alle ächte Pfeile sind für mich

[1]) Wiesenburg bei Belzig ist das Gut der Luise von Watzdorf.

[2]) Kosename für Caroline.

[3]) Gustav von Rochow, Fouqués Stiefsohn, aus der ersten Ehe seiner Frau mit dem Leutnant und Ehrendomherrn Rochus von Rochow auf Jeserig und Neuhaus im Zauch-Belziger Kreis († 1799). Gustav v. Rochow war später Minister des Innern und 2. Präsident des Staatsrats. Von ihm rührt das Wort „der beschränkte Untertanenverstand" her. Er starb 1847.

[4]) Hugh von Trautwangen aus dem „Zauberring", ein ritterlicher Don Juan.

Digitized by Google

mit so sehr scharfen Widerhaken versehn. Verbluten müsste ich an der Wunde, mit der ich je ein Spiel zu treiben wagte. Und bin ich nicht in frühern Jahren zum Theil verblutet schon? — Ich wiederhole es: behaltet Ihr mich nur treu und hold im Herzen; so viele Triebe meines Lebens wurzeln in diesem süssen Gefühl, und würden das Leben zerreissen, risset Ihr sie von Euch. Ich kann wohl sagen, dass überhäufte Arbeit und desgleichen mir Spiel geworden ist im Gedanken an Euch, und sonst wäre entweder ich liegen geblieben, oder die Arbeit.

Ich schreibe Heute nicht mehr, denn die Unbestimmtheit der Adresse, die Möglichkeit des Verlorengehns dieser Zeilen bindet mir die Zunge, ob es gleich, so zu sagen, nur Kindereien sind, die ich hinzufügen wollte; aber eben deswegen.

Gott mit Dir und Augusten. Mein Gebet ist schon oft für Euch zum Himmel gestiegen. Mit inniger Bruderliebe

ganz der Deinige,

Fouqué.

Vergiss doch ja nicht die Geschichte der beiden Ritterbrüder für die Musen[1]), und eben so wenig Heinrich Kleist's Gedicht und Deine Composition dazu[2]); vor Allem aber schicke mir Deine hier gedichteten Weisen zu meinen Liedern bald. — Hitzig[3]) schreibt mir, wenn Du ihm unsere gemeinschaftlichen Gesänge zuschicktest — durch mich etwa — werde er sie schon anbringen. — Apel[4]) erinnert sich sehr wohl, Dich bei Rochlitz[5]) gesehen zu haben, und freuet sich Deines Andenkens, um so mehr, da ihn Franz Horns Frau einige Deiner Liederweisen vorgesungen hat.

Um Rolands Knappen habe ich schon geschrieben. — Sobald ich Reck spreche, soll Dein Pistolenschützenruhm erschallen. — Marie[6]) will ausdrücklich beim Grüssen genannt sein, welches denn hiermit geschieht.

---

[1]) Die Jahrgänge 1812 und 1813 der Musen enthalten keine Geschichte dieses Titels von Miltitz.

[2]) Unbekannt.

[3]) Julius Eduard Hitzig. Jurist und Schriftsteller, 1808—1814 Verlagsbuchhändler in Berlin, mit Fouqué eng befreundet, der Verfasser der kurzen Biographie Fouqués, die den „Briefen an Fouqué" (1848) vorausgeschickt ist.

[4]) August Apel, s. Einleitung, S. 45 f.

[5]) Friedrich Rochlitz (1769—1842), Novellist und Musikschriftsteller in Leipzig, Herausgeber der „Allgemeinen musikalischen Zeitung". Fouqué hat ihm 1840 seine Lebensgeschichte gewidmet.

[6]) Fouqués Tochter: Luise Marie Caroline, geb. 13. September 1803.

Digitized by Google

Nr. 10.

Am 17. September 1812.

Du hast mir mit Deinen drei Liedergedanken drei Funken in's Herz geworfen, mein sehr geliebter Bruder; grade diese dreie, und zwar auch in der Ordnung, wie Du sie nennst, will ich Dir zu unsrer Liedersammlung dichten, und das sehr bald, denn ob mir gleich Thiodolf und die Undinenoper[1]) — von dieser wird, so Gott will, Heute der erste Akt fertig, — ziemlich hart aufliegen, kann es doch an Stunden nicht fehlen, um Gegenstände, die so tief in meine ganze Natur eingreifen, für einen so herzlieben Freund und Kunstgenossen zu bearbeiten. —

Meine Frau grüsst Dich auf's beste, — Du hast wohl gefühlt, wie lieb Du ihr und allen im Hause geworden bist, — und würde Dir gewiss gleich Heute Deinen freundlichen Brief beantworten, nur dass ihr das Fieber noch eine grosse Schwäche nachgelassen hat, von der sie sich erst langsam und stufenweise erholen kann. Das darf ich aber wohl mit voller Überzeugung hinzusetzen, dass gewiss einer ihrer ersten Briefe an Dich gerichtet ist. —

Schicke mir nur ja recht bald den Entwurf zu Rolands Knappen, oder, wenn es Dir die Muse eingiebt, seine Ausarbeitung[2]), und Deine übrigen Dichtungen mit. Ich bin gar sehr begierig darauf, wie ein so poetisch musikalisches Gemüth, als das Deine, sich in metrischen Worten ausspricht. Überhaupt, Du geliebter Bruder schreibe doch nur recht sehr oft; mein letzterer Brief hat Dir gesagt, wie unentbehrlich Ihr mir seid. Wolle Euch nur der Himmel in unsrer Nähe erhalten!

Was ich Dir jetzt für herrliche Speere zeigen könnte! Einer zwar ist unschön, aber zur Armesübung unvergleichlich; dagegen giebt es einen andern von braun gebeitztem Holze, einen messingenen Ring unten um die fast fusslange Stahlspitze gelegt, und das Ganze um mehr als eine Handbreit höher, wie ich, — was der für Schwänge thut! Und wie herrlich er unter den grünen Blättern im Sonnenblitze leuchtet! Thiodolf hat ihn nicht schöner gehabt.

Ad vocem Thiodolf; ich muss Dir doch zwei Stellen daraus abschreiben, die auf das Speerwerfen Bezug haben. In der erstern

[1]) s. Brief 8, S. 80.

[2]) s. Brief 8, S. 80, Anm. 4.

Digitized by Google

ist von einem Seekampfe die Rede, wo Thiodolf vorher die zagende Malgherita mit der Versicherung beruhigt hat, sie wisse nur noch nicht, wie herrlich Nordlands Speere sauseten, über die hallenden Fluten dahin.

„Das Gefecht begann. Wer noch nie die ritterliche Lust erprobt hat, mit gewichtigen, eisengespitzten Speeren zu werfen, kann nur kaum ermessen, wie freudig es den Nordlandshelden bei ihrem Seegefechte zu Muthe war, wo der Tod so dicht an den Schläfen vorüberrauschte, oder auch machtlos abprallte von den tönenden Schilden. Und dann schleuderte man ihn wieder voll zuversichtlicher Kraft hinein in die feindlichen Schaaren, oftmals eben denselben Speer dazu gebrauchend, welcher nur erst todtdrohend dicht neben den Werfer hingefahren war, und, von der Gewalt des Schwunges noch zitternd, sich tief in die Planken des Verdeckes eingepfählt hatte. Jeder Wurf, der jenseits in einer Feindesbrust haftete, oder auch nur in einem Feindesschilde, stählte den Arm mit vertrauender Kraft; jede Lanzenspitze, welche diesseits traf, entflammte zu tödtlicherem Zorn. Zudem bewährte sich das Wort, das vorhin Thiodolf zu Malgheriten gesprochen hatte, herrlich; die Lanzen rauschten ganz absonderlich tönenden Schwunges über die Seefluthen hin. Pietro warf, durch die mit Thiodolf auf Island gehaltnen Kampfspiele geübt, wie ein alter Nordmann; nur in den Deckungen mit dem Schilde war er noch nicht geübt genug; aber wie ein schützender Engel stand ihm Thiodolf zur Seite, in mannigfachen Schwenkungen auffangend, was dem Freunde irgend gefährlich nahen mochte, ohne doch selbst dabei das eigne kräftige Werfen auf einen Augenblick zu versäumen, und öfters ausrufend: schleudre nur frisch in das Gewitter hinein, Waffengenoss! Die Regentropfen fang' ich Dir mit meinem ehrnen Schirme hier schon auf."

Die zweite Stelle betrifft ein Gefecht am norwegischen Strande um einen Heldenschild, der auf einem Lindenhügel hoch zwischen den Zweigen hängt. (Das Urbild des Lindenhügels[1]), mein lieber Genoss im Speerkampfe, ist, wie Du wohl weisst, nicht so gar fern.) Von obenher vertheidigen Normannen den Schild, Thiodolf, mit einer gleichen Anzahl Isländer, stürmt angreifend hinauf:

[1]) Im Park zu Nennhausen. Dort hatte Fouqué mit Miltitz den ritterlichen Speerwurf geübt, wie sie es später (1816) auf Schloß Scharfenberg taten, s. S. 52.

Digitized by Google

„Hoch durch die gewaltigen Baumäste hin sausten die Lanzenwürfe, dass mit dem treffendem Speer auch zugleich hellblühendes Gezweig herabfiel, wie zum Siegesschmuck auf Harnisch und Helm. Einer der Norwegskrieger, den gleich mit dem ersten Spiesse der Tod getroffen hatte, lag von mehrern herabgerissenen Ästen überdeckt, als unter einem schönen, frühlingsleuchtenden Grabhügel."

Lindengänge aus dem Park von Nennhausen.
Nach einer Originalphotographie.

Zeige diese Stelle doch ja auch dem wackern Speerwerfer Retzsch.[1]) Ich muss aber noch mit einer dritten kommen, die eigentlich früher hätte stehn sollen, denn sie betrifft Thiodolfs Wahl eines Schwerdtes bei seinem Auszuge aus Island. Nachdem er und Oheim Nefiolf einig geworden sind, nicht das Asmundursschwerdt, Schürebrand geheissen, aus dem Grabe des Vaters zu nehmen, sondern dem todten Helden seine Freude damit zu lassen, sagt Thiodolf:

„Zudem ist es doch auch gar ein Schönes, wenn man eine noch unbenannte Klinge benennt, und deren Name wächst als-

[1]) Moritz Retzsch, s. Einleitung, S. 47 f.

Digitized by Google

dann rühmlich mit dem unsern zugleich. Da hängt in der Ecke so ein schönes Schwerdt mit silbernem Grifl, und funkelnd heller Stahlscheide. Wenn man's herausreisst, und wieder hineinwirft, klirrt es immer gar lieblich. Das, wie ich denken sollte, wär' es schon immer werth, vom Thiodolf Namen und Ruhm zu empfangen."

Nachher, als vom Namen des Schwerdtes die Rede ist, sagt er:

„Rottenbeisser soll es heissen, denn ich denke, ich will manch eine Rotte von Kriegsleuten noch so bissig damit treffen, dass mir eilig Platz gemacht werden soll."

Welch eine Waffe nun zu dem in der Stahlscheide klirrenden Rottenbeisser den Gedanken gegeben hat, weisst Du.[1]) Im Übrigen ist der erste Teil, und seit Gestern das sechste Kapitel des zweiten fertig. Wie mich der Gedanke an Dich und Augusten zum freudigen Fleisse spornt, kann ich Dir gar nicht ausdrücken.

Gestern kamen die ersten Aushängebogen des Alboin[2]), den ich Euch um die Michaelismesse werde senden können.

Hierbei erfolgt mein Wappen, von Ritter Gustav, der Dich herzinnig und mit grosser Achtung grüsst, gezeichnet, nicht gemalt, weil es mir erträglicher schien, Dir es so, als mit unzureichenden Farben zu schicken. Das Blau des Schildes ist kornblau, die Farbe des Baretts, dem Balken und der Kugel entsprechend, Gold. Die Edelgesteine im Barett kannst Du willkürlich färben, die Perlenschnüre haben natürliches Colorit.

Schreib mir doch ja, lieber Bruder, das Datum von Augustens Geburtstag. Ich trage bereits allerlei dafür im Sinne herum, und freue mich unbeschreiblich dazu, ob ich ihn leider wohl getrennt von Euch feiern werde.

Was in diesem Briefe nicht mehr steht, lies aus dem an Augusten.

Alle grüssen dich herzlich, und ich bin mit innigster Bruderliebe und Treue

ganz der Deinige,

Fouqué.

---

[1]) Nicht das von ihm dann im Jahre 1813 geführte Schwert, das jetzt in der Kirche zu Nennhausen hängt (Einleitung, S. 25), denn dieses kaufte er erst im Winter 1812/13 (Lebensgeschichte, S. 312), sondern wohl sein Degen aus dem ersten Koalitionskriege.

[2]) Alboin der Langobardenkönig. Ein Heldenspiel in sechs Abenteuern. Leipzig 1813, Weygandsche Buchhandlung.

Digitized by Google

Hab' ich Dir im vorigen Briefe schon aufgeschrieben, dass Schelling's[1]) neue Zeitschrift von Deutschen für Deutsche zur Michaelismesse mit ihrem ersten Hefte in die Welt tritt, und dass ich einen herrlichen Brief von Schelling darüber habe? — Verzeih' mir die etwaige Wiederholung. Ich möchte Euch gern darauf aufmerksam machen, denn ich erwarte viel von diesem Unternehmen. — Fast hätte ich vergessen, Dir meinen Dank für die Mitteilung des vortrefflichen Witzes von Je-mand und Je-sund auszudrücken, und doch hab' ich mich so sehr daran gefreut. Es ist ein würdiger Pendant zu nach grade und nach schief, welches nie aus meinem Gedächtniss kommen wird. -- Hierbei die lustigen Weiber von Windsor. — Das Wappen liegt im Buche.

Eben kommt Reck, und ich werde Dich nun als Pistolenschützen herausstreichen.

Chamisso[2]) ist in Berlin. Sobald meine Frau sich etwas erholt hat, kommt er zu mir. Da ich weiss, wie viele Lust Du an ihm hast, lege ich Dir seine kräftig liebevolle Anmeldung bei. Ich möchte Sie Dir vorlesen können. Schicke sie mir aber ja mit zurück.

---

[1]) Der bekannte Philosoph Schelling (1775—1854).

[2]) Mit Adelbert von Chamisso (1781—1838) verband Fouqué eine brüderliche Freundschaft, vgl. Lebensgeschichte, S. 270 u. 273 f. Chamisso war häufig Fouqués Gast in Nennhausen. Die Zeugen des schönen Verhältnisses sind eine Anzahl Gedichte beider und die Vorreden zu Peter Schlemihl. Noch 1827 richtete Chamisso an Fouqué die schönen Verse:

Für Recht und Wahrheit gleich entbrannt,
Wir halten's anders, doch zusammen,
Und schreiten vorwärts, Hand in Hand,
Verklärt inmitten wilder Flammen.

Nicht ist's die Form, die so uns hält,
Die Form zerfällt im Läutrungsfeuer;
Wir haben uns auf höhern Feld.
Heil Dir, mein Frommer und Getreuer.

Und 1828 tönt's von Chamissos Harfe zu Fouqué:

Du hast an meinen Liedern
Wohl oft nicht Deine Lust;
Nun will ich Anklang wecken
In Deiner alten Brust.

Laß unter diesen Bäumen,
Die schon der Herbst entlaubt,
Wie ehedem uns lagern,
Und lehn an mich Dein Haupt.

So recht! Nun will ich singen,
Du hörest unverwandt
Und hab' ichs recht getroffen,
So drückst Du mir die Hand.

Digitized by Google

Nr. 11.

Am 28. September 1812.

Gottlob, mein theurer, herzlieber Freund, dass ich Dir die Nachricht von Linäkens Herstellung[1]) mittheilen, ja Dir sogar ein Blatt von ihrer Hand einlegen kann; das kalte Fieber hatte sie ganz ungeheuer angegriffen, aber nun geht es, dem Himmel sei Dank, mit jedem Tage besser. Ja, ich habe manche angstvolle Stunde verlebt, mein theurer Bruder, manche schwer gedrückte, aber die Züchtigungen des himmlischen Vaters sind ja doch immer so väterlich, und die Kräfte, welche uns das Gebet zu ihm einflöst, gross. Sein Name sei gepriesen! — Er wird auch mit Dir sein und Deinen jetzigen so mannigfach störenden, wohl leider oft verletzenden Geschäften.[2]) Es ist schon überhaupt schlimm genug für den Künstler, wenn er in solchen Dingen seinem angeborenen Hange zum freien Nichtachten der Erdenrücksichten nicht folgen darf, und das darfst Du doch hier nach den heiligsten und höchsten Pflichten wahrhaftig nicht. Du musst Deine Habe vertheidigen mit fester Besonnenheit, und nun kommt noch die Person des Gegners hinzu! Du armer, lieber Freund! Schreib' mir nur recht oft. Ich fühle, Du wirst manchen Trank aus unsern Mittheilungen schöpfen, der Dich stärkt und erfreut. Ueber Alles aber hat Dir ja Gott einen Engel zur Seite gestellt, in dessen Geleitschaft auch die steilsten Bahnen sich in Frühlingsheiterkeit durchwandeln lassen. Vor diesen holden Nähe gehn Dir auch wohl mitten unter dem wirren Treiben helle Kunstanklänge auf, so dass Du vielleicht dazu kommst, den beiliegenden drei Gedichten Melodien zu geben, wenn sie nämlich dafür die gehörige Empfänglichkeit besitzen. Ist das aber nicht, so lege sie nur ohne Bedenken zurück, und ich will sehn, ob ich Dir andre, bessere machen kann. Den Dithyrambus des Wahnsinnigen erhältst Du hoffentlich mit meinem nächsten Briefe. Gut wäre es, wenn Du das ganze Mspt. unsrer Sammlung nun bald für Hitzig einsenden könntest. Das Vorwort dazu trage ich schon beinahe fertig mit mir herum, und erwarte nur die Ansicht des Ganzen, um es aufzuschreiben. —

---

[1]) s. Brief 9, S. 81.

[2]) Es handelt sich wohl um schwierige Verwaltungsverhältnisse, die weiterhin dazu führten, daß Miltitzens Güter, Neukirchen und Steinbach, die er gemeinsam mit seinen Brüdern besaß, verkauft werden mußten, vgl. Brief 12 und Einleitung, S. 35.

Digitized by Google

Hildebrand[1]) will seine Lieder — nämlich die er aus den meinigen componirt hat — auch herausgeben. Ich habe ihn auf sein Bitten gleichfalls an Hitzigs Vermittelung verwiesen, jedoch diesem natürlich eingeschärft, dass unsre Sammlung nicht im Mindesten darunter leiden darf.

Gern würde ich mich mit Dir zu einer Oper[2]) vereinigen, aber Undine und Thiodolf im Bunde machen es mir für jetzt wahrhaft unmöglich. Was mich bei Undinen sehr erquickt und erhebt, ist dass ich ausgemittelt habe, dieses holde Meerkind müsse, seitdem es eine fromme zarte Seele in sich aufgenommen hatte, grade so ausgesehn haben, wie Auguste. Meinst Du nicht auch? — Empfiehl mich der lieben, holden Frau, wie auch Luisen, auf das Hochachtungsvollste. Die eine Stelle Deines Briefes, so begeisternd sie mich auch anspricht, macht mir dennoch wahrhaft bange. Nur ich selbst, schreibst Du, sei vermögend, einen ungünstigen Zug in das Gemälde zu bringen, welches die beiden edlen deutschen Frauen von mir behalten hätten. Nun trag' ich aber der ungünstigen Züge so gar sehr viele in mir, die allesamt bei längrer Bekanntschaft heraustreten werden, und heraustreten sollen, denn Gott verhüte, dass ich mich je absichtlich anders zeige, als ich bin, am wenigsten solchen reinen Gestalten gegenüber. Da bereite sie nun recht darauf vor, und mache nur, dass ich mit dem Vielen, was ich noch bei ihnen verlieren muss, nicht Alles verliere. Das wäre mir eine tödtliche Wunde! —

Also gewiss, ganz gewiss kommst Du noch zu mir, bevor Du Deinen Wanderstab weiter setzest? Du lieber Gott, wie freu' ich mich darauf. Das soll erst einmal recht ein Leben sein! Nur wandelts mich bisweilen an, als könn' ich dieses Leben kaum mehr erleben. Es ist wohl öfters mit den rechten hellsonnigen Tagen der Zukunft so. Man verwechselt ihr Licht mit dem höhern von Jenseits.

Ich kann Dir Heute nicht mehr schreiben; Allerhand Zufälligkeiten beengen mir die Zeit. Hier stehe nur noch ein herzinniger Künstler- und Freundesgruss für den braven Retzsch, dessen fortgesetzte Liebe für meine Dichtungen mich unaussprechlich erfreut

---

[1]) Vielleicht identisch mit dem Kammermusiker Hildebrand (c. 1815) in Berlin vgl. Mendel, Musik.-Konversationslexikon V, 236.

[2]) Vgl. den oben Brief 8, 9, 10 erwähnten Plan einer gemeinsamen Bearbeitung der „Rolands Knappen", der nun wohl fallen gelassen wurde, vgl. Brief 12, S. 94.

Digitized by Google

und ehrt. Wie sehn' ich mich nach dem Anschauen Donna Clarens und ihres Ritters.[1]) — Augustens Befehl zufolge bemerke ich, dass Dein Brief vom 21. September vorgestern ankam.

Noch eine Bemerkung über den Sachsenritter, das erste der beiliegenden Lieder. Scandire ja nicht etwa dreisilbig: Liuba, sondern spondäisch: Liuba.

Lebe wohl, mein theurer Freund. Alles grüsst Dich auf's beste, und ich bin mit herzinniger Bruderliebe

ganz der Deinige,

Fouqué.

Des Sachsenritters Ausforderung.

„Ich habe mein Schwerdt recht blank geschliffen,
Ich führ' einen blanken Schild,
Ich habe den Speer recht hart gegriffen,
Und ist mir mein Herze wild.

Ich schaue wohl durch mein Helmesgitter
Die Weser hinab, hinan.
Wo bist Du nun hin, Du Frankenritter,
Der Damen hofiren kann?

Du reitest vorbei vor Liubas Hallen,
Und grüssest so zierlich hinauf;
Das ist mir recht heiss in's Herz gefallen,
Und, Knabe, das Spiel hört auf.

Denn willst Du in Flucht den Gau verlassen,
Da wird Deine Schande kund.
Und kann Dich einmal mein Speerwurf fassen,
Da liegest Du todt am Grund.

Derweile Du sässt an Heerdesflammen
Zu Achen im goldnen Haus,
Da koseten Liuba und ich mitsammen,
Und lachten Dich fröhlich aus.

Und wo Du begraben lägst im Haine,
Da hielt' ich mit Liuba Tanz,
Und wüchsen Blumen an Deinem Steine,
Da flöcht' ich ihr einen Kranz."

[1]) Die hier gemeinten Umrißzeichnungen von Retzsch sind mir leider nicht zugänglich.

Digitized by Google

Das Götzenopfer.

Der Mond wie Blut,
Die Wolken fahl,
Die Stund' ist gut!
Wir ziehn in's Thal
Zum Opferheerde nieder.
Das Opfer ächzt,
Der Blutgott lechzt,
Hebt an die strengen Lieder.

Was dunkel haust
Im Wolkenthron,
Oft in uns graust
Mit ernstem Drohn,
Wir wissen's nicht zu nennen.
Dem beben wir,
Dem fällt das Thier,
Und Opfergluthen brennen.

Das Blut versöhnt,
Wenn's fleucht dahin!
So ist's ertönt
Durch unsern Sinn
Aus ernsten Wunderträumen.
Fleuss, Opferblut!
Erbeb', o Muth,
Und lass Dein stolzes Schäumen.

Geheimnissreich
Am trüben Ort,
Und schreckenbleich,
Mit hartem Wort
Begehn wir unsre Feste.
Der Mond allein
Darf Zeuge sein,
Und Eul' und Nachtmohr Gäste.

Von Osten zieht
Herauf das Licht!
Schliesst Euer Lied,
Verweilet nicht;
Uns lehrten's alte Sagen:
Lang' wird vollbracht
Das Werk in Nacht,
Einst wird, einst wird es tagen.

Wächterlied.

Am gewaltigen Meer,
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felsen kracht,
Da schau' ich vom Thurm hinaus
Ich erheb' einen Sang
Aus starker Brust,
Und mische den Klang
In die wilde Lust,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll,
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll,
Verkünd' es weit durch die Nacht,
Wo schwanket ein Schiff
Durch die Fluth entlang,
Wo schwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Dass oben ein Mensch hier wacht.

Ein kräftiger Mann,
Recht frisch bereit,
Wo er helfen kann,
Zu wenden das Leid
Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.
Ist zu schwarz die Nacht,
Ist zu fern der Ort,
Da schickt er mit Macht
Seine Stimme fort,
Mit Trost über See und Land.

Wer auf Wogen schwebt,
Sehr leck sein Kahn,
Wer im Walde bebt,
Wo sich Räuber nahn,
Der denke: Gott hilft wohl gleich.
Wen das wilde Meer
Schon hinunter schlingt,
Wem des Räubers Speer
In die Hüfte dringt,
Der denk' an das Himmelreich!

Digitized by Google

Nr. 12.

Am 18. Oktober 1812.

Dass ich Dich, mein herzenslieber Bruder, mir nicht mehr in Neunkirchen[1]) denken darf, überhaupt nicht mehr als Burgbesitzer in ländlich frommer, nächst Gott den Musen geweiheter Stille, — lieber Bruder, Du fühlst ohne Weitres, wie das mein Herz durchschneidet. Meiner Frau und meinem wackern Stiefsohn[2]) ist eben so zu Muth. Letztrer, der Vorgestern nach Göttingen abgereist ist und Dich aus ganzem Herzen grüsst, war ganz ergrimmt über die Zeiten, dass sie einem Edelmann, wie Du einer bist, so unritterlich in den Weg treten dürfen. Und doch, von der andern Seite, der Gedanke, dass Du nun jeglicher Verbindung mit Alexander[3]) gänzlich überhoben bist, giesst sich mir als ein heilender Balsam in die Wunde. Dazu kommt — was sollt ich es verbergen? — die freilich etwas egoistische Freude, dass Du nun noch ein Jahr lang in Dresden bleibst, wenigstens ein Jahr lang, so Gott will, wohl noch drüber. Ich weiss ja doch, dass auch Du und Auguste und Luise Euch der Nähe freut, in der wir von hier aus zu Euch sind, und der mit Gottes Hülfe wohl ganz gewissen Aussicht, das wir uns Alle im künftigen Frühjahr von Angesicht zu Angesicht sehn und wiedersehn. Ehr geht es nun einmal nicht. Meine Frau hat sich nur sehr langsam erholt, ja, ein erneuter Fieberanfall hat mich einmal in grosse Besorgniss gestürzt; nun jedoch ist, dem Himmel sei ewig gedankt, Alles auf gradem und festen Wege. Da denke ich mir die Sache denn ungefähr so. Wenn die ersten Blumen aufkeimen, machen wir uns zu Euch auf den Weg, oder Ihr Euch zu uns. Wer dann den Andern zuerst besucht hat, nimmt ihn wieder mit in die freundliche Heimath zurück, und so verleben wir mehrere ganz unglaublich frohe Wochen mit einander. O lieber Gott, warum können wir denn nicht unser ganzes Leben in dergleichen wechselseitigen Bewirthen und Hin- und Herbegleiten durchführen! Wir wollen aber vor der Hand mit einem solchen Ausschnitt der Zeit recht zufrieden, ja seelig sein.

---

[1]) s. Brief 11, S. 88, Anm. 2.

[2]) Gustav von Rochow, s. Brief 9, S. 81, Anm. 3.

[3]) Alexander Dietrich von Miltitz, geb. den 4. Januar 1783, gest. den 31. Januar 1843, jüngerer Bruder des Carl von Miltitz und Mitbesitzer von Neukirchen, der wohl mit Carls Anschauungen nicht immer einverstanden war, s. Einleitung, S. 35.

Digitized by Google

Du fragst mich, wie ich Alexanders Ansicht Deines Künstlerlebens ansehe. Ich antworte, es ist eine so unkünstlerische Ansicht, dass sie weder auf Dein, noch auf irgend ein Künstlerleben in der Welt passen kann. Wo sollte denn das ächte Gemüth, welches doch wohl nur allein vermag, Göttliches aus Menschlichem zu erzeugen, wo sollte das sich vor sich selbst hinretten, wenn es vermöchte, mit abentheuerndem Leichtsinn Vater, Ahnen und süsse Häuslichkeit nicht nur von sich zu stossen, nein auch damit die ihm theuersten und liebsten Gemüther auf's tiefste zu verletzen! Mit der gewaltsamen und pflichtlosen Zersprengung so holder Bande riss es ja auch die holdesten und reinsten Saiten seines Innern mit entzwei. Für einen sogenannten reisenden Virtuosen mögen dergleichen Spässe noch angehn, und ihm dabei noch Kraft genug bleiben, um in einzelnen Stunden anmuthige, ja kunstreiche Töne aus seinem Instrument hervorzulocken — aber ein Componist, ein Dichter — grosser Gott! Der geistige Selbstmord wäre fertig! — Arbeite Du nur treu und fromm in Deinem neuanzutretenden Weltberufe. Die Muse wird Dich nach manchem sauer durchlebten Tage mit nicht minder holdem Abendlächeln begrüssen. — Die Hauptantwort, die auf solche Alexandereinwürfe gehört, liess sich freilich übrigens grade Alexandern nicht sagen, aber sie heisst: es war Gottes Wille und Leitung so! und damit ist in unsern Gemüthern sicherlich auch der leiseste Zweifel ausgelöscht. —

Ueber Deine Gedichte habe ich grosse Freude gehabt, aber ich muss sie erst noch mit weit mehr Musse lesen, um in das Einzelne eingehn zu können. Was ich im Allgemeinen darüber sagen kann, ist bis jetzt: wenn diese tiefgemüthlichen Klänge sich der strengern Form der Maasse anfügen wollten[1]), — die uns so nöthig ist, als Euch der Generalbass — so würden auch selbst die frühern unter ihnen schon bedeutende lyrische Dichtungen bilden. Du wirst fühlen, dass ich hier nicht von kunstreichern Verschlingungen reden wollen kann, sondern nur davon, dass Du den Hendekasyllabus öfters an derselben Stelle in der Wiederkehr zum Heptasyllabus zu verkürzen oder zum Dodekasyllabus zu verlängern Dich nicht scheuest u. dgl. m.

Hierbei erhältst Du meinen dithyrambischen Gesang des Wahnsinnigen.[2]) Möge er Dir nur nicht allzu dithyrambisch für die

[1]) Über Fouqués metrische Ansichten vgl. besonders „Lebensgeschichte", S. 253 f.

[2]) Dieses Lied wurde später gegen ein anderes ausgetauscht, s. Brief 14, S. 98.

Digitized by Google

Composition geworden sein. Nun, im schlimmsten Fall schickst Du ihn mir zurück, und ich suche Dir etwas Passenderes zu verschaffen. Aber eile ja, dass die Sammlung zu Hitzig gelange. Es ist nicht so wohl wegen äussrer Gründe, als wegen meiner eignen Ungeduld darnach, dass ich Dich so damit dränge. Könntest Du mir zugleich eine Abschrift zufertigen, so wäre es gut, auch schon wegen des Vorwortes.[1])

Meine Familie Hallersee wird jetzt gedruckt (bei Hitzig, durch Perthes[2]) treffliche Vermittlung möglich gemacht), in Verbindung mit andern meiner Schauspiele. Ich muss Dich also bitten, Theodorens Lied in der verheissnen genaueren Abschrift mir wo möglich umgehend einzuschicken. Die Sammlung besteht ausser dem genannten Gedicht aus der Irmensäule, Alf und Yngwi, der Runenschrift, (o des seeligen Abends in Brandenburg!) und der Heimkehr des grossen Kurfürsten.[3])

Rolands Knappen lagen nicht mit in dem übersandten Bücherpack. Ach leider kann ich auch noch gar nicht bestimmen, wann ich daran zu gehn vermöchte![4]) Ich bin überhäufter, als je. Die Buchhändler fangen an, ehr nach mir zu fragen, als ich nach ihnen, und ich habe sehr viel bestimmt verheissende Antworten gegeben.

Meine Frau grüsst Dich herzlich. Sobald sie wieder ordentlich schreiben kann, sind ihre ersten Worte an Dich. Die Haube betreffend, hat sie mir folgendes in die Schreibtafel dictirt:

„Ich, als Frau lasse ihr (Augusten nämlich) sagen, die Hauben wären hässlich und aus der Mode. Ich hätte meine zerschnitten. Wollte sie sie aber tragen, so möchte sie sie nach dem über-

---

[1]) s. S. 115, Anm. 2.

[2]) Der bekannte Verlagsbuchhändler und Patriot Friedrich Christoph Perthes (1772—1843), damals in Hamburg.

[3]) Dramatische Dichtungen für Deutsche von Fouqué. Mit Mus k. Berlin, Hitzig, 1813, 362 S. nebst 2 Blatt Notenbeilagen. Diese Dramen las Goethe am 27. Januar 1814 (Tagebuch 5, 94). Mit Beziehung auch auf diese sagt er in den Annalen von 1814 (36, 88): „Indem man sich nun nach etwas Neuem, Fremdem und zugleich Bedeutendem umsah, glaubte man aus den Schauspielen Fouqués, Arnims und anderer Humoristen einigen Vortheil ziehen zu können, und durch theatermässige Bearbeitung ihrer öfters sehr glücklichen und bis auf einen gewissen Grad günstigen Gegenstände sie bühnengerecht zu machen; ein Unternehmen, welches jedoch nicht durchzuführen war, so wenig als bei den früheren Arbeiten von Tieck und Brentano."

[4]) s. Brief 11, S. 89, Anm. 2.

Digitized by Google

schickten Muster von durchsichtiger Gaze oder Linon ungefüttert machen lassen, und hinten die Platte stärken lassen."

O Himmel, des veränderlichen Dam's!
Erst sah er das Gehaub, lobt' es, und nahm's,
Und nennt es aus der Mode nun und hässlich.
Fürwahr, Gedam, Dein Wankelmuth ist grässlich.

Lebe wohl, mein Herzensfreund, und empfiehl mich Luisen auf's Beste. Was Du in diesem Briefe nicht findest, findest Du in dem an Augusten.

Aus voller Seele

ganz der Deinige,

Fouqué.

Herzliche, recht innig theilnehmende Grüsse von Allen! — Frage doch den trefflichen Retzsch, ob er es wohl übernähme, eine oder zwei Zeichnungen für einen Almanach zu entwerfen, den Schrag in Nürnberg herausgeben will, mir aber dessen Besorgung übertragen hat. Zugleich möge er vorläufig anzeigen, welch ein Honorar er dafür begehrt.

Gut dumm Fiöriken ist mit Gustav[1]) nach Göttingen.

Nr. 13.

Zum 9. November 1812.[2])

Du edler Sangesbruder, der mein Lied
Mit Fitt'gen kühner Melodie beschwingt,
Dass es nun erst, nun erst den Himmel findet,
Den es vorher im stummern Flug geahnt, —
Du edler Waffenbruder, der gleich mir
Vor deutschen Reiterschaaren, lust'ger Führer,
Das Feld auf der Trompete Jubelruf
Durchsprengt hast, dreingerufen stark und hell,
Der Du noch jetzt, gleich mir, die Waffen übst,
Des Speeres Schwung und der Pistole Schuss
Zu lenken weisst mit adlich sich'rer Kraft —
Sei mir gegrüsst, Du trefflicher Genoss,
Am frohen Tag, der Dich der Welt gebar,
Und nimm von ritterlicher Freundeshand

[1]) Gustav v. Rochow, s. Brief 9, S. 81, Anm. 3.

[2]) Zu Miltitzens 32. Geburtstag.

Digitized by Google

Den alten Rittersporn zum Angedenken,
Dass Dich entflamme seine ernste Näh' —
Sie hat mir's oft gethan — zu manchem Lied.
Sporn sei er Dir die heitre Bahn hinan,
Wo Genius Dich und Wissenschaft beflügeln,
Sporn auch, mit frischem Muth hindurchzusetzen,
Wenn Dich des Lebens Wolken trüb umziehn.
Ach Sporn! Was will ich? Hat der liebe Gott
Ja einen holden Engel Dir bescheert,
Der lockt und zeucht zu allem Guten auf;
Was braucht es da des Sporns? Nein, liege still
Der ritterliche Reiterstachel vor Dir,
Und mahne Dich nur manchmal an den Freund,
Der von den frühsten Knabenjahren an,
Wo ihm aufging die Lust zur deutschen Urzeit,
An diesem Restlein draus sich hat ergötzt.
Und Gott erhalte Deinen Engel Dir!
Und Gott erhalte Deinem Engel Dich!
Zum Schluss noch schieb' ich einen Wunsch mir ein:
Mag bald die Muse meinen Kiel beflügeln,
Dass ihm ein heitres Ritterspiel entblüht,
So farbig hell, und kraft- und liebevoll,
Dass sich der Ton aus deiner Brust entschwingt,
Und es als unser Lied den Menschen zuhaucht.
Gott mit Dir, mit Augusten, und mit mir,
Dass uns umblühe stets der seel'ge Kranz,
In meinem lieben Brandenburg entsprossen!

Am 1. 9br. (November) 1812. Fouqué.

Nr. 14.

Am 21. 9br. (November) 1812.

Willkommen, mein tapfrer, vielbegabter Waffenbruder und Kampfgenoss, willkommen auf Scharfenberg[1]), wo ich mir Dich schon immer denke und die Zeit nicht erwarten kann, bis ich erfahren werde, dass Du wirklich eingerückt seiest in die väterlichen Ritterhallen! Und dort, in aller Freudigkeit des Frühlings, soll ich nach wenigen Monden nun Dich wiedersehn und Augusten!

[1]) s. Einleitung, S. 35 f.

Digitized by Google

Ja, das sollen einmal Tage werden, von welchen man sagen darf, man habe sie gelebt, und deren Nachklang noch edles, reines Feuer durch Herz und Glieder strömen wird, jahrelang nachher! Wie wollen wir da mit einander singen und lesen und Speere werfen, und was uns die deutsche, freudige Freundschaft nur irgend Erquickliches eingiebt, die alten, lieben Possen nicht zu

Scharfenberg nach einem Stiche von Theodor Langer.

vergessen! Ich bilde mir jetzt ein, ich hätte von Kindheit auf die Ahnung eines solchen Burglebens bei mir gehegt, und nun beginne die helle Zeit desselben erst heraufzuschreiten. Ach Gott, mir, dem so Vieles, so unendlich Vieles höchst schmerzhaft untergegangen ist, mir steigen ja dennoch so herrliche Morgenröthen auch noch diesseits herauf. Deine und Augustens Freundschaft — ich kann nicht ablassen, Dir zu sagen, wie unendlich viel Ihr mir seid.

Meinen treuesten Glückwunsch zu der Freude, die Du an H. Friedrich Joseph Franz Xaver Freiherrn von Miltitz, des Königl.

Digitized by Google

Baiersch. Hohen Sct. Georgi Ordens Ritter erlebst![1]) Ja, so etwas dringt zum Herzen, wie Gruss aus heiliger Vorwelt und bessergewordner, glücklicherer Nachwelt zugleich! Ein Jüngling wie Wilhelm Hallersee, und so fort Mann und Greis, soll der wackre Knab' mit Gottes Hülfe gewisslich werden; — ein Kerl, wie ich? — ach, lieber Bruder, bitte Gott, dass er was Bessres wird. Denn meine Dichtergabe abgerechnet, bin ich sehr, sehr wenig, und die Verderbniss unsrer Zeit, wie gründlich ich sie auch hassen und davor warnen mag, greift doch mit ihren Luchsklauen nur allzuoft in mancher unbewachten Stunde durch mein Herz, dass ich mir oftmalen recht grimmig feind werden muss, und es gar nicht fassen kann, wie grade auf mich der Dichtergeist hat herunter thauen können. Aber Gott hat es ja gethan, und so mit Gott und meinem guten Willen immer freudig weiter. Er wird schon helfen. —

Hierbei erhältst Du mein neues Narrenlied. Die übrigen Compositionen hat Hitzig bereits und sieht nun mit Verlangen dieser einen fehlenden entgegen.[2]) Welche herrliche Töne hast Du wieder zu wecken gewusst! Das Vorwort ist mir glühwarm aus dem Herzen gequollen; Du sollst es aber erst gedruckt lesen.[3]) — Als meine Lieblinge in der Sammlung nenne ich übrigens mit Augusten Aleards Lied und das des Thurmwächters, mit Dir den Sachsenritter. In Hinsicht des Götzenopfers[4]) bin ich mit meiner musikalischen Ausführung — ich behielt das Ganze nur wenige Tage — zu sehr bei'm Buchstabiren geblieben, um weiter, als zur Ahnung, hier seie etwas sehr Grosses ausgesprochen, gediehen zu sein. — Ich sprach freilich mit dem obigen Ausdruck: Lieblinge, insofern er ausschlussweise gelten soll, nur von den mir noch bisher unbekannten Liedern, denn unter den ältern — ach, da spricht mein Herz so sehr mit und hat sich schon so oft erweicht und beruhigt, auch wohl ganz und gar getröstet an ihren Klängen, dass es wohl nicht möglich ist, ich könne irgend etwas über sie setzen. Vorzüglich nenne ich hier den einsamen Sänger, (wie lang'

---

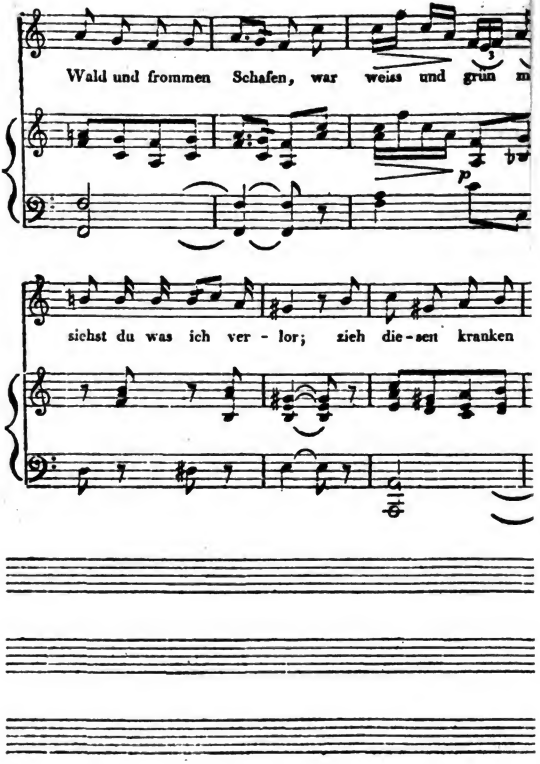
[1]) Der jüngste Bruder Miltitzens: Friedrich Gustav v. M., s. Brief 17.

[2]) Vgl. Brief 12, S. 94. Das „Neue Narrenlied" heißt in dem Fouqué-Miltitzschen Liederhefte von 1813 „Der Wahnsinnige" S. 12 und steht wohl an Stelle des „dithyrambischen Gesangs des Wahnsinnigen".

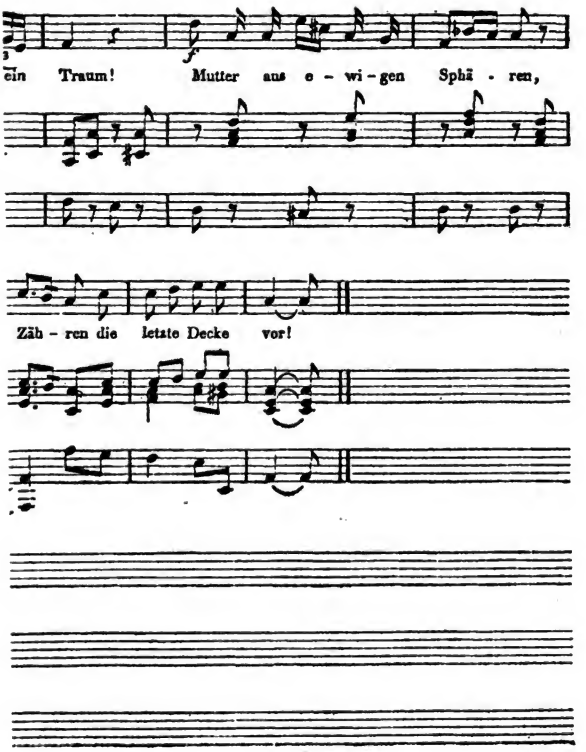
[3]) s. S. 115, Anm. 2.

[4]) Im genannten Liederhefte: S. 6 f. Meister Aleards Lied, S. 14 f. Thurmwächters Lied, S. 8 Des Sachsenritters Ausforderung, S. 10 Das Götzenopfer. Den Text des erstgenannten Liedes s. S. 41, der drei andern S. 90 f.

Digitized by Google



Digitized by Google


ein Traum! Mutter aus e - wi - gen Sphä - ren,
Zäh - ren die letzte Decke vor!

nur willst Du klingen? u. s. w.), Wehmuth (der graue Wolkenhimmel, u. s. w.), und Mutterpflege.[1]) Es wird mir überhaupt mit dem Wählen bei Deinen Liedesweisen gar zu schwer, denn eben wieder, indem ich die angeführten nannte, wollten sich mir alle die andern mit auf die Zunge drängen, — oder leider vielmehr für Heute noch blos in die Feder. Aber der Frühling, o der liebe, freudenbringende Frühling!

Wie hast Du's denn über's Herz bringen können, die arme, zagende Auguste mit Dir hinunter zu führen in die schauderhafte Herrlichkeit der bergmännischen Unterwelt?[2]) Ich sehe noch immer der armen Frau bedenkliches, höchst ernsthaftes Kopfschütteln, als wir mit einander auf der stillen, silberblauen, abendgerötheten Havel hinfuhren[3]); wie wird es ihr erst in den Pallästen des Abgrundes gewesen sein! Suche sie dazu zu bewegen, dass sie mir ein Paar Worte darüber schreibe. Ich will auch ganz ernsthaft bleiben bei allen ihren Schrecken.

Du armer, treugesinnter Mensch mit Deinem Mittelalterstreit gegen die zwei guten Leute![4]) Denn eben wenn sie gut sind, macht sich ein solcher Kampf braven Widersachern so gar bitterschwer. Ach ich kenne das wohl aus eigner trübseeliger Erfahrung! Nur dass ich dabei nicht so rein und mild zu bleiben vermag, als Du. Vorzüglich, wenn die Gegner mir zu verstehen geben, sie ständen doch eigentlich auf der rechten ordentlichen Höhe der Bildung des und Wissens — lieber Bruder, da bricht es ganz dämonisch in mir los; ich schwinge mich auf das hohe Pferd, und springe damit Bahn auf und Bahn nieder — was doch fürwahr ein recht fester, zuverlässiger Christ auf keine Bedingung vor sich und Andern rechtfertigen kann. —

Dein letzterer Brief enthält eine ernste, schwerwiegende Frage. Ganz gewiss überzeugt, sagst Du, wollest Du sein, ob Du neben Deinem musikalischen Dichterberuf auch im engern Sinne des Wortes zum Dichter berufen seiest, um Dich dann dem genauern Studium der Metrik mit vollem Ernste zu weihen. Das letztre

[1]) Im genannten Liederhefte: S. 5 Der einsame Sänger, S. 16 Wehmuth, S. 20 Mutterliebe. Als Probe Miltitzscher Liederweise diene der hier eingeheftete photographische Abdruck des Liedes „Wehmuth" und als Gegenstück dazu das kraftvolle, marschmäßige „Landshuter Soldatenlied", S. 110.

[2]) In das Silberbergwerk bei Scharfenberg, s. Einleitung, S. 35.

[3]) In Brandenburg im August 1812, s. Brief 8, S. 79, Anm. 1.

[4]) Vgl. S. 35.

Digitized by Google

wird Dir leicht werden, und schon die blosse, recht achtsame Anschauung der schönen Vorbilder, wird einen Sinn, wie den Deinen die rechte Strasse entlang führen, wobei Du Dir auch vielleicht als Musiker manche mühsamere Anstrengung im Einzelnen, — durch leichtere Lösung dessen, was Du zwar immer richtig löst, — ersparen kannst. Dass nun eben auch ein solcher Sinn, verbunden mit einer schon ohnehin grossen Gewalt über die Sprache, nicht fähig ist, etwas Unbedeutendes und Gleichgültiges zu schaffen, versteht sich ganz von selbst, und insofern rufe ich Dir zu — ich setze voraus, dass Du Dich getrieben fühlst —: fass' auch auf dieser Seite mit an, Du wackrer Genoss![1])

Mein Brief an Augusten ergänzt, wie immer den an Dich. — Nur das füg' ich Dir hier noch hinzu, dass ich einen ganz herrlichen Brief von Friedrich Schlegel habe, der vermuthlich meine Verbindung mit ihm noch viel enger und bedeutsamer knüpfen wird.

Meine Frau grüsst Dich und Augusten gar herzlich, und ich bitte Dich, mich Luisen aufs allerbeste zu empfehlen. Aus treuem Bruderherzen

ganz der Deinige,

Fouqué.

Marie fragt recht ausdrücklich, ob Sie nicht Dich und Augusten grüssen dürfe, trägt mir aber auf, Dich zu schelten, dass Du Deine liebe Frau mit der Bergmannsfahrt geängstet habest.

Vergiss doch ja nicht, mich umgehend über meine Anfrage wegen der Almanachszeichnungen von Retzsch zu benachrichtigen.

Nr. 15.

Am 10. 10br. (December) 1812.

Dein Rosamundenlied, mein theurer Bruder und Genoss, erfüllt mir die ganze Seele. Meinen innigsten Dank dafür. Das war wieder einmal so etwas, das nur Du vermochtest, und worin sich unsre prästabilirte Harmonie unverkennbar kund giebt. Vorzüglich der Schlussakkord! — O der süssen Wehmuth, der tiefen Ahnung!

[1]) Eine etwas geschraubte Wendung, die sich aus der Situation ergibt: Müllitz war ein ganz guter Beobachter und gewandter Erzähler, aber ihm fehlte die ins Große gehende Erfindungsgabe, s. Einleitung, S 39.

Digitized by Google

Ich würde dies Lied unbedenklich als das zwölfte eingesandt haben, und zwar als Schluss der Sammlung, wenn ich nicht erst hätte abwarten wollen, ob Dir mein neues Narrenlied — das doch nun ohne Zweifel schon vorlängst bei Dir ist? — zur Composition zusagt. Ist dies der Fall, so scheint es mir vortheilhafter, die ganz neue Dichtung hineinzunehmen, und das Rosamundenlied aufzusparen, bis es vielleicht in Gesellschaft des Mönchsgesanges und Marsches auftreten kann.[1]) Wie unendlich begierig bin ich auf dieses letztre Kunstwerk! Kannst Du mir es nicht schicken? Ich buchstabire denn doch nach Kräften daran herum, und was ich nicht heraus spielen kann, ahne ich heraus. —

Das dachte ich wohl, dass Dich der Sporn[2]) recht erfreuen würde. Von seinem Herkommen aber kann ich Dir leider nicht die gewünschte nähere Nachricht ertheilen. Ich weiss nur so viel, dass ihn mir als etwa sechsjährigem Knaben ein Offizier schenkte, der viel in meiner Aeltern Hause war, und meine Rittersehnsucht kannte. An der Aechtheit des alten Waffenstücks hat sich übrigens nie der mindeste Zweifel erhoben, den es wohl auch ohnehin durch seine blosse Erscheinung beseitigen würde.

Gar sehr erfreust Du mich durch alles Herrliche, was Du mir von Retzsch sagst. Ja wohl, viel, viel des Erhebenden werde ich bei Euch zu hören haben und zu sehn, Ihr gottbegabten Künstler! Ich denke doch mit freudiger Zuversicht, wir Dreie wollen keinen üblen Dreibund bilden auf Burg Scharfenberg. Und dann die lieblichen Frauenblumen dazwischen! Wie kann sich aber Retzsch einbilden, seine persönliche Erscheinung werde ihm schaden. Wo solch ein Geist zu den Fenstern heraussieht, hat es mit der Leibeswohnung kein Bedenken. Sie muss leuchten, sie mag wollen oder nicht. — Wegen der Zeichnungen für das Taschenbuch — ich weiss noch nicht bestimmt, wie viele davon auf ihn fallen, denn Schrag[3]) wünscht die Arbeiten mehrerer Künstler vereinigt — habe ich dem Buchhändler aufgetragen, ihm unter Deiner Adresse selbst zu schreiben. Vor der Hand wird er wohl die Bestellung

---

[1]) In der Tat fehlt das Rosamundenlied in dem Fouqué-Miltitzschen Liederheft (1813). Es sollte mit den andern „Alboinsliedern" (aus dem Heldenspiel Alboin, der Langobardenkönig) für eine zweite Sammlung zurückbehalten werden, die wohl nicht zu stande kam, vgl. Brief 16, S. 104, Anm. 3.

[2]) Vgl. Nr. 13. Fouqué hatte Miltitz einen alten Rittersporn zum Geburtstage geschenkt.

[3]) Johann Leonhard Schrag, Verlagsbuchhändler in Nürnberg.

Digitized by Google

auf ein Blatt aus dem Zauberring erhalten, den Moment darstellend, wo Zelotes auf den alten Herrn Hugh hineinspricht, und Otto von der andern Seite schützend und beruhigend neben ihm steht. Das Format wird wie das des Legendenalmanachs.

Luisen[1]) meinen herzlichsten Gruss. — Vieles andre nächstens. Ich habe Heute keinen Augenblick Zeit mehr. Karoline und alle Hausgenossen grüssen Dich herzlich; Mietiken[2]) will durchaus dabei genannt sein. Der Ritter und der Hund in Göttingen sind wohl.[3]) — Gott mit Dir! Aus treuem Bruderherzen

der Deinige,

Fouqué.

Nr. 15b.

Caroline v. Fouqué an Miltitz.

Ich muss Ihr Bild zu dem bewussten Zwecke haben. Eilen Sie sich es zu schicken. Im Januar gehe ich nach Berlin und besorge Alles. Nächstens mehr, mein guter lieber Freund.

Nr. 16.

Am 21. 10br. (December) 1812.

Meine Freude darüber, dass Du, mein wackrer Kunst- und Waffengenoss, nun endlich aus Burg Scharfenberg selbsten schreibst, ward mir nicht wenig geschmälert durch die Nachricht von den Störungen, welche die Winterkälte in Eure häusliche Behaglichkeit hinein haucht; zumal, da noch immer der Ostwind scharf auf meine Fenster heult und mir es ordentlich schadenfroh kund giebt, welchen Spuk er um die hochgelegne Miltitzsche Veste zu treiben wage. Das ist ein Spuk, der verbeten werden muss, vorzüglich des armen Gedams willen, das mich recht in der Seele dauert. Im grossen leeren, wiederhallenden Saale[4]) der Mönchspuk — da muss und wird sich das Gedam schon eher darin finden, und ich gestehe, dass ich ihn auf keine Weise gebannt wissen möchte; er ist gar zu lockend schauerlich. Freilich, man sollte ernster

[1]) Luise von Watzdorf.

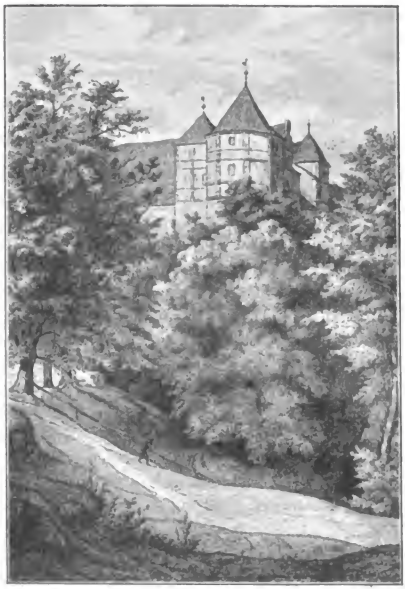
[2]) Mietiken = Mariechen von Fouqué.

[3]) Gustav von Rochow, s. Brief 12 am Ende.

[4]) Dieser Saal liegt im 1. Stock des Schlosses, links davon das runde Turmzimmer, der Hauptraum, wo abends die Familie mit ihren Gästen saß.

Digitized by Google

reden — ich selbst thue es jetzt — von solchen Erscheinungen, denn können wir denn mit so voller Gewissheit sagen, hier seie nicht wirklich ein unglücklicher, unruhiger Geist im Spiel? Und dann möge ihm Gott bald zur Ruhe helfen. Ich läugne Dir's nicht, grade dies dumpfe, ängstliche Suchen nach seinem Strick — es



Scharfenberg nach einem Stiche von Theodor Langer.

hat mir Vieles von dem Zustande, den ich in Bezug auf irre, unverklärte Geister ahne. Ihr Wille ist noch nicht gebrochen, sie wollen noch durchsetzen, was sie in wilder Selbheit auf Erden angefangen hatten, und es ist ihnen, als lägen sie in einem wüsten Fiebertraume, der kein Ende nehmen will. Ich habe einmal einen Wahnwitzigen gesehn, der immer auf seinem Lager herumsuchte, mit den aus ängstlicher Brust getriebnen Worten: „hier lag es! Ja,

Digitized by Google

ja, hier lag es!“ Mag nicht den armen Mönch ein ähnliches Gefühl umtreiben? — Lass jedoch der armen holden Auguste diese Zeilen lieber nicht sehn. Sie hat zwar keine Erscheinung des Mönchs zu befürchten. Vor ihrer klaren, frommen Engelseele wichen die irren Geister sicherlich in Ehrfurcht zurück.

Gestern gegen Abend spielte ich Deine Melodie zu meinem Narrenliede ganz allein im Saal, denn fast alle Hausgenossen waren ausgeflogen. Mir ward schauerlich bang vor der eignen Dichtung, wie sie in diesen tiefen Tönen vor mir heraufdrang. Das hast Du einmal wieder recht gewaltig gefasst.

Was nun unsere Liedersammlung betrifft, so ist es Hitzigen nicht gelungen, sie in Berlin bei einer Musikhandlung anzubringen. (Dass er selbst sich in diesen bedrängten Zeiten nicht auf den Verlag von Musikalien einlassen kann, habe ich Dir wohl schon früher geschrieben, oder hätte Dir es doch schreiben sollen.) Er hat daher unser Mspt. mit einem eigenhändigen Briefe an Breitkopf und Härtel nach Leipzig geschickt. Die jedoch haben es ja, wenn ich nicht irre — die Zeit fehlt mir, Heute in Deinen Briefen nachzusuchen — schon einmal auf Dein direktes Anerbieten zurückgewiesen. Ich hielt es daher für wohlgethan, gleich an Apel[1]) zu schreiben und ihm die ganze Sache, wie sie steht, zu berichten, mit der Bitte, sich der Förderung derselben anzunehmen. Da er nun, wie er sich gegen mich früherhin ausdrückte, Dich schon durch die Alwinslieder (ihm von Franz Horns[2]) Frau vorgesungen) als einen genialen Komponisten hat kennen lernen und mir mit einer wahrhaft rührenden Bereitwilligkeit überall entgegenkommt, so zweifle ich nicht, unser Geschäft seie in den allerbesten Händen, in die es kommen kann. — Mein voriger Brief wird Dir übrigens gesagt haben, dass es mir gerathen scheint, die Alboinslieder[3]) noch für die zweite Sammlung zurückzubehalten. Ich werde daher, sobald ich Antwort von Apel habe, ihm das Narrenlied als zwölftes einsenden. Schlusslied aber müsste nach meiner Ansicht Mutterpflege ein für allemal bleiben.[4]) — Den Berliner Musikhandlungen gedenke ich ihre Stumpfsinnigkeit noch gelegentlich einmal einzuträuken.

Du fragst mich, ob etwas Neues in der Poesie erschienen sei, das verdiene gelesen zu werden. Da nenn' ich Dir den vierten

[1]) August Apel, s. Einleitung, S. 45 f.

[2]) s. Brief 5, S. 73, Anm. 3.

[3]) s. Brief 15, S. 101.

[4]) So ist es auch im genannten Liederhefte.

Digitized by Google

Theil von Apels und Launs Gespensterbuch[1]) als etwas ganz vorzügliches. Apels Beiträge darin halte ich für durchaus meisterhaft; Launs Dichtungen würden vielleicht einen günstigen Eindruck machen, wenn sie nicht neben jenen herrlichen Erscheinungen ständen. Lies, und lies dem Dam vor; ich weiss, Ihr werdet Euch unaussprechlich daran freuen.

Wie gern schickte ich Dir On-dine als Oper, aber die ist in dem einzigen Mspt, das davon existirt, schon lange in Bamberg.[2]) So hab' ich auch von frühern Handschriften nichts zur Hand, was ich würdig hielte, Euch vor die Augen zu treten. Alle abgedruckten Mspte. hab' ich zurückzufordern vergessen. Suche doch aber, Dir Eberhards Salina zu verschaffen. Dort findest Du allerhand Aufsätze von mir, vorzüglich eine meiner Lieblingsgeschichten: das Schauerfeld benannt.[3]) Ausserdem giebt es von Apel eine schöne Erzählung: das blonde Haar, von Laun die zwei besten Geschichten, die er wohl je geschrieben hat, und von Eberhard eine höchst anmuthige Reise auf Rügen; die übrigen Beiträge, ein paar hübsche Gedichte ausgenommen, sind freilich meist alle schlecht. Du kannst ja aber wohl das Ganze aus einer Dresdner oder Meissner Leihbibliothek bekommen.

Meinen herzlichen Glückwunsch zu Deinem Vorrücken in die Kammerherrnbesoldung. Wie hat mich Deine Ermahnung dabei gerührt: ich solle doch ja immer auf Gott vertrauen! Sie that mir in dem Augenblick, wo ich sie las, ganz vorzüglich wohl.

Der künftige Frühling! Wenn nicht Gott das Eine dazwischen sendet, was Du wohl weisst[4]), mein theurer Brueer' wollen wir himmlische Tage auf Scharfenberg verleben. Grüsse Luisen und Retzsch herzlich von mir. Tausend freundliche Grüsse von meiner Frau an Dich und Augusten. Ich bin mit brüderlichster Innigkeit

ganz der Deinige,

Fouqué.

---

[1]) August Apel. Gespensterbuch, Leipzig, Göschen, 1810—1812. Mit Fr. Laun (Neudruck in Reclams Bibl. 1791—95), s. Einleitung, S. 46.

[2]) s. Einleitung, S. 19.

[3]) Das Schauerfeld. Eine Rübezahlgeschichte von Fouqué in Eberhards und Lafontaines Monatsschrift „Salina", Bd. 2. Halle 1812. Christian August Gottlob Eberhard (1769—1845), der bekannte Dichter von „Hannchen und die Küchlein", zugleich Verleger in Halle.

[4]) Gemeint ist die Erhebung Deutschlands gegen Napoleon. Als dieser Brief geschrieben wurde, stand der Untergang der „großen Armee" schon fest: Napoleon hatte am 14. Dezember als Flüchtling ohne Herr in Dresden gerastet.

Digitized by Google

Schicke mir doch mein älteres Narrenlied[1]) bald zurück. Ich möchte es irgendwo drucken lassen. — Linäken will Dir nächstens einen langen Brief schreiben. — Mietiken grüsst Dich herzlich. Sie kommt zwar erst Heute von Lentzcke[2]) zurück, würde aber sehr unzufrieden sein, wenn ich ihr nicht sagen könnte, ihr Gruss habe mit hier gestanden. Wenn ich ihr nun aber erzähle, dass ich Dich von ihr gegrüsst habe, sagt sie mit ihrem lieben Kinderlächeln: „Danke Vater!"

Nr. 17.

Am 6. Januar 1813.

Mein herzenslieber Bruder,

Von Deinen beiden, an einem Tage zu mir gekommnen Briefen lass mich den zweiten zuerst beantworten; theils, weil Deine innige Besorgniss für mich so rührend ist, daß ich ihr sogleich alles schmerzliche benehmen muss, theils auch, weil Du mir so überaus herrliche und tröstende Worte schreibst, dass sich mir der Dank dafür allem Andern beinahe gewaltsam vordrängt. O Du hast wohl recht, mein theurer Genosse, dieses Hinflüchten zu Gott, dieses sich unbedingt in seinen Schooss Einergeben, dieses Zerfliessen in Wehmuth vor ihm — es ist ein Trost, eine Erhebung, die über alle Kraft und Pracht der Erde hinausgeht, es sind die Augenblicke von denen mein grosser Lehrer Jakob Böhme sagt:

„Dann erweicht sich des Vaters Herz gegen das gezüchtigte Kind so, dass es sich wendet und weint."

Ich habe hier nicht eben seine Worte gebraucht, aber sein Sinn ist es. Und das aus Freundesmund, aus eines lebenden Freundes Mund sich zurufen zu hören — lieber Carl, die Erbauung und Kräftigung ist sehr gross. Habe Dank, und nimm meinen brüderlichsten Händedruck dafür. Ich werde Deinen Brief im Herzen tragen und ihn noch oft in Stunden der Beklemmung oder der Versuchung heraufbeschwören, und er hilft gewiss.

Was nun meine Zweifel wegen unsres Wiedersehns im künftigen Frühlinge betrifft und die ganze ernste Stimmung meines letztern Briefes — lieber Bruder, lies die Zueignung zur Aslauga[3]),

[1]) s. Brief 12, den „dithyrambischen Gesang des Wahnsinnigen".

[2]) Dieses Gut hatte Fouqués Vater für Sacro eingetauscht, es lag bei Fehrbellin, s. Lebensbeschreibung, S. 51 f.

[3]) s. Einleitung, S. 16 f. Dort begeisterte sich Fouqué schon im Mai 1809 bei der Kunde von der Erhebung Österreichs für den Anschluß Preußens.

Digitized by Google

und Du weisst Alles. Es sieht aber nicht mehr darnach aus[1]), und ich würde schon wieder von meinen Lenzesfreuden sprechen, wenn Du mir es nicht verboten hättest. Ich glaube Du und Retzsch darin sehr wohl zu verstehn, — auch ich kenne den Dämon — und ehre und befolge Eure Verfahrensweise.

Nun komme ich zu Deinem ersten Briefe und hebe mit dem Dank an für Dein schönes, sinnvolles Weihnachtsgeschenk. Ich habe Heute schon aus dem theuern Becher getrunken und denke nebst dem leiblichen Getränk noch oft viel Höheres, Herrlicheres daraus zu trinken: Lebenskraft, Lebensfreudigkeit, Lebenshoffnung in Deinem Angedenken und im Angedenken Augustens. Du wirst nach der obigen Aeusserung nun schon wissen, dass ich jenesmal nicht niedergeschlagen war, nur ernst, sehr ernst, — aber auch die niedergeschlagnen Stunden bleiben nicht aus, vielmehr haben sie mich noch vor wenigen Tagen recht bleiern getroffen, und da sollen denn Eure Briefe, vorzüglich die letztern, die rechte Panazee dagegen sein; weisen sie ja doch so graden Weges zum lieben Gott.

Ich werde immer wieder darauf zurückgeführt, wie Ihr mich dadurch beseeligt habt, und aus eben diesem Tone will ich Euch nun auch ein fröhliches Neujahr wünschen, fröhlich in dem Sinne, wie es die Engelsbilder alter Maler und einige Musiken — unter andern Deine — aussprechen. Zwar das ist auch eben die einzige Fröhlichkeit, die für Euch eine ist. Was nun Dein Schmählen betrifft, Herzensbruder, habe ich blos die uns so wohlverstandnen Worte entgegen zu setzen: „Mann und Frau sind Eins!“ — Und damit ist es ab und todt, und muss ich allerdings fortfahren, einen Theil meiner Briefe an Dich in die an Augusten hineinzuschreiben, wie auch umgekehrt. Es geht nun einmal nicht anders, und Ihr müsst es schon so herauslesen.

Einige Worte an Deinen lieben, tapfern Bruder[2]) lege ich bei. O solch ein aufstrebendes, hoffnungsseeliges, den schönsten Erfüllungen entgegenreifendes Jünglingsgemüth! Es macht einen

---

[1]) Am 2. Januar 1813 war die Kunde von der zwischen General York und den Russen am 30. Dezember 1812 abgeschlossenen Konvention von Tauroggen nach Potsdam gekommen, aber König Friedrich Wilhelm III. hatte Yorks Eigenmächtigkeit zunächst mit dessen Entsetzung vom Kommando beantwortet.

[2]) Friedrich Gustav Freiherr von Miltitz, geb. den 8. Januar 1787, gest. den 6. März 1840. Die ihm gewidmeten Verse, die auf seinen Eintritt in die österreichische Armee Bezug nehmen, stehen in Fouqués Gedichten II, S. 178.

Digitized by Google

schon dorrenden Stamm wie ich es nach grade werde, stolz, wenn dergleichen Heldenbäume sich an ihn lehnen wollen. Wohl bekomm' ihm die Welt! Möge sie ihn scharf anwehen allenfalls, aber immer so, dass er sich in voller Wurzelkraft dawider stemmen kann, und dass es gesangtönend durch seine Zweige rausche!

Von Loeben[1]) willst Du wissen? Ach, lieber Bruder, ich weiss nichts Erfreuliches, und vermied es daher eine Zeitlang, Dir von ihm zu schreiben. Briefe hab' ich von ihm, aber gewaltig isidorische; nun hab' ich ihm endlich abermals meine Meinung rein deutsch herausgeschrieben, liebevoll, aber gründlich. Er hat seitdem noch nichts von sich hören lassen. Sieh', darin, dass Du ihn für gar keinen Dichter hältst, kann ich mich durchaus nicht mit Dir verstehn; es ist auch gewiss das Einzige, worin Du und ich in der That uneinig sind; — ein Dichter, meine ich, ist er allerdings, ein von Gott dazu bestimmter, aber leider auf so irrigen, eigenliebigen Bahnen streifend, dass es die Frage ist, ob er je in diesem Leben dazu kommt, sich als Dichter kund zu geben. Sein ist allerdings die Schuld, aber ein tiefes Mitleid kann man dem also Verirrten doch nicht versagen.

Was Breitkopf und Härtel mit ihrem Briefe wollen, weiss ich nicht.[2]) Hitzig schrieb mir schon vor mehr als 14 Tagen, sie hätten unsre Sammlung angenommen, mit dem Beding, für eine durch günstige Aufnahme begründete zweite anständiges Honorar, und gleich jetzt 30 (glaube ich) Freiexemplare zu geben, wovon sich noch Hitzig von uns einige zum Verschenken erbat, die ich ihm auch, von Deiner Beistimmung überzeugt, zusagte. Sollte etwa Apel auf meinen Brief noch Honorar für uns ausgemittelt haben? Wir wollen die Sache stillschweigend abwarten. Dass Du aber im Allgemeinen einige freundliche Worte darüber an Apel schreibst, scheint mir passend, und wird ihm gewiss sehr erfreulich sein. Seine Addresse ist: Dr. Aug. Apel in Leipzig, neuer Neumarkt, Nr. 18.

---

[1]) Graf Otto von Loeben, s. Brief 7, S. 78. Der Brief Miltitzens, den Fouqué hier beantwortet, ist in den „Briefen an Fouqué", S. 265 f. gedruckt. Miltitzens Urteil über Loeben erscheint etwas zu hart. Er hat es genauer ausgeführt in einem Briefe vom 24. Januar 1813 a. a. O. S. 267 f., der diesen Brief Fouqués vom 6. Januar beantwortet.

[2]) Breitkopf & Härtel in Leipzig hatten sich damals zum Verlage des Fouqué-Miltitzschen Liederheftes bereit erklärt, s. Brief 3.

Digitized by Google

An Deinem neuesten Liede buchstabire ich noch, aber die tiefen Klänge wehen mir schon ahnend durch's Herz. Als ich Heute am Klavier einsam damit rang, musste ich plötzlich ausrufen: „O da hört man Miltitz! So kann's nur Er.“

Luisen und Retzschen meine herzlichsten Grüsse. Aus treuer Bruderseele

ganz der Deinige,

Fouqué.

Anton Walls Adelheid und Aimon[1]) will ich mir in Berlin, wohin ich am Montag auf 14 Tage gehe, zu verschaffen suchen. Gar herzlich freue ich mich darauf, da es Dir und dem Gedam gefallen hat.

Deine 2 und 4 füssige Freunde in Göttingen sind wohl auf, doch ertheilt Ersterer von letzterm meist allzu unvollständige Nachrichten.[2])

Ixion[3]) steht in dem Taschenbuch Urania, ich weiss nicht, ob in dem Jahrgang 11 oder 12, glaube aber das erstere. So hat dem jungen Degen[4]) diese wehmüthige Dichtung gefallen? Das rührt und erfreut mich sehr. Sie ist ein Stück meines Herzens.

Nr. 18.

Berlin, am 25. Januar 1813.[5])

Hierbei, geliebter Waffen- und Kunstgenoss, erhältst Du für Augusten — das heisst natürlich eben so gut, für Dich — ein Exemplar meiner Schauspiele.[6]) Möchte Euch daraus der Hauch entgegen wehen, der Euch früher zu mir heranlockte, der Euch endlich in ewiger Liebe und Treue mir verband, und der durch alle Mängel und Fehler mit Gottes Hülfe hindurch dringen soll, so lange ich auf dieser unvollkommnen Welt umherziehe. Ich

---

[1]) Anton Wall, Pseudonym für Christian Lebrecht Heyne aus Leuben bei Meißen (1751—1821). Die oben genannte Dichtung erschien in Altenburg 1800.

[2]) Gustav von Rochow und der Hund Fiöriken, s. Brief 12 Ende.

[3]) Ixion. Eine Novelle von Fouqué, Urania auf das Jahr 1812.

[4]) Miltitzens Bruder s. oben S. 107.

[5]) An diesem Tage reiste Friedrich Wilhelm III. von Berlin nach Breslau ab und gewann dadurch die Möglichkeit selbständigen Handelns.

[6]) Gemeint sind die S. 94 zitierten „Dramatischen Dichtungen für Deutsche“, von denen zwei: „Die Heimkehr des Grossen Kurfürsten“ und „Die Familie Hallersee“ auch als „Schauspiele für Preussen“, Berlin 1813, erschienen sind.

Digitized by Google

bin seit einiger Zeit wieder recht nachdenklich und recht unzufrieden mit mir selbst. Die Ehrerbietung, mit welcher mir hier die Jünglinge entgegen kommen, die freudige Zutraulichkeit, deren mich Männer würdigen, die ich weit über mich stellen muss, endlich und zuletzt die spasshafte Erscheinung, dass ich ordentlich Mode geworden bin und sogar die Elegants sich zu mir drängen, — das Alles würde mich noch vor 10 Jahren, oder auch vor 7, gewaltig erfreut und hoch in die Höhe geschraubt, wohl gar gehoben haben. Jetzt ist es anders. Ich empfinde dabei nur meine tiefe Unwürdigkeit, und die Nichtigkeit der nichtigen unter diesen Gaben. Für das Beste bin ich zu wenig, für das Andere zu viel. Ich sehne mich aus ganzem Herzen wieder in mein stilles Studierzimmer, und erst von da aus will ich Dir mit Musse und Klarheit berichten, was ich hier des Schönen und Geisterweckenden sah. Nimm für Heute mit diesem flüchtigen Geschreibsel fürlieb. Meine Frau, die auch mit hier ist, grüsst Dich und Augusten herzlich. Uebermorgen reisen wir wieder heim. —

Graf Karl Brühl[1]) lässt Dich wiederholt bitten, ihm doch ja das Landshuter Soldatenlied[2]) bald mehrstimmig zu schicken. Es werde sich gut zum Singen für unser Militair schicken, und er gedenke es auszubreiten. — Ich werde abgerufen.

Nennhausen, am 28.

Ich konnte in Berlin nicht weiter schreiben und musste nun schon die Schauspiele mit der Zueignung an Augusten[3]) allein abgehn lassen, und auch Heute, unmittelbar am Morgen nach der Heimkunft, drängt sich mir Alles zu sehr, als dass ich an ein rechtes Schreiben, an ein solches, wie ich es, Dir und Augusten gegenüber, allein für recht und ordentlich halte, gelangen könnte. Mein Thiodolf liegt seit 14 Tagen auch fast ganz; meine Correspondenz ist in Verwirrung; denn was mir allenfalls in Berlin an Zeit noch geblieben wäre, nahm mir so Manches, das durch meine Seele fast gewaltsam hinstürmte, noch vollends weg. Es scheint indess auch dieses Mal ganz anders mit mir zu werden, als es nach mensch-

[1]) s. Einleitung, S. 34. Graf Brühl machte den Krieg von 1813 als preußischer Major mit.

[2]) Aus dem Drama „Die Familie Hallersee", s. oben S. 65 und den hier beigehefteten photographischen Abdruck.

[3]) Diese Zueignung steht in dem Exemplare der Bibliothek des Miltitzschen Schlosses Siebeneichen bei Meißen.

Digitized by Google

licher Klugheit und Wahrscheinlichkeit aussah[1]), und ich beginne nun mit dem heutigen Tage, mich wieder hineinzuarbeiten in die alte, stille Thätigkeit. Thiodolf soll, wenn es irgend möglich ist, in diesen Monat fertig werden und dann gleich nach Hamburg noch in den Druck wandern. Ich war beinahe zweifelhaft an ihm geworden, aber der herzinnige Beifall mehrerer wackerer Freunde, denen ich ihn grossentheils vorlas, hat mich gar kräftig ermuntert, und ich denke nun etwas zu liefern, das Dir und Augusten Freude macht, ein Ziel, das mir bei allen Arbeiten lockend und mahnend vor Augen schwebt. — Werden wir uns denn im künftigen Lenz noch mitsammen am Elbstrande ergehn? Ich gebe noch immer die Hoffnung nicht auf. Soviel darf ich ja sagen, ohne gegen Deine und Retzschens Ansicht zu verstossen. — Ein ganzer Bildersaal von poetischen Erscheinungen ist aus Berlin mit mir herübergewandert, und ich meine doch wohl, ich seie berufen, das Alles noch auszusprechen. Dann bleibe ich manch reiches Jahr mit Euch auf dieser Welt, Ihr lieben, herrlichen Menschen. —

So hast Du denn den guten Welck[2]) gesehn, und auch Dich hat seine schroff prosaische Aussenseite zurückgestossen. Ein poetischer Mensch ist er freilich auch nicht auf die entfernteste Weise, aber es ist doch mehr Kern in ihm, als er offenbart, vorzüglich, wenn er sich in eine gewisse antithetische Stellung setzen will gegen das Höchste und Zarteste im Leben. Er möchte so gern Alles mit eignen Händen fassen, und in keinem Dinge irgend zurückstehn, am wenigsten gegen alte Bekannte. Da fehlt es dann nicht, dass er bisweilen kalt und hart aussieht, wie er denn überhaupt der Anmuth gar sehr ermangelt. Er hat von Kindheit an für einen höchst unterrichteten, talentvollen, wohl gar genialen Menschen gegolten; nun kann er's noch nicht recht begreifen, und ärgert sich wohl gar darüber, dass sein Treiben nicht das höchste, ja nicht einmal das anerkannteste sein soll, und meint darüber, die Menschenkinder, welche Andres versuchten und liebten, seien

[1]) Er hoffte, sich am Freiheitskampf gegen Napoleon beteiligen zu können, sah aber am 28. Januar noch keine Möglichkeit dazu. Der König hatte noch nicht gesprochen. Der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements erschien erst am 3. Februar.

[2]) Georg Ludwig Freiherr von Welck (1773—1851), ein Sohn des Meißner Kreisamtmanns von Welck; er erwarb sich 1813 große Verdienste um die Organisation des „Banners der freiwilligen Sachsen", war später preußischer Oberstleutnant und starb in Dresden, vgl. über ihn A. Leicht, Mitt. d. Vereins f. Gesch. der Stadt Meißen III, S. 469.

Digitized by Google

unreell und verrückt. Aber unter allen diesen Wunderlichkeiten steckt ein treuer, fester Sinn, eine tiefe Liebe, eine Brüderlichkeit, die vor jedweder Prüfung besteht. —

An die Uebersetzung des Stabat mater will ich mit Liebe und Anstrengung gehn, aber wie es ablaufen wird, steht freilich sehr dahin. Ein Haupthinderniss dabei ist es mir, dass dies herrliche Gedicht schon mehrmals übersetzt ist, und wie ich glaube, zum Theil sehr gut. Am Besten ist dies nach meiner Ueberzeugung durch Chamisso geschehn, in einem Musenalmanach, erster oder zweiter Jahrgang.[1]) Ich trage ganze Strophen davon im Sinn und weiss kaum, wie ich sie anders, gar nicht, wie ich sie besser machen soll. Nun, wir werden ja sehn. Für Dich und Augusten unternehme ich Alles mit Freuden.

Luisen meinen herzlichsten und ehrerbietigsten Gruss. Gott mit Dir! Ich bin aus voller Seele

ganz der Deinige,

Fouqué.

Nr. 18b.

Caroline Fouqué an Miltitz.

Ich habe vergebens in Berlin auf einen Brief von Ihnen gehofft, indess sind meine Bestellungen in der Art gemacht, dass wenn ich Ihr Bild erhalte, das Kistchen sogleich gemacht und Ihnen durch E. Brühl zu geschickt wird. Lassen Sie doch bald von sich hören!

Nr. 19.

Am 16. Februar 1813.

Schilt nicht, mein theurer Miltitz, dass ich in der letzten Zeit weniger geschrieben, habe, und meist nur in poetischen Ergüssen. Ach, im Geiste war ich oft genug bei Euch! Mit der süssen Sehnsucht nach meinen Freunden aber zogen kühne Stürme durch meinen Sinn, — Du weisst, welche! Du hast auch die Berliner Zeitung gelesen, und weisst also, dass ich nach Breslau gehe. Ich bin reitender Jäger. Schreibe nur an mich vor der Hand unter der Addresse des Majors von Luck, Flügeladjudanten des Königs, nach Breslau. Der wird wissen, wo ich bin.

[1]) Chamissos Übersetzung des Stabat mater erschien im Musenalmanach von 1805, s. Hempelsche Ausg. 1, 2, S. 480 f.

Digitized by Google

Mit meiner Zither ist es nun für jetzo still; die Paar Soldatenlieder ausgenommen, die ihr bald enttönen werden. Thiodolf ist fertig und nach Hamburg zum Druck versendet. Wenn er in die Welt tritt, ist vielleicht sein Dichter schon hinausgetreten, aber Gott wird geben, dass Beides mit Ehren geschieht.

Unter diesen Umständen, siehst Du wohl, kann ich nicht an die Uebersetzung des Stabat mater gehn; lies nur den holden Frauen die schon früher von mir empfohlne Uebersetzung Chamisso's. Ich wüsste es doch in der That nicht eben besser zu machen.

Ich möchte Dir den herrlichen Pallasch zeigen, mit welchem ich meinem König zuziehe. Solch eine Wäffe! Asmundur[1]) hat sie nicht besser gefertigt. Ein langes, grades Ritterschwerdt, leicht, wie eine Feder, und gewaltig, wie eine Hünenklinge; die Scheide blau angelaufner Stahl; Alles mit schöner Vergoldung geziert. Ich hätte mir's nicht besser wünschen können.[2]) Mit den Pferden bin ich auch hinlänglich versorgt und habe noch Heute einen allerliebsten, frischlustigen Rappen von Pohlnischer Race erstanden.

Montag am 22sten breche ich auf, noch einige andre Jäger zu Pferde und zu Fusse mit mir. — Gott giebt meinem weichen Gemüthe bei der Trennung von Weib und Kind viele Kraft. Manchmal ist mir's ordentlich, als wäre ich wieder 17 Jahre alt, wie bei meinem Zug im Jahre 94 an den Rhein.

Schön ist es, dass auf allen Fall unsre Lieder noch vorher ordentlich Ort und Stelle geziemend gefunden haben. Lass mir auch ja das Oratorium noch erklingen. Vielleicht wird es mein Requiem.

Unsre schönen Frühlingsentwürfe! — Das wird nun wohl nichts Wer weiss indessen! Wenn unerwartet Gott den Frieden heraufführen sollte, würde ich natürlich nicht anders, als über Scharfenberg heimreisen.

So reitet denn abermals ein Fouqué nach Schlesien, und zwar der letzte! Ich hoffe, meines Grossvaters Schatten soll mich oft

---

[1]) Asmundur heißt der Schmied im „Zauberringe", der das Schwert Ottos von Trautwangen neu schmiedet.

[2]) Lebensgeschichte, S. 312: „Von jeher ein Freund auch äusserlich leuchtender Waffen, kaufte er sich für die Dinge, die da kommen sollten, ein wunderschönes Schwert mit ritterlich gerader Klinge. Wie er's genauer besah, war's ein Französischer Reiterdegen. »Auch gut!« dachte er. »Bin ich doch auch ein Franzos, der ich Dich gegen Franzosen führen soll, Du wackre Klinge!«"

Digitized by Google

recht begeisternd umschweben, dort und anderwärts, wohin die heilige Stimme von König und Vaterland ruft.

Nimm fürlieb, theurer Bruder, mit diesen rhapsodischen Sprüchen. Es drängt mich nicht allein das Gefühl meiner nahenden grossen Bestimmung, es drängt mich auch die Zeit, denn ich habe noch ein gegebnes Wort durch eine Dichtung zu lösen[1]), und ausser meiner eignen Ausrüstung muss ich, einer ehrenden Aufforderung unsres Landraths zufolge, die sich in meiner Nähe meldenden Freiwilligen aufzeichnen und ihnen das Nähere über ihre Uniformirung u. dgl. m. bestimmen.

Gott mit Dir! In Leben und Tod

der Deinige,

Fouqué.

Luisen meinen herzlichen Gruss. Ich hoffe, sie wird mein nicht vergessen. — Du kannst Dir denken, wie das Bild meines Grossvaters mich jetzt freundlich ansieht.

Am 18.

So eben erfahre ich, dass unser kleines Corps von Freiwilligen vielleicht noch nicht direct nach Breslau geht. Addressiere also Deine Briefe für mich lieber meiner Frau, die natürlich immer wissen wird, wo ich bin.

Nr. 19b.

Caroline Fouqué an Miltitz.

Lassen Sie jetzt, mein tap‹f›rer edler Freund, allen Streit fallen, Eine gewaltige Zeit reisst uns aus der langen friedlichen Gewohnheit des Lebens! Ich bin sehr bewegt, sehr ernst, sehr weich, und in dem nothwendigen Kampf mich würdig und ergeben zu behaupten, sehr gespannt. Gott hat mich gewürdigt in dieser Zeit zu leben und meinem König drei der edelsten, rüstigsten und ehelichsten Kämpfer zu senden, Gott wird mich stärken! Ich bleibe sehr allein! — Ich klage nicht, ich will und soll mich vergessen,

[1]) Gemeint ist wohl das damals entstandene volkstümlichste aller Fouquéschen Lieder:

Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit.

Digitized by Google

aber verhelen darf ich mirs nicht, eine drohende Zukunft steht vor mir. — Von einer Seite war ich bis jetzt fast ganz unverletzt geblieben; wenn mir ein grosser, ein entsetzlicher Schlag bevorstände! — Fouqué ist in seinem Gott vergnügt! Er darf es sein! Er bringt ein reines Herz, einen hohen herrlichen Sinn in den Kampf! Gott schütze ihn und Gustav und Theodor! Mein Herz blutet, aber Glaube und Zuversicht sind stark in mir. Schreiben Sie mir bald — oft und viel. Die Freunde müssen jetzt aneinander halten![1])

Caroline.

Nr. 20.

August Apel an Carl von Miltitz.

Leipzig, 6. März 1813.

Hochwohlgeborner Herr
Hochzuverehrender Herr Kammerherr.

Ew. Hochwohlgeb. sehr geehrte und mir höchst erfreuliche Zuschrift würde ich ohne die geringste Verzögerung erwidert haben, hätte ich nicht täglich auf das öffentliche Erscheinen Ihrer Kompositionen der Fouqué'schen Lieder gehofft, deren äussere Gestalt mir zum Theil, wenigstens was den Titel betrifft, von dem Verfasser empfolen war. Die Verleger haben in dergleichen Anordnungen einen gewissen, durch lange Uibung erworbenen Takt und man darf ihnen mal in Zufälligkeiten zuweilen den Willen lassen, wenn nur das Wesentliche dabei sicher und mit Ehre besteht. Dieses bitte ich Sie zu berücksichtigen, wenn vielleicht das und jenes nicht vollkommen Ihren gerechten Anforderungen Gnüge leisten sollte.

Fouqués Vorwort ist, wie alles, was dieser geniale Mensch schreibt, vortrefflich, und, durch den innern Werth Ihrer Melodieen zugleich als Vorwort vollkommen passend und wahr.[2]) Die Melo-

[1]) Lebensgeschichte, S. 312: „Es war ein ernster, aber ein schöner Moment, als Fouqué in der Februarmorgenfrühe von dem heimischen Heerde schied, von seiner Gattin geseegnet, mühsam nur sich loswindend aus den Armen seines bitterlich weinenden Töchterleins, und nun aufgesessen den paar Jägern, die sich schon in Nennhausen vorläufig zu ihm gefunden hatten, mit freudiger Stimme und feuchten Augen zurief: »Hoch lebe der König! In Gottes Namen: Vorwärts Marsch!«"

[2]) Es lautet: „Die Musenkünste, ursprünglich Eins im himmlischen Strahl, brechen ihren Lichtglanz in mannigfache Farben und vertheilen sich verschieden an verschiedene Gemüther. Seltener als in den Zeiten, wo der Mensch noch in kind-

Digitized by Google

dieen scheinen mit den Gedichten zugleich und in demselben Geist entstanden, oder sie scheinen es nicht, sie sind es in der That, denn nur im gleichen poetischen Leben findet der Tonkünstler denselben Gesang, den der Dichter, wie eine Stimme aus der Ferne nur halb und nicht mit voller Klarheit vernahm. Vor der wahren Kritik — wenn wir das reine Gefül des empfänglichen Sinnes mit diesem etwas verrufenen Namen bezeichnen wollen, — ist wol die höchste Anforderung an den Komponisten durch diese Eigenschaft seiner Melodien, befriedigt, und unter solchen Beurtheilern dürfte über Ihre Kompositionen unstreitig nur Eine, mit Fouqué's Meinung übereinstimmende Beurtheilung statt finden. Vorzüglich haben mich angesprochen: der einsame Sänger, des Sachsenritters Ausforderung, Bertha's und Walther's Lied, Thurmwächters Lied, Wehmuth. Das Folgende: der Ritter von Rosen lernte ich schon im vorigen Frühling in Berlin, bei Fouqués Freund Franz Horn kennen, und beide Melodien find ich so schön, dass ich keine der andern vorziehn möchte. Gewiss, jeder der seelenvolle, empfundene Melodien zu schätzen weis, wird Ihnen für Ihre Compositionen und deren Bekanntmachung den wärmsten Dank sagen.

Was Sie von einer gewissen Gattung Beurtheilungen, die man jetzt nur zu häufig antrift, sagen, ist allerdings gegründet. Uiber dem Bemerken einer grammatischen oft nur conventionellen Abweichung von der Regel, im Allgemeinen über dem Buchstaben, entgeht solchen Beurtheilern gewöhnlich der Geist. Man macht einen Lärm um eine Quinte und gleichwol liegt noch der Grund

---

licher Begeisterung am Busen der Natur spielte, sind in unsern Tagen die Beispiele, dass mehr als eine Musengabe in höherer Vollkommenheit auf ein und dasselbe Haupt herunter thaue und sich zu erfreulicher Reife entfalte. Die Dichter ziehen nicht mehr mit ihren Zithern durch die Lande, aber sie möchten oft desto sehnender umher ziehen, um den begabten Kunstgenossen zu finden, der ihren Liedern die rechten Sangestöne einhauchte, solche, die schon dunkel in des Dichters Busen schlummerten und bei deren Heraufbeschwören er ausrufen kann: das ist Geist von meinem Geiste! Vielleicht ist aber — der liebe Gott versagt ja nur immer, um schöner zu gewähren — die Freude um so grösser, das Gelingen in der Kunst um so erhebender, wenn aus der verwandten Brust die andere Hälfte des eigenen Segens mit dem unsern zusammenklingt.

In der ganzen Fülle dieses begeisternden Gefühls trete ich an der Hand meines Freundes, des Freiherrn von Miltitz, mit der gegenwärtigen Liedersammlung vor das gesangliebende Publikum und hoffe noch oft in mannigfachem Verein seine und meine künstlerische Geistesverwandtschaft zu beurkunden.

La Motte Fouqué."

Digitized by Google

dieses Verbotes in einem Dunkel, dessen Aufhellung einmal die Zal der Ausnahmen so vermehren wird, dass die Regel sich nach einem andern Ausdruck wird umsehn müssen. Würden Sie selbst wol die Quinten tadeln in dem ersten Fouqué'schen Lied $\begin{matrix} \text{fis} & \text{g} \\ \text{h} & \text{c} \end{matrix}$ in der zweiten Basslinie. Und ähnliche Fälle gibt es mehre, wo der Tadel bloss daher rührt, dass der Kritiker die Regel auswendig kann, ohne sie im Innern zu kennen.

Es ist mir sehr schmeichelhaft, dass Sie sich noch jenes flüchtigen Zusammentreffens in Dresden erinnern. Ihre Gegenwart, der ich mich zu erfreuen das Glück hatte, galt eigentlich meinem Freunde Rochlitz, der mich auf einige Tage besuchte. Ich bewunderte damals Ihr fertiges und feines Spiel auf dem Fortepiano. Sie spielten mit R. eine Doppelsonate von Mozart. Noch mehr aber interessirte mich Ihr Gespräch, das vorzüglich einiges über den Ernst der alten Musik und den besonderen Charakter ihrer harmonischen Fortschreitung in Gegensatz der neuern Musik betraf. Urtheilen Sie aus diesen Erinnerungen, wie erfreulich es mir seyn musste durch Fouqué mehremal von Ihnen und Ihren geistvollen Compositionen zu hören, und durch den Brief, mit dem Sie mich erfreut haben, aus jenem flüchtigen Zusammentreffen ein näheres Bekanntwerden entstehen zu sehn.

Erlauben Sie mir, Ihnen für das Vergnügen, das mir Ihre Compositionen gewährt haben, noch besonders meinen herzlichen aufrichtigsten Dank zu sagen, und genehmigen Sie die Versicherung der vollkommensten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu beharren

Ew. Hochwohlgeb.

ganz gehorsamster

August Apel.

Es folgt nun eine lange Pause in dem Briefwechsel der Freunde, hervorgerufen durch die großen Ereignisse der Zeit, durch den im März 1813 losbrechenden Freiheitskrieg gegen Napoleon. Aus Nennhausen waren außer Fouqué selbst, wie wir schon aus Brief 19 sahen, auch seine beiden Stiefsöhne Gustav und Theodor von Rochow ins Feld gezogen, jener, der spätere Minister, damals Student in Göttingen, als freiwilliger Jäger zu Pferd, dieser, der spätere General und Vorgänger Bismarcks am Frankfurter Bundes-

Digitized by Google

tage (s. Gedanken und Erinnerungen I, 79 f.) als Leutnant der Garde du corps. Sogar Fouqués Schwiegervater, der alte Herr von Briest, der letzte seines Stammes, der eigentliche Gutsherr von Nennhausen, war kriegerisch tätig als Befehlshaber von 400 Mann Landsturm. Das Verzeichnis der aus Nennhausen ausgezogenen Kämpfer, das Fouqué 1827 mit andern geschichtlichen Nachrichten im Knopfe des Nennhauser Kirchturms niedergelegt hat (s. Einleitung S. 11), nennt außerdem noch einen freiwilligen reitenden Jäger und 20 Landwehrleute, von denen 6 im Kriege geblieben sind. Fouqué fügt hinzu: „Wenn man erwägt, daß die Nennhauser Dorfgemeinde aus 9 Vollbauern und 9 Halbbauern besteht, wird man ermessen, daß sie nicht säumig zu der großen Angelegenheit in die Schranken getreten ist.“ Was Fouqué selbst im Kriege geleistet und gelitten hat, ist in der Einleitung S. 22 f. erzählt worden. —

Nicht viel später ritten auch die sächsischen Miltitze von ihren Burgen herunter, um für Deutschlands Befreiung zu fechten. Freilich waren sie nicht so glücklich, dem Rufe ihres Königs folgen zu können, den nach einem kurzen Versuche zur Selbständigkeit ein schweres Geschick von neuem an den bei Groß-Görschen (2. Mai 1813) siegreichen Napoleon fesselte.[1]) Der feurige Schloßherr von Siebeneichen und Scharfenberg, Dietrich von Miltitz, entfaltete eine großartige Tätigkeit, um das sächsische Volk zum Kampfe gegen Napoleon aufzubringen[2]), sein sanfterer, aber für die edlen Ziele der großen Bewegung gleichfalls begeisterter Vetter, unser Carl von Miltitz brachte seine Damen nach Karlsbad in Sicherheit, ging dann nach Tetschen zu dem ihm befreundeten Grafen Thun und trat von dort aus als Leutnant in ein österreichisches Regiment ein. Zur Zeit des Kulmer Sieges feierte er mit den von dem Nollendorfer Höhen niederreitenden Fouqué ein begeistertes Wiedersehen. Das nähere darüber und über die weiteren Schicksale Carls von Miltitz, der im Gefolge des Generals von Langenau bis Paris vordrang, ist in der Einleitung erzählt. Endlose Strapazen, Enttäuschungen allerart, wohl auch die Sorge um die Zukunft der lieben Heimat, versetzten Miltitz gegen Ende des Kriegs in eine tiefe Verstimmung, die aus dem folgenden Zeilen spricht, mit denen wir die Reihe der nach dem Feldzuge geschriebnen Briefe eröffnen.

[1]) Vgl. des Herausgebers Kursächsische Streifzüge I, 247 f.

[2]) a. a. O. III, 355 f.

Digitized by Google

Nr. 21.

Carl von Miltitz an Luise von Watzdorf.

Sonnabend d. 23. April 1814
Basel.

Mein Brief an Sie, liebste Louise, von Munchen (?) aus ist verloren gegangen, wie mir Auguste schreibt. Dann wollte ich Ihnen aus der Schweiz schreiben — aber was man als Soldat auf einem Durchmarsche sieht, ist natürlich nicht der Rede werth. Ihren Brief aber habe ich erhalten und er hat mir viel Freude gemacht. Mein Schicksal ist wieder, wie in meinem ganzen Leben, von Gott überaus gnädig geführt worden. Ich habe vieles und mitunter für Geist und Körper sehr hartes ausgestanden. Gott sey Dank, es ist — und zwar für einen sehr edeln Zweck glücklich überstanden. Das einzige, was dabey gelitten hat, ist meine Gesundheit. Ich bin zwar wohl und soll auch recht wohl aussehen, dennoch aber fühle ich mich des Erholens und der Ruhe sehr bedürftig. Mein Geist bedarf derselben wenigstens ebenso sehr als der Körper. Ich bleibe hier, bis ich noch einige Briefe von Augusten und Nachrichten von einem jungen Preussen habe, der mit mir zurück reisen will. Ein äusserst geschickter und liebenswerther Arzt hat mir eine Fussreise durch die Schweitz als äusserst wohlthätig anempfohlen, und ich bin entschlossen, in diesen geheimen Werkstätten der Natur jene hellere Stimmung aufzusuchen, die ich in dem unseligen Leben und Lande verlohren hatte und ohne die ich nicht im Vaterlande erscheinen mag. Wer weiss, was mich dort erwartet! Gott sey Dank, auch Auguste erwartet mich dort und sie wird alles Bittere aussüssen können, was sich so fest in mir gesetzt hat. Das was ich im Kriege suchte, — ruhmvolle Gefahr, Poesie, Ritterthum pp. — das ist, Gott weiss es, nicht dort zu finden. Aber Ekel, Graus, Entsetzen und bewusstloses Anstarren fast unvermeidlichen Todes — das sieht man täglich. — Ich lebe hier in einer recht angenehmen Gegend bey sehr guten Menschen und mit einigen Künstlern ein recht angenehmes Leben. Aber Auguste fehlt mir, also muss ich zu ihr, und dennoch quält mich theils alles Elend, was mich zu Haus erwartet und worunter auch Sie leiden muss, theils meine trübe Stimmung. Wahrlich, ich muss mich erst aufrichten, ehe ich sie wiedersehe! — Seit einigen Tagen habe ich auch das Componieren wieder ergriffen. — Retzsch

Digitized by Google

ist auch unglücklich? Wird uns denn der Friede nicht alle wie ein warmer Regen vor dem Verwelken schützen? — Sind Sie gesund? Geht es Ihnen besser als in Prag? Spielen Sie noch Violin? Lassen Sie das ja nicht liegen — Kunst und Liebe sind die einzigen Sonnenblicke in diesem herrlichen Leben, wo wahrlich sonst gar nichts die Probe besteht und das ist, wofür man es hält und wo Geld und wieder Geld und Egoismus die einzigen Hebel sind. Leben Sie wohl, Freundin, bis zum Wiedersehen. Immer der Ihrige

Carl.

Nr. 22.

An Carl.

Nennhausen, am 4. Junius 1814.

Erst vorgestern, mein herzenslieber Bruder, traf Dein herrlicher Brief vom 11. Februar[1]) bei mir ein. Aber wie er mich erhob! Gleich von Anfang herein das ritterliche Heldenzeugniss, welches meine braven preussischen Waffenbrüder Dir über mich ablegten. Ich wusste es, dass ich ehrlich gefochten hatte, ich wusste, dass sie es anerkannten, — und doch wie mich nun aus Deiner lieben Handschrift die glorreichen Worte ansahen, fühlte ich mir einen neuen Kranz auf das Haupt gedrückt. Ich fand nicht minder Lust daran, als an dem Johannis-Kreuze, das mir mein König gab, und das sagt in der That sehr, sehr viel. Wohl wusste ich es: diese Auszeichnung konnte Niemand besser verstehn, als eben Du, mein frommer, ritterlicher Carl, und ich will gewiss Deiner Ermahnung nach Kräften folgen und dieses edle, milde Ritterkreuz mit freudiger Demuth tragen.[2])

---

[1]) Demnach hatte Miltitz während der zu Chatillon geführten Friedenskonferenzen, bei denen eine Rückgestaltung Frankreichs zu den Grenzen von 1789 gefordert wurde, hoffnungsvoll an Fouqué geschrieben.

[2]) Dieselbe Gesinnung spricht aus einem Briefe Fouqués vom 26. Mai 1814 an seinen Leipziger Freund Adolf Wagner (Literaturarchiv 1898, S. 113): „Es ist so schön und gut und doch zugleich wunderseltsam, lieber Adolf, dass ich nun wieder ordentlich hier an meinem Pult stehe und Ihnen geruhig schreibe, wie vor dem Kriege, und dass derweile die Erde vor Gottes hörbar gewordener Stimme gebebt hat, der Abgesandte des Höllenreichs von seinem Stuhle gefallen ist und unter andern ehrlichen Männern auch ich des grossen Heiles gewürdigt ward, das Schwerdt mit zu schwingen in den herrlichsten Schlachten! O du lieber Gott, wie kann ich Dir je genugsam danken!“

Digitized by Google

Unaussprechlich hat es mich gerührt, wie Du damals so sehnend und doch so gottergeben nach der Möglichkeit hinüberschautest, Deine himmlische Auguste jemals wiederzusehn. Und nun hat uns Gott den vollen Sieg bescheert, und der vollendete Friede sieht ihm schon über die Schultern herein, und bald ziehst Du in Freuden heim zu dem seeligsten Erdenleben, das noch je einem Künstler beschieden war! Ich danke Gott mit freudiger Rührung. — Und nun wird auch bald mein Oratorium beginnen, nicht wahr? — Auch das ist so gar schön, dass Du eben nicht früher dazu gelangen konntest, als in dieser allerglorreichsten Freuden- und Siegesruhe, die noch je über unsrem Erdball durch Gottes Gnade aufgegangen ist.[1]) — Ich dichte jetzt an einem grossen Rittergedichte, Corona geheissen, das bereits durch ihre huldvolle Erlaubniss unsrer herrlichen Prinzess Wilhelm[2]) vermöge einer noch zu dichtenden Zueignung angehört, und am Beginn und Ende jedes Gesanges Blicke auf unsre Zeit herauswirft; — eben fällt es mir ein, ich habe Dir wohl schon in und bei Töplitz davon erzählt; — da soll nun der eben jetzt forttönende Gesang mit der frohen Botschaft Deiner glücklichen Heimkehr schliessen, und zugleich die Aussicht auf das Oratorium eröffnen. Er tritt doch wohl auf allen Fall noch früher in die Welt, als Du damit zu Stande bist, denn an den ersten Gesängen wird bereits gedruckt, und das Ganze erscheint, so Gott will, unfehlbar zu Michaelis dieses Jahres. —

Auguste schreibt, es sei Dir, ungeachtet Deiner Generalstaabs-Anstellung[3]) ebenso wenig gelungen, als mir, mit den höhern Geisteskräften an dem grossen Werke helfen zu dürfen. Ei nun, ist doch das Werk selbsten gelungen! — Wie mir in einer verletzten Stimmung darüber zu Muthe war, als ich im Lager von Toeplitz zu erkranken begann und meinen Tod sehr nahe glauben musste, bezeuge Dir folgendes, in meiner einsamen Bivouacshütte früher ausgesprossne, als aufgeschriebne Gedicht, das aber natürlich nur für Auguste und Dich gehört[4]):

[1]) Wie sehr unterscheidet sich diese begeisterte Stimmung des preußischen Dichters von der gedrückten des Sachsen Miltitz im vorangehenden Briefe!

[2]) Marie Anna, Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg, vermählt mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Bruder Friedrich Wilhelms III. Sie starb am 14. April 1846, vgl. ihre Biographie von Baur (Hamburg 1885).

[3]) s. Einleitung, S. 43.

[4]) Dieses schöne Gedicht fehlt in der Tat unter den „Gedichten aus dem Jahre 1813", Gedichte von Fouqué, Stuttgart 1817, aber es findet sich in der „Lebensgeschichte" (1840), S. 330.

Digitized by Google

„So wollt Ihr's denn, ich soll erblassen,
Den Lieben fern im fremden Land!
Wohlan, ich leist' auch das gelassen,
Mein König und mein Vaterland.

Ich habe treu und kühn gerungen
Für Euch in mancher heissen Schlacht,
Hätt' Euch noch manch ein Lied gesungen,
Manch wackre That für Euch erdacht.

Das wollt Ihr nicht, wollt umgestalten
Den Dichter in ein andres Ding;
Da kann sein Leben nicht mehr halten,
Vergeht, wie Manches schon verging.

Habt gute Nacht! Ich lieb' Euch immer,
Und biet' Euch scheidend meine Hand,
Noch jenseits im Verklärungsschimmer
Mit treuem Ernst Euch zugewandt.

Von Weib und Kind lasst nicht mich sprechen;
Da wird das Herz mir allzuvoll,
Und möchte los die Klage brechen,
Was sie doch jetzt nicht darf und soll.

Vielleicht entblüht aus meinem Grabe
Ein Eichenreis dem fremden Land;
Das weih' ich Euch als letzte Gabe,
Mein König und mein Vaterland!"

Dies Lied führt mich von selbst auf meine Gesundheit. Die Aerzte meinen, ich könne noch lange leben, ja vollkommen geheilt werden, und bei regelmässiger Diät und vielem Schlaf und warmen Tagen sehe ich ordentlich gesund aus; auch leiste ich Folge, so viel es einem Künstler nur immer möglich ist, und glaube bisweilen, die Aerzte haben Recht, bisweilen, sie schmeicheln sich und mir, je nachdem es mit meiner physischen Kraft eben Fluth oder Ebbe ist. Gott wird es schon leiten. Augustens Freundschaft und Deine, und meines holden Mariechens liebliche, herzinnige Anhänglichkeit, wen sollte das, durchwebt mit vielen poetischen Bildern, die noch ihre Gestaltung fordern, nicht auf Erden gern festhalten können! — Wie hat sich Mariechen, oder besser: Mietiken über Deine ächt kindliche Komposition des Spinneliedchens gefreut. Sie übt ihre kleine liebe Stimme schon daran.

Gott mit Dir, mein Herzensbruder! — Meine Frau grüsst Dich freundlich und theilnehmend. — Wann und wie unser Wiedersehn

Digitized by Google

zu Stande kommt, darüber will ich Deiner holden Auguste schreiben, welche dann die Artikel, durch ihren klaren, verständigen Sinn modifizirt, an Dich zur Ratification einschicken mag.

Aus ganzer Seele

der Deinige,

Fouqué.

Am 5.

Der obenerwähnte Gesang[1]) ist Gestern noch fertig geworden, und endet, sich auf einen eben geschlossnen Liebesbund beziehend, folgendergestalt:

„Bereitend uns zum frohen Hochzeitsfeste,
Wozu ich Euch im Lebenssonnenschein
Ihr lieben, edlen Leser, lad' als Gäste,
Zieh' ich für Heut' des Liedes Segel ein.
Auch meinen Sinn erfreut auf's allerbeste
Ein frohes Wort. Zum alten Burggestein,
Zum Gruss der holden Frau, kommt bald aus Schaaren
Habsburg's ein Kampfgenoss mir heimgefahren.

Und wer sich irgend freut an meinen Liedern,
Trägt diesen Rittersmann lieb in der Brust,
Denn mein Geschoss versteht er zu befiedern
Mit süssen Tonklang niegekannter Lust.
Karl, Freiherr Miltitz heisst er. Seinem biedern,
Kunsthellen Geist, des Heiland's treubewusst,
Wird bald ein Sang von mir auf seel'gen Schwingen,
Ein Oratorium, gottgeweiht entklingen.

Nr. 23.

August Apel an Carl von Miltitz.

Leipzig, 12. Juli 1814.

Haben Sie herzlichen Dank, mein theuerster Freund für Ihre beiden Briefe, besonders für den zweiten, der mich jetzt in den Stand setzt, auch Ihre erste gütige Anrede von Basel aus zu erwidern. Diesen ersten Brief hab' ich zwar erhalten, aber so verspätet, dass ich Sie kaum mehr in Basel erwarten konnte, und schon im Begriff war Fouque um Ihren gegenwärtigen Aufenthalt zu fragen.

[1]) s. Corona. Ein Rittergedicht in drei Büchern. Von Fouqué. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung 1814. XIV, 386 S. 8. Die im folgenden zitierte Stelle steht im 2. Buch am Schlusse des 10. Gesanges, S. 236 f.

Digitized by Google

Es war ein herrlicher und von vielen Seiten sehr freudenreicher Abend (19. Oct. 1813) als ich unserm Freund Fouque Ihre Compositionen seiner Lieder vorspielte. Die meisten hörte F. zum erstenmale und war eben wie ich entzückt von dem zarten und richtigen Sinn, mit dem Sie seine Poesien aufgefasst und in Melodien wiedergegeben hatten.[1]) Bloss den vierstimmigen Opfergesang[2]) konnte F. nicht hören, weil die Stimmen fehlten. Unzälige mal vor und nachher haben mir diese Lieder den schönsten Genuss gewährt, den ich Ihnen von Herzen danke.

Sie erwähnen einige Inkorrektheiten in dieser Liedersammlung. Es ist eine eigne Sache um die Korrektheit! Ich mag die Vernachlässigung der Regel nicht, wie so manche im gutgemeinten Enthusiasmus thun, als Genialität preisen, allein unterscheiden muss man doch wol zwischen dem, was die Kunst fordert, und der Menschensatzung der Theoretiker, und die Musik hat wahrhaftig sehr viel Menschensatzung, welche die mus. Zeitung auch zuweilen geltend zu machen sucht. Nach diesen hoffentlich wollen Sie sich nicht bequemen. Ich freue mich sehr auf neue Sammlungen der Fouquéschen Lieder von Ihrer Komposition, vorzüglich auf Folko und Isula[3]), wovon Sie mir schrieben. Vergessen Sie ja Ihr Versprechen nicht es mir bald zu schicken. Das Gedicht kenne ich aus dem Taschenbuche. Es scheint mir ganz die selbständige Instrumentalbegleitung zu erfordern, deren Sie Erwähnung thun. Auch über dieses Durchkomponieren eines Gedichtes und die reiche selbständige Begleitung gehn, wie ich wohl weis, gar wunderbare, absprechende Urtheile, wie überall, wo die Kritik als ein blosses Wissen und nicht als ein lebendiges Fülen sich an Kunst oder Wissenschaft macht. Es lässt sich meiner Ansicht

---

[1]) Fouqué, Lebensgeschichte, S. 335 f.: „Am Abend noch ein fröhlicher Einritt bei Freund August Apel in Leipzig, dem Dichter so manch geheimnissreicher Schauersage, dem sinnigen Metriker, dem so viel begabten glücklich unglücklichem, geheimnissreichem Manne. Eine Thräne seinem Andenken! — Diesmal durfte ich einem edlen dort versammelten Kreise von Frauen und Männern der kriegerische Freudenbote sein, an Widerstand des Feindes auf diesseitigem Rheinufer sei nicht zu denken. O, des Lieder-durchklungenen Feierabends.“ Apels Tagebuch in Ermlitz vom 19. Oktober 1813: „Als ich zu Haus kam, hielt ein Reiter im weissen Mantel vor meinem Haus . . . Es war schon Dämmerung, wie ich aber dem Reiter ins Gesicht sehe, erkenne ich meinen lieben Fouqué selbst . . .“

[2]) Fouque-Miltitzsches Liederheft, S. 10 f.: „Das Götzenopfer.“

[3]) Folko und Isula. Lieder eines Troubadours von Fouqué, Stephan Schützes Taschenbuch für 1814, S. 95—102.

Digitized by Google

nach hierüber durchaus nicht im Allgemeinen bestimmen, das Gedicht selbst fordert oder weigert diese Art von Begleitung. Je mehr dramatischer Charakter im Gedicht ist, um so mehr will es selbständige Begleitung, man könnte von dem rein lyrischen Gedicht bis zur Oper eine stetige Reihe nachweisen, wo sich die Musik immer mehr vom Gesang trennt, und über die Oper hinaus zur blossen Orchestermusik wird, wie der Gesang im andern Extrem zur rhetorischen Deklamation.[4]) Die Kunstkritik, sollt' ich meinen, wird immer ein schwankender Unfug bleiben, wenn sie nicht, wie die wahre Naturgeschichte schon anfängt, ein ideelles Nachbilden der Kunstwelt wird, dann aber freilich wird das Urteilen und Schreiben etwas unbequem.

Ich möchte Sie beneiden, so wie ich Fouque und Andre beneide um den Feldzug. In solcher Zeit, wo eine grosse Idee einmal wie ein alter herrlicher Legendenheiliger durch die Länder geht und die Völker in den Kampf führt, ist es das kläglichste Geschäft zu Hause zu sitzen und die zerfallenden nicht geachteten Formen friedliches Herkommens wie abgebrauchte Kartenblätter zu einem Gebäude zusammenfügen, die, man weis es selbst recht wohl, vom nächsten Windhauch wieder eingeworfen wird. Gleichwol muss man das Spiel treiben, weil die Leute über dem Zusehn wenigstens nichts schlimmeres vornehmen. Ich habe den ganzen Winter durch die Leipziger Landwehr ausheben müssen.[1]) Von einer Seite gibt ein solches Geschäft einen unerschöpflichen komischen Stoff, denn die vorgehaltene Idee von Freiheit und Vaterland bricht sich in den mancherlei Hohlspiegeln des Egoismus zu den abenteuerlichsten Gestalten, und manchmal kommt mal gar ein Satyr mit einem unschicklich aufrichtigen Zauberspiegel und spielt die Sache ins göttlich Komische, indem er Konkrescenzen zeigt, die an die divina commedia erinnern und dadurch die Sache auf die andre, sehr ernste, Seite wenden. Kurz, es ist erquicklicher, das Schwert in die Hand nehmen, als es in die Hand geben.

Mein Name in der Karlsbader Badeliste, bezeichnet meinen Bruder. Ich wünsche mich an seine Stelle, es wär ein herrliches Zusammentreffen gewesen! Noch hoffe ich, dass eine andre Zeit, sei es in Dresden, in Leipzig oder sonst wo mich Ihnen entgegen-

[4]) Das sind ganz moderne Ideen, die zum Teil in der Kunst Richard Wagners wirksam geworden sind.

[1]) Apel war Leipziger Ratsherr.

Digitized by Google

führt. Entschädigen Sie mich indessen durch Ihre mir sehr lieben Briefe und nehmen Sie die Versicherung der herzlichsten Ergebenheit von Ihrem

Apel.

Nr. 24.

Am 4. 7br. (September) 1814.

Willkommen, mein glücklicher Waffenbruder, in den Mauern Deiner Stammburg! Ihr drei beseeligten Menschen, wie würdig und still und kunstbegabt mögt Ihr nun mitsammen leben, Ihr, die Eins das Andre in jeglicher Freude versteht, und Euch durch erhebende Theilnahme zwiefach begeistert! — Gott gebe, dass die Kleinigkeiten, welche ich Augusten beikommend sende, Euch ansprechen. Nun werde ich bald mit der Corona folgen. Aber noch kann ich Dir nichts näheres darüber sagen, eben weil die Erscheinung des Ganzen vor der Thür ist. Nachher schreibe ich Dir wohl mancherlei darüber. Ob es mir so wohl wird, noch in diesem Jahre darüber zu Dir zu sprechen? — Gott weiss es. Du kennst es ja, wie schwer es öfters hält, sich von manchen Dingen loszumachen, die bisweilen Lumpereien sind, bisweilen sich einzig und allein auf unsre eigne, innere Schwäche gründen und nichts desto weniger gewaltig fest halten. Dass aber vor der Hand Corona und deren Vorstellung an ihre hohe Herrin mir jede längere Entfernung unmöglich macht, sagt Dir mein Brief an Auguste. Späterhin — ach wenn Ihr wieder nach Brandenburg kommen könntet, und ich Euch von dort nach Nennhausen abholte! Dann würden auch wohl mir die Anker gelichtet, und die Seegel schwellten im günstigen Winde, dass ich Euch rückbegleitete nach der schönen Heimath. Thue was Du kannst, lieber Carl. Du bist viel freier, glücklicher, auch wohl kräftiger, als ich.

Auf Folko und Isula[1]) freue ich mich ungemein. Gott schenke dem Verleger so viel guten Willen und gesunden Verstand, als er braucht, um Deine Bedingungen sogleich einzugehn und uns recht bald mit einer solchen Erscheinung zu erfreuen. Und Retzschens Gestalten und Harnische und Waffen als Titelblatt!

Gar gern hätte ich von ihm Zeichnungen zur Corona gehabt, um so mehr, da eben die Corona zweien seiner Zeichnungen — nächst einem Bilde von Leonardo da Vinci — ihr Dasein ver-

[1]) Vgl. Brief 23, S. 124. Ob und wo die Kompositionen dieser Troubadourlieder von Miltitz erschienen sind, konnte ich nicht erfahren.

Digitized by Google

dankt.[1]) Ich liess ihn durch Augusten bitten, mir zu schreiben, ob er gegenwärtig so etwas könne und wolle, aber er zögerte mit der Antwort, und nun ist es natürlicherweise viel zu spät geworden. Vielleicht, wenn ich ihm die Dichtung, welche seinem Geiste so nahe verwandt ist, zusende, regt sie ihn nun irgend zu was Anderm an, das in Bezug auf dieses mir so wunderbar gegebne und entquollne Werk geschehn könnte.

Schön ist es, dass nun in dieser seeligen, feierlich heitern Wintersruhe der Grundstein zum Oratorium gelegt werden soll.

Ich habe in Berlin Maria Weber phantasieren hören, und viel mit ihm gesprochen. Das ist ein Mann! Er weiss von Dir, und Ihr müsst einander näher treten.[2])

Meine Undine, von Hoffmann componiert[3]), soll fertig sein, und erwartet nur eine günstige Conjunctur, um auf irgend ein Theater zu kommen. Ich glaube viel Gutes, ja Grosses davon, und das wirst Du auch thun, wenn Du ein Werk desselben Mannes liessest: Phantasiestücke in Callots Manier.[4]) Ob Du Alles davon der zarten Auguste mittheilen sollst, wirst Du am Besten ermessen, aber das Mehrste wird sie sehr ergötzen und erheben.

In gleicher Beziehung auf Augusten muss ich Dir noch ein Buch nennen, von wie verschiedenartiger Gestaltung es auch übrigens sein mag: Schuberts Symbolik des Traumes.[5]) Man schaut in die innre Welt hinein, wie durch klare Meeresfläche auf wunderreichen, höchst schauervollen Grund. Du musst es durchaus lesen. —

---

[1]) Lebensgeschichte, S. 324 nennt Fouqué als Urbild der Corona: „das Oelgemälde einer schönen, seltsam aussehenden Frau, ihre Tracht zwischen dem Europäischen und Orientalischen mitten inne, ihr Blick anziehend und abstossend, herb und mild. Aus der Altitalischen Schule schien das kleine Bild herzustammen, aber Niemand konnte den Meister nennen, oder überhaupt Näheres davon berichten." Die eben im Briefe gegebne Version, das Bild sei von Leonardo da Vinci gewesen, als die ältere ist wohl vorzuziehen. Über die beiden in betracht kommenden Zeichnungen von Retzsch wage ich keine Vermutung.

[2]) Miltitz hatte schon im Sommer 1812 in Berlin Carl Maria von Weber kennen gelernt (Tagebuch der Luise von Watzdorf). Später in Dresden wurde er mit ihm befreundet, s. S. 55.

[3]) s. Einleitung, S. 19 f.

[4]) Phantasiestücke in Callots' Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten (E. T. A. Hoffmann). Mit einer Vorrede von Jean Paul. Bamberg, bei C. F. Kunz. 2 Teile, wiedergedruckt z. B. in E. T. A. Hoffmanns Werken, Hempel, 5. u. 6. Teil.

[5]) Gotthilf Heinrich von Schubert (1780—1860): Symbolik des Traums, Bamberg 1814.

Digitized by Google

Mit meiner Gesundheit geht es über Erwarten gut. Ich glaube, noch eine ganze Zeit leben zu können, und glaube es um so mehr, da meine literarische Wirksamkeit sich beinahe täglich erweitert. — Auch von allen Höfen in Berlin bin ich sehr ausgezeichnet empfangen worden, und würde vielleicht, wenn der jetzt geendete Krieg erst im Ausbrechen und ich gesund wäre, eine beueutendere Anstellung erhalten. Aber das eben freut mich, dass ich das ganze Jahr 13 als Jäger-Lieutenant durchgefochten habe. Im Uebrigen danke ich Gott, dass ich meine innere Unwürdigkeit genugsam kenne, um vor jeglichem Anfalle des Hochmuths geschützt zu sein.

Gott seegne Dich, mein herzlieber Kunst- und Waffenbruder. Freundliche Grüsse an Retzsch.

Aus treuem Herzen

ganz der Deinige,

Fouqué.

Ich weiss nicht, ob ich Euch die Kosackenlieder[1]) schon einmal geschickt habe. Entschuldige in diesem Falle die Wiederholung. — Noch lege ich ein schönes Friedenslied vom alten Matthias Claudius (Asmus)[2]) bei.

Nr. 24b.

Caroline Fouqué an Miltitz.

Es sind zwei Jahr, dass Sie bei uns waren, lieber Miltitz, wie können Sie es denn über sich gewinnen noch längere Zeit von Ihren Freunden getrennt zu sein? Noch ist die Jahreszeit erträglich, noch wäre es auch für Auguste nicht allzu anstrengend die kleine Reise zu machen. Bedenken Sie alles reichlich. Bis Ende Octbr. oder Anfang Novbr. je nach dem der R(ussische) Kaiser nach B(erlin) kommt, bleibe ich hier, dann gehe ich nach B. wenigstens auf 10—14 Tage, doch welche Zeit bis dahin! Wie leicht könnten Sie noch in diesem Monath oder doch zu meinem Geburtstag den 7t Oktbr. hierher reisen! Ich würde mich unaussprechlich freuen!

Alles ist nun wieder im alten Gleis. Die Garden in Potsdam und Berlin, mein Sohn[3]) auf Urlaub bei mir. Es ist eine unend-

[1]) Drei davon in den Gedichten (1817) II B. 131, 133, 227 f.

[2]) Unter diesem Pseudonym gab Matthias Claudius den „Wandsbecker Boten" heraus.

[3]) Theodor von Rochow, s. S. 11 und 117.

Digitized by Google

liche Gnade des Himmels ihn so frisch, lebendig und froh hier zu sehn. Gustav[1]) kommt auch Ende des Monaths. Im vergangenen Jahre glaubte ich oft solch Glück nicht ertragen zu können! — Nun ist es da, und scheint mir so in der Ordnung, so nothwendig, man weiss gar nicht, wie gross, wie unendlich Gott ist, das Maass seiner Wohlthat wird von unsern Blicken nicht umfasst.

Von meinen Arbeiten wollen Sie wissen? Nun es ist ja alles im Druck, es wird ja erscheinen. Ich weiss nicht, warum ich mir einbilde, dass Sie sich aus allemdem, was ich dichte, nicht viel machen; ich rede überall nur in einzelnen Momenten gern über das, was mich so recht im Innern beschäftigt, und auch dann nur, wenn mich das Gespräch selbst fortreisst. Die Ursach liegt in der Ueberzeugung selten so verstanden zu werden, wie ich es wünsche. Ueber die zwei Romane[2]), die ich jetzt schrieb, lässt sich vollends gar nichts sagen, sie sagen selbst alles oder nichts. Die Musse des Friedens wird nun wohl aus den grossen Erscheinungen der Zeit nach und nach Kunstwerke bilden. Ich bin sehr begierig wie das Gestalt und Farbe unabhängig von der Zeit erhalten wird! Sie leben in den Tönen, in den heiligen Abgrund folgen Ihnen nur Wenige, doch ahnden ihn Viele. Gott mit Ihnen.

Ihre Freundin

Caroline.

Nr. 25.

Am 16. October 1814.

Wie war es Heute vor einem Jahre, lieber Bruder. Ich eilte in die Schlacht von Leipzig, verlangend nach Sieg oder edlem Tod, der mich über alle Fehlschlagungen der Erde hinaus flügle, und Gott schenkte mir noch zum 18. und 19. mein Theil an der Völkerschlacht, und schenkte uns Allen den Sieg, und o wie unaussprechlich viel seitdem!

Es wäre schön gewesen, hätten wir noch in diesem Jahre, — Du, Auguste, Luise und ich, — unser Freudenfest in stiller Herzlichkeit und Andacht begehen können; — es hat nicht sein sollen, und meine eigenen obigen Zeilen verbieten mir alles Klagen. Macht es nur so, — oder vielmehr bitte die leitende Auguste, es so zu machen, — dass wir künftiges Frühjahr wieder in Brandenburg

[1]) Gustav von Rochow, s. Brief 9, S. 81.

[2]) Die Spanier und der Freiwillige in Paris. Eine Geschichte aus dem heiligen Kriege. Berlin, Nicolai, 1814. Feodora. Ein Roman. Leipzig 1814.

Digitized by Google

zusammentreffen, in meinem lieben, befreiten Brandenburg. Ich will mich auch allenfalls, Augustens Kopfschütteln zu vermeiden, aller Wasserfahrten begeben, aber die schönen, ernsten Kirchen wollen wir wieder besuchen, und die Gänge an Fluss und Wiese hin, und in demselben Hause wohnen, wo wir unter so viel andren Verhältnissen schieden. — Ich fühle es in diesem Augenblicke wieder einmal recht durchdringend, lieber Carl, wie sehr wir Viere zusammen gehören. Ein seltsamer Schein, der mir aus der Zukunft aufsteigt, giebt mir eine Möglichkeit kund, wie wir immer beisammen leben könnten, aber es sind wohl nur Träume und Schäume; wenigstens hängt es an so problematischen, ja, man könnte sagen phantastischen Wie's und Wann's, dass ich mich nicht weiter darüber auslassen mag. —

Wie steht es mit Folko und Isula?[1]) Ich sehe mit grosser Ungeduld darnach aus. Nimm Du, o mein innigst vertrauter Liedersänger, die Huldigung, welche ich Dir in meiner Corona zu bringen versuchte[2]), freundlich auf.

Gieb die beiliegenden Zeilen an Retzsch und frage ihn, ob er 8 Zeichnungen aus der Corona für den nächsten Jahrgang meines Frauentaschenbuches[3]) liefern will. Sobald ich ein Exemplar zur freien Disposition erhalte, schicke ich es natürlich Augusten, und er kann daraus die Dimension abnehmen. Doch bitte ich um baldige bestimmte Entscheidung, auf dass es mir nicht gehe, wie diesmal, wo ein Theil der Zeichnungen aus Mangel an Zeit dem entsetzlichen Ramberg[4]) übertragen werden musste. Will und kann Retzsch nicht, so muss ich mich beizeiten an Kolbe[5]), und nothfalls an Döchling[6]) wenden. —

Über Tiedge[7]), lieber Bruder, kann ich Dir nur wenig Gründliches sagen. Aus seiner Urania mache ich nicht viel, und in der übrigen Literatur seiner Werke bin ich schlecht bewandert. Doch kenne ich einzelne Lieder von ihm, die es wohl verdienen, von Deiner Muse begleitet zu werden. Im Ganzen kommt er mir vor,

[1]) s. Brief 24, S. 126.

[2]) Brief 22, Ende.

[3]) Frauentaschenbuch für das Jahr 1815 von Fouqué, Franz Horn usw. Nürnberg, bei Schrag.

[4]) Johann Heinrich Ramberg (1763—1840), bekannt durch seine Zeichnungen zu Wielands Werken (Göschen).

[5]) Karl Wilhelm Kolbe (1781—1853), Berlin, Schüler Chodowieckis.

[6]) ?

[7]) Der bekannte Romantiker Christoph August Tiedge (1752—1841).

Digitized by Google

wie ein Dichter, dem mehr der Zauber des Klanges, als der tiefen innern Gedankenfülle zu Gebote steht. Doch, wie gesagt, nimm dies als keine bestimmte Kritik über ihn an. Ich bekenne aufrichtig, noch keine ganz klare Ansicht und Stimme in Betreff seiner zu besitzen. —

Hoffmann — der Dir schon früher durch mich empfohlne Kapellmeister Kreisler — hat mir bei meinem letztern Aufenthalte in Berlin gewaltige Stellen aus seiner und meiner Undinen-Oper mitgetheilt.[1]) Das ist ein herrliches Werk! In den nun zu erwartenden Verhältnissen unsrer Bühne haben wir Hoffnung, es bald auf das Theater zu bringen.

Ich war in Berlin, um der Prinzess Wilhelm, oder, wie ich sie lieber nenne, Prinzess Marianne meine Corona zu bringen. Es war ein feierlicher, schöner Augenblick, einer der Hauptmomente meines ganzen Lebens. Nachher berief sie mich zur Mittagstafel nach Schönhausen, einem Lustschloss, das ihr der König geschenkt hat. Wir assen unter freiem Himmel und gingen in den erhabnen Baumgängen auf und nieder: die Herrin, ihr trefflicher Hofmarschall Gröben, eine ihrer Hofdamen, deren Bräutigam (ein junger, tapfrer Offizier von grosser Auszeichnung) und ich; Niemand andres. Man konnte alles Würdige und Schöne sprechen, und wer wird etwas Andres sprechen wollen! So gestaltete sich einmal das Leben, wie es sollte. —

Gott seegne Dich, mein lieber, theurer Carl! Aus treuem, brüderlichem Herzen unveränderlich diesseits und jenseits

der Deinige,

Fouqué.

Apel hat in den Erklärungen einiger (schlechter) Kupfer zum Zauberring, die das Frauentaschenbuch enthält, Deiner Liedercompositionen mit gerechter freudiger Bewunderung erwähnt, und nur daran getadelt, dass ihrer zu wenige sind. — Tausend herzliche Grüsse vom Ritter mit dem Hunde![2])

Nr. 26.

Am 29. 9br. (November) 1814.

Wohl fühle ich es, mein theurer Kunst- und Waffenbruder, wie unendlich viel ich daran verloren habe, dass es mir nicht ver-

[1]) s. Einleitung, S. 19.

[2]) Gustav von Rochow, s. Brief 17, S. 109.

Digitized by Google

stattet war, diesen Herbst mit Euch auf Scharffenberg zu verleben, diesen schönen Herbst, den ersten friedlichen, den das befreite Deutschland seit sieben Unheilsjahren sieht. — Es hat nicht sein sollen, und ich beuge Haupt und Knie der heilig unsichtbaren Gewalt, die uns leitet. Lieber Carl, ich hätte Dich in vieler Hinsicht so gar gern gesprochen! — Lass es nun nicht länger als bis zum Frühjare anstehn. Dann begleite ich Dich in Dein schönes Elbethal zurück. Unsre anmuthige Heerführerin Auguste wird schon die Bahnen zu ordnen und zu ebnen wissen.

Gar herzlich freue ich mich, dass deine Muse Dir so viele herrliche Eingebungen bescheert. O mein sehr glücklicher Freund, bleibe ja recht dankbar gegen Gott, wie Du ihm auch würdigermaassen die höchsten Blüthen deiner Gärten weihest. Er bescheere es auch mir, unser Oratorium noch einmal vor meinem Ende zu hören. — Glaube übrigens nicht etwa aus diesen Worten, als schiene mir mein Ende sehr nahe. Vielmehr habe ich noch seit langer Zeit nicht so wahrscheinliche Lebensaussichten gehegt, als eben jetzt. Seit ich meines wackern Arztes Medicin ordentlich brauche, geht es auffallend besser. Doch ich glaube das schon in meinem letzten Brief an Augusten gesagt zu haben. —

Über unsres wackern Retzsch ehrendes Corona-Unternehmen habe ich bereits an Cotta geschrieben, und diesem zugleich mit meiner Überzeugung von seiner eigenen Liberalität Sporen angesetzt, so dass ich zu des Verlegers Ehre hoffe, es soll Alles gut und vollkommen erwünscht ablaufen. Danke nur unserm Moriz recht herzlich in meinem Namen, dass er meine Corona einer solchen Ehre würdigt. Doch freilich, Corona gehört eigentlich nicht mehr mein; sie gehört der Hoheit Marianna. — Eine solche Patronin wünschest Du Deiner Kunst? Lieber Bruder, das wird sehr bald der Fall sein. Ohne allen Zweifel kennt sie Dich schon verdientermaassen, und zum Überfluss will ich ihr noch anzeigen, dass Du so nahe bei Dresden wohnst. Wenn alsdann diese herrliche Blume Eure Elbgärten bestrahlt, säume nur nicht, Dich ihr gleich Anfangs zu zeigen. Alles Übrige bildet sich alsdann zwischen der königlichen Dame und dem ritterlichen Künstler von selbst. — Aber wie verödet wird nun Berlin werden! Wie verödet der Herrin edles Lustschloss Schönhausen! —

Zu unserm Retzsch zurück. Ich habe seine Bedingungen wegen der Almanachszeichnungen nicht allein sogleich an Schrag gemeldet, sondern auch zugleich meine Stimmung auf's kräftigste

Digitized by Google

für eine bejahende Antwort ertheilt, wohin es auch wohl vermuthlich kommt. In diesem Falle soll er unter Deiner Addresse direct an Retzsch schreiben.

Schilt nicht über die Flüchtigkeit und Verworrenheit dieser Zeilen. Bei einer recht lastenden physischen Trägheit, die sich noch als Rest meines Krankseins drückend offenbart, habe ich viel zu thun. Ach Gott, wenn meine Gedanken gleich Buchstaben würden, wie oft und viel würdet Ihr von mir vernehmen!

Linäken grüsst herzlich, der Ritter mit dem Hunde gleichfalls. Gott segne Euch, Ihr lieben, frommen, herrlichen Menschen!

Aus treuer Bruderseele

ganz der Deinige

Fouqué.

Nr. 27.

Apel an Miltitz.

Leipzig, 6. Dezember 1814.

Ich will es gar nicht unternehmen, mein sehr lieber Freund, das unverantwortliche Pausiren in unserm Briefwechsel auf meiner Seite zu verantworten. Es gibt Störungen in den liebsten Mittheilungen, die sich kaum selbst wieder mittheilen lassen, weil sie in einer Region ihren Sitz haben, der man ungern naht. Solche Störungen konnten es auch nur seyn, die mich von Erwiderung Ihres ersten Briefes und selbst von der schnellen Beantwortung Ihres zweiten, mir bei aller Beschämung äusserst willkommen, einige Zeit abhielten. Und solche Störungen geben vielleicht einigen Anspruch auf Vergebung. Lassen Sie mich aber davon abbrechen.

Vor Allen andern dank' ich Ihnen für die Mittheilung Ihres Folko und Isula[1]), wo die Komposition wieder wie in frühern Fouqué'schen Liedern den Geist des Dichters treu spiegelt und wie ein ideales Gewand in neuer Schönheit und Anmuth zeigt. Gleich der erste Satz ist von einer höchst einnehmenden Zartheit, und ganz meisterhaft finde ich neben dem melodischen Gesang die Begleitung des Pianoforte. Die Vereinigung tiefer harmonischer Kunst mit schönem melodischen Gesang gelingt Ihnen wie wenigen. Nirgends wesenlose Form, und eben so wenig trokner Begriff. Wie selten kommt einer durch diese schmale Strasse ohne der

[1]) s. Brief 23, S. 124 und 24, S. 126.

Digitized by Google

Charybdis oder Skylla seinen Zoll abtragen zu müssen. Ich sollte Ihnen allerdings das Heft jetzt zurückschicken, doch wär es mir lieb, wenn Sie mir es noch eine kurze Zeit erlaubten. Mit einem Buchhändler sprech' ich, sobald sie mir bestimmt haben, welches Honorar Sie fordern. Leider sieht es nur jetzt noch misslich um den Buchhandel.

Wie ich, zu meinem grossen Vergnügen gehört habe, so haben Sie jetzt den musikalischen Theil der Theaterdirektion übernommen.[1]) Es ist mir aber nicht allein lieb, des Ganzen wegen, das unter Ihrer Leitung gewinnt, sondern Ihrer selbst wegen. Sie haben durch diese Direktion das Mittel in Ihrer Gewalt, Ihre Theatercompositionen so aufführen zu lassen, wie Sie selbst sie gedacht haben, und dann muss Ihnen die Aufführung selbst mehr als jede Kritik sagen, was Sie eigentlich von der Kritik erwarten. Der Künstler, das gestehn wir Alle ohne Widerrede ein, bleibt gewöhnlich in seiner Produktion noch vom Ideal, das er dachte, entfernt, der Kritiker allerdings auch, gleichwol erhält sich immer der Schein, als stehe der Kritiker dem Ideal näher. Der beste und einzig kompetente Kritiker ist der Verfasser selbst, und ein andrer nur in wiefern er sich auf den Standpunkt des Verfassers stellen und selbst seine Vorliebe empfinden kann. Ich möchte sagen, Sie komponiren Fouqué's Gedichte, wie der rechte Kritiker kritisiren soll. Mit der niedern Kritik, die nur Ausspruch der Routine ist, ist es etwas ganz anders. Sie hat allerdings ihren Werth und würde selbst vom getadelten Künstler geschätzt werden, wenn sie sich rein ausspräche, und nicht Schlüsse machte in der Form: der Reim ist nicht recht, mithin felt es dem Vf. an Genie zum Dichter.

Von Fouqué's Oratorium, welches Sie erwähnen, kenn' ich den Text nicht[2]), ich würd' ihn sehr gern lesen. Ich weis nicht einmal den Gegenstand. Vor einiger Zeit brachte mich der, meiner Meinung nach, ganz verfelte Text des jüngsten Gerichts, den Spohr komponirt hat, auf den Einfall, ein Weltgericht zu machen. Es enthält in drei Abtheilungen die drei Momente Tod, Auferstehung, Gericht, würde aber, wie ich selbst füle, zu viel musikalische Anstrengung fordern, um aufgeführt werden zu können.[3])

---

[1]) Zu seinem Leidwesen wurde M. dieser Herzenswunsch weder damals noch später erfüllt.

[2]) Er ist am Schlusse dieser Briefsammlung, S. 213 f., abgedruckt.

[3]) Es ist von Friedrich Schneider 1819 komponiert und mehrfach aufgeführt worden.

Digitized by Google

Ein Buch über Naturgeschichte soll ich Ihnen nennen? Zur allgemeinen Uibersicht der gesammten Natur kenne ich nichts bessers als Schubert's Ansichten der Nachtseite der Naturwissenschaft[1]), und überhaupt die Schriften dieses Verfassers. Humboldt brauch' ich Ihnen nicht erst zu nennen. Uiber einzelne Gegenstände, z. B. über die Natur der Pflanzen finden Sie viel interessantes in Schelvers[2]) Schriften, z. B. dessen Kritik der Lehre vom Geschlecht der Pflanzen. Sollten Sie auch nicht überall ihm beistimmen, so sind doch seine Ansichten originell und wecken manchen Gedanken durch geniale Berührung. Cuvier's Schriften über vergleichende Anatomie sind Ihnen wahrscheinlich bekannt und zu speciell. Im mehr genannten als gelesenen Buffon finden sich auch treffliche Sachen, so auch im Bonnet, der gar nicht das ist, was sein Name aussagt, nur muss dieser Franzos ins Deutsche übersetzt werden, wenn sein schönes Automat Leben bekommen soll. Es gilt von ihm der Lessingsche Ausspruch umgekehrt: der fleissig beobachtende Franzos hat die Kollektaneen gemacht, die deutsche Philosophie redigiren sollte.

Freund Fouqué hat Ihnen von mein. flüchtigen Erwähnung Ihrer treflichen Kompositionen zu viel Neugier erregt. Mündlich erwähn ich sie zwar oft und sehr gern, wie alles, was mir recht im Herzen lieb geworden ist, öffentl. aber ist dieses wahrscheinl. im Vorbeigehn bei Gelegenheit einiger Worte geschehn, mit denen ich auf F. Verlangen die Kupfer zu seinem Zauberring im Taschenbuch für Frauen begleitete.[3]) Indem der Zeichner F.'s Ideen im Bild wiedergegeben hat, konnt' ich nicht unerwähnt lassen, wie tief Sie F.'s Geist in Ihren Tönen gefasst und wiedergegeben haben. Es soll mich sehr freuen, wenn diese Notiz den Lesern nicht verloren geht. Lesen Sie vielleicht nun selbst jene Kupfererklärung, so nehmen Sie es nicht so streng damit. Fouqué'n nachzuerzälen ist eine Klippe, die wol niemand ohne zu scheitern, vorüberseegelt.

Was ich jetzt geschrieben habe? Ach Gott — seufzend muss ich sagen: Nichts. Ich bin einmal so organisirt, dass ich nicht

---

[1]) Gotthilf Heinrich von Schubert (1780—1860), „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft", Dresden 1808.

[2]) Franz Joseph Schelver (1778—1832), Mediziner und Botaniker. Das genannte Werk erschien zu Heidelberg 1812.

[3]) Die hier erwähnten Kupfer zum „Zauberring" sind wohl dieselben, die in Brief 3, S. 65 und 11, S. 90 gemeint und im Schragschen Frauentaschenbuch für das Jahr 1815 erschienen sind.

Digitized by Google

schreiben kann, wenn ich nicht mit freiem heitern Gemüth dem Genius begegnen kann. Ich halt es fast vor Sünde, ihn magischerweise zu citiren, was dann wol Produkte gibt, aber keine freien lebendigen, sondern todte wie in Volkssagen von Zauberern Leichname bewegt werden. Was von meinen frühern Sachen Sie genannt verlangen, ist Gespensterbuch, 4 Bde., Cicaden 3 Bde. und ein Schauspiel Kunz von Kauffung. Zu Ostern, wenn der Himmel es begünstigt, soll ein Wunderbuch kommen als Fortsetzung des Gespensterbuches.

Nochmals, lieber theurer Freund, vergeben Sie mir mein Schweigen, aber vergelten Sie mir es nicht, und lassen Sie mich so viel von Ihren Kompositionen sehn, als Sie auf einige Zeit entbehren können, und von den Kritikern denken Sie nur wie Horatius spricht: malignum spernere vulgus.

Von ganzer Seele

Ihr

August Apel.

Nr. 28.

Am 17. Januar 1815.

Gott seegne Dich und Deine holde Auguste, mein theurer Carl, und lasse Euch die schöne Hoffnung, die Euch aufblüht, in die heiterste Erfüllung gehn. Ich bin tief gerührt von dem fröhlichen Ernst dieser Botschaft, und denke Eurer viel und innig in meinem Gebet. Der Herr wird uns ja gnädig ansehen, und es uns so bereiten, dass wir in unendlich erhöheter Freude auf Burg Scharffenberg zusammentreffen und das Lächeln des kleinen Junkherrn oder Fräuleins, bald nachdem es Vater und Mutter und das blühende Elbthal begrüsst hat, auch mir und meiner kleinen Marie entgegenstrahlt.[1])

Seltsam, dass ich in meinem vorigen Briefe Augusten bat, mir vermöge ihres Generalquartiermeisteramtes den 23. Mai als bestimmten Tag meiner Abreise in Ehren zu halten. Und nun thut sie doch — wenn gleich vermöge eines viel andern Amtes — Einspruch dagegen, denn auf diese Weise käme ich früher bei Euch an, als es der Gesundheit der Wöchnerin taugen möchte. Dennoch bestehe ich auf meinem Kopf und reise den 23. ab, nur statt über Wittenberg u. s. w. für diesmal über Dessau, Halle und Leipzig; in Halle hoffe ich meiner ehrwürdigen Mutterschwester, einer Frau

[1]) Über die Erfüllung der hier angedeuteten Hoffnung s. Brief 34.

Digitized by Google

von Madai[1]), mein Kind vorzustellen, und einige ernste, manch stiller Rührung, aber auch manch heitern Freude geweiheten Tage dort zu verleben. Viele Erinnerungen meiner Kindheit werden mir dort entgegen wehen, ach und viele Erinnerungen meiner Jünglingszeit, aber nicht so schuldlose, als jene! Denn mein Vetter und ehemaliger Spielgefährt hat meine geschiedene Frau[2]), gegen die ich vieles Unrecht auf der Seele trage, geheirathet. Doch sah ich sie schon bei meiner Rückkehr von der Armee. Sie war englisch gut und hatte ihren Geist sehr vortheilhaft ausgebildet, wenn gleich von ihrer äusseren Schönheit nicht mehr die Rede sein konnte. Es trat ein mildes, geschwisterliches Verhältniss unter uns ein, und ich weiss, auch ihr erfülle ich einen sehr lieben Wunsch, wenn ich ihr meine kleine Marie vorstelle. — In Leipzig warte ich nachher bei Apel ab, wann es Augusten und Dir genehm dünkt, mich und mein Kindlein zu berufen. Du solltest nur hören, mit welcher Sehnsucht das liebe Mietiken von Euch spricht, und ganz absonderlich von Augusten, — oder vielmehr Augustchen, wie sie fast nie zu sagen verfehlt, — deren neuestes gütiges Geschenk ihr wieder unaussprechliche Freude gemacht hat. Schon deswegen muss ich sie Augusten bringen, um ihr zu zeigen, wie so gar niedlich das liebe Kind sich freut. —

Deine Lieder haben mich wieder recht erquickt. Zuvörderst natürlich verstand ich „Waldeinsamkeit“[3]), dann aber kam meine musikalische Unbehilflichkeit auch den übrigen Melodien bei, und ich weiss nun keinen Liebling darunter auszuzeichnen, so lieb sind sie mir alle. Was mir aber am mehrsten im Sinne liegt und mir diesen schon einmal recht fromm und klar entwölkt hat, ist: „Herr Gott, Dein Wille soll ergehn.“[4]) — Habe Dank, Du treuer, hochbegabter Künstler.

Wohl wäre es schön, der hohen Herrin Marianne das Oratorium zuzueignen, aber wer weiss, wie lange es damit noch währt! Und „Folko und Isula“[5]) ist nun schon einmal in voller Frische aufgeblüht. Ich dächte, Du schriebest ihr gleich deshalb. Am 23.

---

[1]) Einer Tochter des Dessauschen Hofmarschalls von Schlegell.

[2]) s. Einleitung, S. 9.

[3]) Die Komposition Miltitzens kann ich nicht nachweisen.

[4]) Dieses Gedicht Fouqués ist in der Ausgabe seiner Gedichte von 1817 betitelt: „Nach der Schlacht von Dresden. Auf dem Rückzuge nach Böhmen.“ Die Komposition in Miltitzens handschriftlichem Liederbuche.

[5]) s. Brief 25, S. 130.

Digitized by Google

gehe ich auf 14 Tage nach Berlin. Vielleicht käme dann der Brief noch während meiner Anwesenheit. — Vielleicht erfahre ich zu der Zeit auch Näheres darüber, ob und wann die Herrin nach Dresden geht. Auf allen Fall nehme ich Gelegenheit von meiner Frühlingsreise, — dergleichen sie mir schon vorlängst angerathen, ja halb und halb ausdrücklich geboten hat, — mit ihr über Dich zu reden.

Herzliche Grüsse an Retzsch. Er soll sich nur auf meine Verantwortung die Gegenstände aus den Erzählungen selbst wählen. Aber recht innig bitte ich ihn, die Arbeit möglichst zu beschleunigen und mir auch recht bald Antwort auf Alles, was ich ihm durch Augusten sagen liess, zu senden.[1]) —

Ihr herzenslieben, gütig besorgten Freunde, ich brauche meine Arzeneien recht gewissenhaft, und es geht im Ganzen sehr gut mit mir.

Lass mich nur recht bald den weitern Erfolg Deiner romantischen Operette[2]) hören. Ich bin sehr gespannt darauf. — Vor einiger Zeit schrieb mir Apel über unser Oratorium:

„Ich freue mich sehr darauf, denn Miltitz, wie ich Ihnen oft sagte, ist einer von denen, die den Lichtstrahl des Dichters in Tönen zu reflectiren verstehn."

Die Arbeit an meiner provenzalischen Sage[3]) geht mir rasch und glühend von Statten. Ich hoffe, Euch das Ganze mitzubringen; wenigstens in der Handschrift. Nehmt einstweilen mit der beikommenden literarischen Neuigkeit von mir fürlieb. Auguste wird hoffentlich wieder an Contessa[4]) Freude finden.

Nun Gott seegne Euch Alle in diesem Jahre, Dich und Augusten und Luisen und unsern Retzsch, und bescheere mir es, dass Ihr mich Alle lieb behaltet.

Aus ganzer Seele unveränderlich

der Deinige,

Fouqué.

---

[1]) Gemeint sind die Zeichnungen für den Schragschen Almanach = Frauentaschenbuch, s. Brief 26, S. 132 und 25, S. 130.

[2]) Wahrscheinlich ist das romantische Singspiel „Wie man Lieben soll" gemeint, s. Brief 38, S. 161.

[3]) Sängerliebe. Eine provenzalische Sage in drei Büchern. Von Fouqué. Stuttgart und Tübingen, Cottasche Buchhandlung 1816, 322 S. 8.

[4]) Karl Wilhelm Salice-Contessa (1777—1825), Freund Houwalds, beliebter Erzähler, in Hoffmanns „Serapionsbrüdern" als Sylvester geschildert.

Digitized by Google

Das Musenheft[1]), welches ich Dir mitsenden wollte, ist — wie ich so eben sehe — total defekt und verbunden. Ich lasse es also bis auf's nächstemal. Hierbei das Verzeichniss von J. Böhme's Schriften. Suche sie Dir ja bald zu verschaffen. Gott, was wäre ich wohl ohne diesen erleuchteten Mann![2]) — Flemming[3]) hat, so viel ich weiss, blos eine Sammlung von Gedichten hinterlassen.

Verzeichniss der Schriften von Jokob Böhme.

1. Aurora, oder Morgenröthe im Aufgang.
2. De tribus Principibus oder von denen dreien Prinzipien.
3. Vom dreifachen Leben des Menschen.

(diese beiden Werke enthalten ohne Zweifel die gründlichste Darstellung des ganzen Systems, doch wäre mein Rath, nicht gleich mit dieser strengen Kost anzufangen, sondern die weiter unten mit einem bezeichneten Büchlein vorher zu lesen. Aurora, obgleich das erstgeschriebne von Böhms sämtlichen Werken und am reichsten mit blühenden Bildern ausgestattet, möchte dennoch wegen seiner mystischen Dunkelheit erst ganz am Schlusse zu lesen sein).

4. Fragen über die Seele.
5. Von der Menschwerdung Jesu Christi.
6. Sechs theosophische Punkte.
7. Sechs mystische Punkte.
8. Vom himmlischen und irdischen Mysterio.
9. Trostschrift über die vier Complexionen.
10. Zwei Büchlein von der Busse.
11. Von wahrer Gelassenheit.
12. Vom übersinnlichen Leben.
13. Von der Wiedergeburt.
14. Von göttlicher Beschaulichkeit.
15. Apologie gegen Baltsasar Tilke.
16. Antiftifelius.
17. Apologie gegen Gregor Richter.

(Ganz vorzüglich brauchbar, um die Persönlichkeit J. Böhms kennen zu lernen).

18. Von den letzten Zeiten. An Paul Kaym.
19. Signatura Rerum.
20. Von der Gnaden-Wahl.
21. Von Christi Testamenten.
22. Mysterium Magnum.

(Ein treffliches Werk für das Verständniss des alten Testaments, aber erst zu lesen, wenn man sich völlig in das System eingeweihet fühlt).

23. Gespräch einer erleucht- und neuerleuchteten Seele.
24. Gebet Büchlein.

---

[1]) s. Brief 1, S. 60.

[2]) s. Brief 2, S. 63.

[3]) Wohl der bekannte sächsische Dichter Paul Fleming (1609—1640).

Digitized by Google

25. Theosophische Fragen.
26. Tabulae Principiorum.
27. Clavis.
28. Sendbriefe.

Alle diese Werke, zusammt dem Lebenslauf des Verfassers, enthält die 1730 unter dem Titel: „Theosophia revelata, d. i. alle göttliche Schriften Jakob Böhme's u. s. w." in fünf Bänden erschienene Sammlung — ich glaube zu Amsterdam edirt — in ganz vorzüglicher Correctheit. Sie sind aber auch einzeln gedruckt.

Nr. 28b.

Caroline Fouqué an Miltitz.

Alles Glück, alle Freude des Lebens über Sie, mein guter selten begünstigter Freund! Tage werden Ihnen aufgehn, von denen Sie und Auguste bis jetzt noch nichts wussten. Niemals altert Ihr nun, Ihr wiedergebohrenen Menschen, alle Träume, alle Hoffnungen, alle Kämpfe der vollen schönen Jugend blühen Euch wieder auf. Glaubt es nur, es giebt auch eine Unsterblichkeit auf Erden! Fromme Eltern haben fromme Kinder. Ich kann nur Freude für Sie sehen, und so mit denn meinen innigsten, meinen ungetheilten Glückwunsch für Euch beide.

Caroline.

Nr. 29.

Am 25. Februar 1815.

Heute, lieber Bruder, komme ich mit einer Bitte. Lies den inliegenden Brief von Schrag und besprich Dich dann mit unserm Retzsch. Wenn dieser die Zeichnungen nicht zeitig genug liefern kann, so soll er mir die Mspte[1]) doch ja umgehend zurücksenden, damit ich einen Versuch in Berlin mache. Beinahe plagt mich Schrag zu Tode mit diesem Geschäfft, und ich weiss mich nicht mehr zu lassen. Dabei bin ich unmaassen überhäuft mit Arbeiten. In Scharffenberg, bei Euch, Ihr lieben, sinnvollen Menschen, inmitten Eurer blühenden Höhen und schattigen Thäler und am Ufer Eures majestätischen Elbstromes hoffe ich einer desto erquickenderen Musse zu geniessen. Ich habe Gestern einmal wieder Mariechen zur Abwechslung den ganzen Reiseentwurf vorrechnen müssen. Gott gebe seinen Seegen dazu, und vor Allem seegne er Deine und Augustens Hoffnung.

[1]) Die Manuskripte der für das Frauentaschenbuch bestimmten Erzählungen, aus denen Retzsch die Stoffe zu seinen Bildern entnehmen sollte.

Digitized by Google

Empfiehl mich und Mietiken der holden Frau und der guten Luise. Nächstens schicke ich Augusten den nun endlich gedruckten Thiodolf.

Aus brüderlichem Herzen

ganz der Deinige

Fouqué.

Nr. 30.

Am 2. März 1815.

In grosser Freude über die nun eingegangnen Zeichnungen von Retzsch bittet mich Schrag, die übrigen — nach meiner Dir schon früher mitgeteilten Anordnung: drei — auch unserm wackern Freunde zu überlassen. Er soll also ja die Mspte behalten, so lange er sie braucht, — wenn er meine Dichtung[1]) etwa Anfang April an Schrag sendet, ist es Zeit genug, — und sich, mir zu Liebe, fleissig an die Arbeit halten.

Du siehst, ich mache wenig Umstände mit meinen Aufträgen an Dich, lieber Bruder, aber das kommt eben davon her, dass wir so gar innig verbrüdert sind.

Augustens Thiodolf lasse ich erst binden; auch fehlt mir noch zu dem ihr bestimmten Velin-Exemplare der zweite Theil. Es soll, im Vertrauen gesagt, ein nachgeholtes Geburtstagsgeschenk werden.[2])

Empfiehl mich und Mietiken der holden Frau und Luisen. Mein liebes Kind träumt und wacht bereits in Scharffenberg.

Nächstens schreibe ich Dir einmal einen wirklichen Brief.

Unveränderlich mit brüderlichster Innigkeit

ganz der Deinige,

Fouqué.

Nr. 31.

Apel an Miltitz.

Leipzig, 5. April 1815.

Sie sind ein Muster von Güte und Nachsicht, mein theuerster Freund, und ich weis nicht, wie ich mein Schweigen rechtfertigen

[1]) Gemeint ist wohl: Die Zaubrer und der Ritter. Einige Szenen von Fouqué, die im Frauentaschenbuch für das Jahr 1816 erschienen. Eine Besprechung dieser Dichtung und der dazu gehörigen Kupfer von Retzsch in Apels Brief Nr. 40.

[2]) Dieses Exemplar findet sich in der Bibliothek des Schlosses Siebeneichen.

Digitized by Google

soll. Die ersten Wochen fallen indessen dem unschuldigen Retsch zur Last, dessen Besuch Sie mir ankündigten, den ich zuerst abwarten wollte, der aber nicht kam, so sehr ich mich auch auf ihn gefreut hatte.

Ich liebe die bildende Kunst wie gewiss jeder, der für Poesie empfänglich ist, auch die Erscheinung des poetischen Geistes in Gestalt und Farbe lieben wird. Dass zwischen uns in unserm Briefwechsel davon die Rede noch nicht war, veranlasste bisher wol einzig der Zufall. Indessen ist es wol wahr, dass ich nicht mit jedem gern über bildende Kunst, vorzüglich über Malerei spreche. — Die gewöhnlichen Connaisseurs (ich liebe fremde Worte um besonders die affektirende Abart zu bezeichnen), deren sich in Beziehung auf Malerei mehr finden, als in Beziehung auf andere Künste, haben mir oft das Sprechen darüber verleidet. Die meiten Menschen können mit dem Geistesauge so wenig als mit dem leiblichen einen glänzenden Punkt an seinem bestimmten Orte sehen, und die Kunstidee wirbelt ihnen wie ein heller Stern mehr um ihren wahren Ort herum, als dass sie sich darin von ihnen erblicken und betrachten lies. Bei Werken der bildenden Kunst ist dieses um so mehr der Fall, weil der Künstler in diesen Werken seine Ideen nicht nur darstellt, sondern zugleich ausstellt. Er ist, wenn Sie mein Gleichnis gelten lassen wollen, zugleich Komponist und Virtuos. Diese Einigung beider verschiedenen Personalitäten ist der bildenden (Kunst) wesentlich und daher der Antheil eines jeden nicht so leicht vom Beschauer zu unterscheiden, als in Werken der Dichtkunst u. Musik. So hab ich von einem Gemäld oft mit Entzücken sprechen hören, das bloss von Seiten der Virtuosität Aufmerksamkeit verdiente, oft hab' ich auch Gemälde schelten hören, weil höher stehen wollende Beurtheiler sich eben so fälschlich einbildeten, eine hohe Virtuosität sei nothwendig ängstliche Mühseligkeit. Uiberall mit sehr seltenen Ausnahmen fand ich Einseitigkeiten und Vorurtheile als Grund der Kritiken und am widerlichsten waren mir immer die Reden solcher Kritiker, die sich nie mit eigner Ausübung beschäftigt hatten und nun durch Protektion des Technischen diesen Mangel zu verbergen suchen. — Kurz, theurer Freund, überall ist das Volk der Kritiker nichts nutz. Mit Ihnen sowie mit genialen Menschen überhaupt spricht sich freilich mit Freuden über Bild, wie über Gedicht und Tonstück, und ich wollte, wir lebten so nahe zusammen, um vor Bildern und vor dem Instrument oder mit dem Papier in der Hand über die Kunst

Digitized by Google

zu reden und zu fantasiren. Die Schrift hindert die Rede, die sogar dem Wort manchmal zu reich und flüchtig und zart ist.

Mit Ihrer Frage, die Sie Selbst kaptiös nennen, ist es auch Ihr Ernst nicht. Abfertigende Höflichkeit wollten Sie in meinem Briefe gefunden haben? und das, weil ich nicht tadle, sondern nur genannt habe, was mir lobenswert vorkam? Dann hätten wir uns wenig verstanden. Zuerst: von Dilettantismus kann bei Ihnen nicht die Rede mehr seyn. Wem es Ernst um eine Sache ist, wer sie in ihrer Wurzel oder Idee zu fassen und durch alle ihre Erscheinungen zu verfolgen strebt, ist kein Dilettant zu nennen, wenn das Wort überhaupt Sinn haben und nicht leerer Schall solcher Leute seyn soll, die alles über die Achsel ansehn, was nicht vom metier ist. Ich denke Ihnen schon geschrieben zu haben, dass man, meinem Gefül nach, etwas vorsichtig im Tadel einer Kunstproduktion seyn sollte. Naturforscher fordern mit Recht, dass Versuche, um gleiche Resultate zu geben, auch unter gleicher Temperatur angestellt werden. Nun bringen Sie einmal das Thermometer von dem Geist des Dichters in den Kreis des Urtheilers. Fällt es gegen den Eispunkt, kann das Urtheil passend seyn? Nur vom Geist wird der Geist vernommen und gerichtet, und kann irgend jemand von Natur fordern nur von seinen peers gerichtet zu werden, so ist es der Künstler. Aber selbst dann steht noch der Kritiker nicht nothwendig schon auf dem rechten Standpunkt und ihn täuscht wol eine Parallaxe, die für den Stand des Dichters und Künstlers nicht vorhanden war. Statt zu tadeln bemüh ich mich lieber diesen Stand des Künstlers zu finden, und von da aus mich an seinem Werk zu erfreuen. Man muss den Kunstwerken nicht ohne Andacht nahen, sobald man nur überhaupt in ihnen die Theofanie einer Idee erst erkannt hat; der Teufelsadvokat gehört zu jeder Kanonisation, er mag auch seine Ehre haben, aber ich mag seine Rolle nicht, es sei denn zuweilen in Momenten, wo einen wol einmal der Haber des Humors sticht. — Nun finden Sie mir aber hierin nicht wieder einen Aus- und Umweg. Ihr Folko und Isula ist mir sehr lieb, Sie haben das Gedicht gefült, gedacht und ergänzt. Wer früher als er Ihre Composition sieht, das Gedicht in Hinsicht auf mögliche musikalische Behandlung lieset, wird die Schwierigkeit fülen und sich dann wundern und freuen, wie glücklich Sie die schwere Aufgabe löseten. Ich will als Beweis nur die Behandlung des Briefes nennen. Die Relation, das Merkantilische betre., soll am Ende folgen. Ich wollte ich

Digitized by Google

wär bei Ihnen, liebster Freund, und könnte Ihnen recht an das Herz legen, was ich so sehr wünsche: Lassen Sie sich von den Kritikern, deren Sie einen nennen, nicht beunruhigen, das beste Mittel was Bürger, Asmus, und Viel andre oft in Humoristen-Zorn gegen dieses Volk genannt haben, ist seinen Weg ruhig fortzugehn. Es ist nicht bei allen böser Wille, in den meisten Fällen, z. B. bei den von Ihnen genannten, ist es Bornirtheit, oft sogar gutmüthige, versetzt mit der unseligen Protektionssucht, an der so viel Menschen kranken. Fahren Sie fort tüchtige Werke hinzustellen, die Feinde kommen und beten an, wenn sie nur erst sehen, dass Andre drauf merken. Es ist ein unseliges Volk, Publikum wie Kritiker. Man muss Sich zu Dank arbeiten und Sich zu Dank leben, dann macht man es sicher den Besten recht, die Andern . . .

malignum spernere vulgus

setzt Horatius unter seine höchsten Glücksgüter, und ich denke mir eine etwas starke Uibersetzung dabei, die hier keinen Platz finden soll.

Schicken Sie mir doch Fouqué's Oratorium. Er erwähnt es auch, wie Sie wissen, nebst dem Componisten in seiner äusserst genialen Corona. Mein Oratorium will ich Ihnen einmal schicken, jetzt fehlt mir die Zeit es abzuschreiben, und das muss ich selbst thun. Es heisst das Weltgericht und theilt sich in drei Theile, Tod, Auferstehung und Gericht. Solche umfassende Gegenstände überschreiten leicht das Gebiet der Musik. So fürcht' ich ist es mir auch gegangen. Man hat hier nicht gut im Einzelnen arbeiten, so werden dann der grossen Massen, die sich in einander bewegen sollen, leicht zu viel. Als Beweis schreib' ich Ihnen das Finale des ersten Theils bei. Ich muss nun noch von dem Merkantilischen in Ansehung des Fulko und Isula sprechen. Ich weiss nicht, liegt es an meinem Ungeschick, oder an meinem Unglück, dass ich mit Buchhändlergeschäften gerade da am wenigsten etwas bewirken kann, wo ich es am meisten wünschte, nämlich für meine Freunde. Die Hauptschuld trägt aber wol der gegenwärtige politische Moment, der die Buchhändler unwirsch und eisern macht. Fouqué's Carl d. G. und seine Pilgerfahrt[1]) liegen noch bei mir, Niemand traut sich etwas zu wagen. So ist mir's denn auch mit

[1]) Karls des Grossen Geburt und Jugendjahre, ein Ritterlied von Fouqué. Nürnberg, Schrag, 1816. 186 S. 8. — Die Pilgerfahrt, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Fouqué. Nürnberg, Schrag, 1816. 208 S. 8.

Digitized by Google

Ihrem Fulko und Isula gegangen. Es kommt dazu, dass ich es nie über mich gewinnen kann, einem Verleger so ganz ohne Weiteres ein Werk von Einem, den ich liebe und achte anzubieten, weil mich ein mögliches Ablehnen, wäre es auch aus den besten Gründen, immer etwas verletzt. Nun ist in Leipzig ausser Härtel jetzt kein solider Verleger. Kuhn — der Freimüthige — hat sich wieder nach Berlin gewendet, und was seine Zalungen betrifft — nun wenn er dermaleins für seine Sünden so schlecht bezalt wird, als er hier zalt, so kann er zufrieden seyn. Ich will nun diese Messe noch einige Versuche machen und darum schicke ich Ihnen das Heft noch nicht zurück.

Der Text Ihrer Operette ist allerliebst, und ohne Zweifel wird sie in ihrer Einfachheit, die dennoch mit Allem geschmückt ist, was man in dieser Gattung gern sieht, gefallen. Mit Sekonda[1]) steh ich nur in gar keiner Verbindung, so konnte ich denn auch nichts mit ihm unterhandeln, was wol ohnehin für Leipzig zu spät gewesen wäre. Das natürlichste Verhältnis zwischen Dichter, Komponist und Unternehmer wär doch wol von einer bestimmten Anzal der Vorstellungen entweder eine Benefizvorstellung oder eine Quote im Durchschnitt, so entschied der Beifall des Publikum über das zeitliche, und der innre Werth beruhte immer noch auf sich selbst unabhängig von der Menge welche dem Unternehmer Alles gilt, dem Künstler nur bedingterweise Etwas. — Wie ist denn Ihr jetziges Verhältnis zu der Dresdner Oper? Sind Sie nicht Intendant davon wie Winkler vom deutschen Theater?

Ich habe Ihnen nun viel, und fast zu viel geschrieben und muss nun schliessen, wiewol ich Ihnen gern noch ein Wort über und wider Ihre Griechenscheu sagte. Nicht als wollte ich Sie zur Griechheit bekehren oder der nun ziemlich vorübergegangenen Griechenwuth das Wort reden. Aber ich meine, die Griechen haben viel Schönes geliefert, und ich möchte ein schönes Mädchen darum nicht fliehen oder scheuen, wenn sich auch 100 unschöne nach ihrem Vorbild verputzt, und 1000 Stutzer um sie die Köpfe verloren hätten. Das ehrenwerthe deutsche Alterthum richtet jetzt nicht weniger Unheil an, als vor einem Jahrzehend das griechische. Ein jeder Evangelist hat nun einmal sein Evangelistenreich, ein Regenbogen seinen schwachen Widerschein, der Ritter einen Sancho

[1]) Joseph Seconda, bekannter Theaterdirektor, bei dem auch E. T. A. Hoffmann eine Zeitlang Musikdirektor war, s. Hempelsche Ausgabe der Werke Hoffmanns XV, 573 f.

Digitized by Google

Pansa, der Pfarrer einen Küster pp. bei sich und das dreht sich, bis am Ende der Sancho zum Klugen, der Ritter zum Narren, der Hanswurst zum Witzkopf, der Principal Doktor zum Pinsel, nur alles unter entgegengesetzter Maske geworden ist, dann geht der Cyclus (ich könnte eben so gut Kreis sagen, denn die Sache hat ihre ernste Seite) von vorn an.

Nun aber Gott befolen. Von ganzem Herzen

Ihr

A. Apel.

Nr. 32.

Am 20. April 1815.

Lass Dich's nicht irren in Deinen geistigen Schöpfungen, mein wackrer Genoss in Kunst und Waffen, dass der Tiger abermals los ist. Sein furchtbarer verpesteter Franzenpferch ist gut genug zum Austoben für ihn, und unsre Feldherrn und Kriegsleute werden ihm schon Riegel vorschieben, dass er nicht herausbricht, ja ich zweifle nicht, sie werden die Riegel in kurzem so enge zusammenpressen, dass er dazwischen erstickt. Sollte er aber dennoch vorbrechen, so treten wir Alle auf, Hausväter, Halbkranke, und was sonst noch nicht in's Feld gerückt ist, und Du fühlst es in Dir, mein braver Miltitz, unser Deutschland ist unbezwinglich. — Dass Alles sehr gut ist, weil es Gott zugelassen hat, brauche ich übrigens Dir nicht erst zu sagen, aber das lass mich hinzufügen, dass ich es diesmal sogar mit blöden menschlichen Maulwurfsaugen zu sehen glaube, warum es ganz ausnehmend gut ist. Was geht über Deutsche Eintracht![1]) — Mündlich mehr davon.

Mein Brief an Augusten wird Dir sagen, wie es mit meiner Persönlichkeit aussieht, und meinem Frühlingskränkeln hältst Du wohl die Kürze und Flüchtigkeit dieser Zeilen zu gut.

Deine Oper hat mich recht herzlich ergötzt, und Du hattest gar nicht nöthig, die Mangelhaftigkeit der Verse so gar sehr zu bevorworten. Es finden sich wirklich nur selten Mängel, und wo

[1]) Dieser Erguß ist geschrieben auf die Kunde, daß Napoleon, in Frankreich gelandet, am 20. März in Paris eingezogen war, und daß infolgedessen die am Wiener Kongreß beteiligten Mächte beschlossen hatten, den Krieg gegen ihn zu erneuern. Fouqué hoffte, die erneute Bedrohung der kaum errungenen Freiheit werde die störende Zwietracht unter den deutschen Staaten, namentlich den Streit über Sachsens Schicksal, beilegen helfen.

Digitized by Google

es dergleichen giebt, liessen sie sich leicht — und, wie ich überzeugt bin, ohne Nachtheil der Componierbarkeit — wegschaffen. Warum theiltest Du mir zu diesem Behuf Dein Mspt nicht früher mit? — Jetzt habe ich es bereits an Brühl abgehn lassen.

Ueber Apels Schweigsamkeit beklage Dich nicht, denn er macht es vermutlich Keinem besser, mir wenigstens sicherlich nicht, und so kannst Du Deinen Satz umkehren und behaupten, er schreibe an Niemanden lieber, als an Dich.

Schrag wird vielleicht in diesen Tagen die Frauentaschenbuchs Mspte von Retzsch zum Druck abfordern, und ich bitte, dass er sie ihm verabfolgen lässt. Ach freilich ist der ehrliche Schrag nicht genial, aber doch wirklich ehrlich, und das ist immer gut. Von Beiden habe ich dieser Tage Beweise empfangen, die ich, ihrer beiwohnenden Spasshaftigkeit halber, für die mündliche Mittheilung aufhebe, wie so sehr, sehr Vieles des Ernsten und Lustigen. Ihr lieben, herrlichen Menschen, wie freue ich mich auf Euch! Gott seegne die Hoffnung, die er Euch sandte! —

Mit innigster Brüderlichkeit

ganz der Deinige,

Fouqué.

Die Cotta'sche Anzeige von Retzschens Faust[1]) ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; doch will ich mich darnach erkundigen. Wie steht es denn mit den Coronazeichnungen? Dies Werk hat mir den herrlichsten Kranz geflochten, denn die Hoheit Marianne sagte vorigen Winter zu mir: „Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, wie viel Sie mir in der Corona gegeben haben.“ — Ich wollte Dir noch etwas schreiben, aber wie kann ich von andern Dingen reden nach diesen Worten!

Nr. 33.

Am 15. Mai 1815.

Schilt nicht, mein guter, herzenslieber Carl, schilt nicht, denn mein eignes Herz ist mir schon sehr weh, — aber ich kann, ich darf nicht kommen. Mein Bruder, lass uns einander als Deutsche

[1]) Den ersten Versuch, Goethes Faust in Zeichnungen nachzudichten, machte meines Wissens Peter Cornelius noch in seiner Frankfurter Zeit mit seinen 12 Zeichnungen zu Faust, die Ruscheweyh in Kupfer stach. Retzschens Umrißzeichnungen zum Faust waren nach dieser Briefstelle schon im Frühjahr 1815 entworfen, sie sind zuerst 1816 in Stuttgart erschienen.

Digitized by Google

Männer wahr und ohne Umschweif heraus sagen, was nun einmal so und nicht anders ist. Die Spannung ist zwischen Deinen und meinen Landsleuten in diesem Augenblicke so hoch gediehen, dass ein Preusse voll regen Gefühles und begeisterter Anhänglichkeit für seinen König und sein Volk nicht recht thut, durch Sachsen wochenlang hin und her zu reisen, um Andre und sich selbst immer erneut zu verletzen. Ja, wenn ich über alle andre Häupter wegfliegen könnte, zu Dir und Augusten, und nur unterwegens bei Apel einkehren, — wir wollten schon einig werden über beiderseitiges Recht und Unrecht, oder vielmehr wir sind es sicherlich bereits. Aber was dazwichen liegt! Du kennst wohl meine angeborne Heftigkeit oder hast sie doch mindestens geahnet; jetzt ist sie durch Ungesundheit des Leibes und durch Kummer von mancherlei Art zur kränkelnden Reizbarkeit ausgeartet. Ach, Carl, ich fühle nur zu sehr, wie die Abmahnenden aus der Fülle der Wahrheit sprechen, — ich muss ihnen folgen, aber mein Herz ist mir sehr weh. Wie unendlich viel hätte ich grade jetzt Dir zu sagen, was sich gar nicht schreiben lässt! — Wie hatte ich mich so sehr auf Euch gefreut, wie Alles zurechtgelegt, was ich Euch mittheilen wollte an Dichtungen und Briefen! — Still. Ich fühle meine Thränen quellen. —[1])

Ach kannst Du denn nicht im Julius zu mir kommen mit Augusten? Ein Sachse kann viel ehr nach Preussen reisen, als ein Preusse nach Sachsen. Glaube mir das auf mein ritterliches Ehrenwort.

Mein kleines Mariechen grüsst Euch so schön — lass mich abbrechen. Und dass grade dieser Grund es sein muss, der unserm Wiedersehn entgegen steht! Ich möchte vergehn. Du fühlst mir meine Zerrissenheit an. Ich kann nicht weiter schreiben. —

Um Mariechen einigermaassen zu entschädigen, um auch mein vielfach getroffenes Gemüth wo möglich zu stärken und zu beruhigen, gehe ich mit ihr auf einige Zeit nach Hamburg zum trefflichen Perthes[2]), wohl auch nach Windeberg in Schleswig zum

---

[1]) Dieser Brief, geschrieben in den Tagen, wo die längst beschlossene Teilung Sachsens durch den am 18. Mai 1815 zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Frieden, zur Tatsache wurde, ist ein klassisches Zeugnis dafür, wie auch königstreue Preußen das Schicksal ihrer sächsischen Freunde und Waffenbrüder beklagten. Auch der Besuch, den Fouqué damals seinem Freunde Apel abstatten wollte (Briefe an Fouqué, S. 18 f.), unterblieb.

[2]) s. Brief 12, S. 94.

Digitized by Google

ehrwürdigen Christian Stollberg. Ach wenn ich auch Friedrich Stollberg sehn könnte, aber der wohnt vermuthlich zu weit![1]) — Sende nur Deine Briefe immer hierher. Sie kommen mir sicher und schnell nach.

Mit welchen Herzklopfen sehe ich dem nächsten entgegen! Gottes Seegen über Euch, Ihr lieben, lieben Menschen.

Aus voller, sehnender Seele

ganz der Eurige,

Fouqué.

Nr. 34.

Am 21. Mai 1815.

Gottes Seegen über Dich und Auguste und Euer liebliches Kind![2]) O Du lieber Bruder, wie habe ich mich gefreut über Dein Glück! Jetzt darf ich es wohl sagen, mir war recht innerlich bange vor der entscheidenden Stunde. Nun ist der liebe Herr wieder so gar gnädig gewesen. Und wie sich mein Mariechen freut! Sage mir doch nur sehr bald, mit welchem der drei schönen Namen der neugeborene Engel genannt wird. Mir ist, als sähe ich dem süssen Kinde in die schönen blauen Augen hinein. Die hat es wohl ganz vom Mütterchen geerbt? — Nun sollen auch recht bald Wiegenlieder kommen. Dass ich selbst nicht komme, — lass mich Heute nicht dabei verweilen; Heute muss von lauter Erfreulichem die Rede sein.

Daher lass mich Dir erzählen, dass ich eine herrliche, höchst ehrende Antwort von Gneisenau habe. Schüssel und Streu, schreibt er, werde er gern mit mir theilen, wenn je der angegebne Fall eintrete! Aber dahin werde es mit Gottes Hülfe nicht kommen, und so möge ich nur immer meiner zerrütteten Gesundheit pflegen, und ritterlich singen, derweil er dort ritterlich fechte.[3]) — Nicht wahr, das freut Dich auch? Ich bin um Vieles beruhigter seitdem, wenn gleich meine Sehnsucht mit jedem Waffenbruder, der an mir

---

[1]) Christian Graf zu Stollberg (1748—1821), das bekannte Mitglied des Göttinger Hainbundes, lebte damals auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde. Einige seiner Briefe an Fouqué in den Briefen an Fouqué, S. 387—403. Sein Bruder, Friedrich Leopold Graf zu Stollberg, lebte auf Sondermühlen im Gebiet von Osnabrück. Fouqué widmete „Den verklärten Brüdern Stolberg" am 25. Mai 1821 eine Elegie, vgl. Lebensgeschichte, S. 357.

[2]) Auguste Marie Crescentia von Miltitz, geb. am 12. Mai 1815, s. S. 55.

[3]) vgl. Lebensgeschichte, S. 342 f.

Digitized by Google

vorüber in den Heiligen Kampf zieht, wach wird. Morgen bricht der Ritter mit dem Hunde[1]) von hier auf, — aber ohne Hund, — als zweiter Adjudant des Obersten Graf Hacke, der unsre sämtlichen vier Kürassierregimenter führt. Selbiger Ritter grüsst Dich auf das theilnehmendste, und empfiehlt sich Augusten ehrerbietig. —

Meine Frau und Mietiken schreiben Dir selbst ein Paar Zeilen. Gott seegne Dich und Augusten und Euer Kind. Das kann ich nur immer und immer wieder sagen, voll hoher begeisterter Freude.

Aus brüderlichstem Herzen,

ganz der Deinige,

Fouqué.

Nr. 34b.

Marie Fouqué an Miltitz.

Wie sehr bedaure ich lieber Miltitz, dass ich nun nicht nach Sachsen komme, allein Sie werden die Ursache wohl aus Vaterns Brief erfahren. Kommen Sie nur diesen Sommer mit Ihrer lieben Auguste hier her. Ich gratulire Sie auch tausend mahl zu Ihrem niedlichen Töchterchen und wünsche, dass Gott es Ihnen recht lange erhält. Grüssen Sie Augustchen und behalten Sie lieb

Ihre

Marie.

Nr. 35.

Boitzenburg (in der Nähe von Hamburg)
am 3. Julius 1815.

Nun bin ich schon wieder auf meinem Rückwege von der Reise[2]), Du guter, herzenslieber Freund und Waffenbruder und

---

[1]) s. Brief 25, S. 131.

[2]) Fouqués Reise diente nicht bloß, wie man nach seinen Äußerungen zu Miltitz annehmen könnte, dazu, sein Töchterchen Marie zu entschädigen und einige Freunde aufzusuchen, sondern auch politischen Zwecken. Unter dem Titel „Stimme eines Preussen an die Hanseatischen Staaten“ (Kleine Schriften I, 92) hatte er an diese einen Kampfruf gegen Napoleon erschallen lassen und erschien also in Hamburg als ein „Rufer zum Streit“. Er selbst erzählt in der Lebensgeschichte, S. 343: „Einen mir in Hamburg gewordnen überaus ehrenden Antrag der drei Nordlichen Hansastädte musste ich leider zurückweisen, weil dazu eine Gesundheit gehörte, welche die Erschöpfungen des Krieges, wackern Beispiels halber,

Digitized by Google

Kunstgenosse! Dein Brief aber fand mich erst in Bremen, und ach Gott, da war Siegeslust und Sangeslust und überhaupt so viel, so viel des unendlich theuern Lebens, dass ich es Dir nur mündlich erzählen kann, wie das denn überhaupt mit meiner ganzen Reise der Fall ist. Also mündlich, mein theurer Carl! Es ist dieses wirklich sehr nöthig. All Deine Gründe, die mich zur Fahrt nach Sachsen bewegen sollten, wende ich Dir entgegen zu einer Fahrt nach Preussen, oder vielmehr zu einer Fahrt nach Brandenburg, wir sind ja wahrhaftig so grundehrlich deutsch und freundlich. Ach kommt doch, Ihr lieben, herrlichen Leute, und, liebe Auguste, wenden Sie Ihre Generalquartiermeisterautorität dazu an. Wäre es nicht sehr niedlich, wenn Ihr holdes Kindlein mit noch nicht ganz klar bewussten Augen bereits die Heimath Ihres Freundes sähe? Ich wollte, Sie hörten die Bitten meines süssen, weichen Kindes; dann kämen Sie gewiss. — In drei Tagen bin ich, so Gott will, wieder in Nennhausen. O, lieber Himmel, wenn es mir dann vergönnt wäre, Sie alle drei recht bald von Brandenburg abzuholen! Carl weiss, unser Haus ist gross und wohnlich; es sollte Ihnen gewiss an keiner Bequemlichkeit fehlen. — Thun Sie doch ja Ihr Möglichstes; das Leben ist jetzt so schön, und wer weiss, mit sterblichen Augen sehe ich es wohl nicht lange mehr.

Die Reise zwar ist mir erträglich genug bekommen. Aber Gestern, als ich es versuchte, bei einer hanseatischen Musterung und Siegesfeier ein rasches, feuriges Pferd zu reiten, fühlte ich meine Schwäche. Ich bändigte allerdings das edle Geschöpf und durfte nicht erröthen, mich für einen preussischen Reiteroffizier zu bekennen; auch sprengte ich mit hoher, glühender Lust die Reihen auf und nieder; — nur jetzt erst empfinde ich es in schmerzender Brust: es war dies fröhliche Spiel zu kräftig für den matten Leib.[1])

---

mit dem geringsten Soldaten theilen musste. . . . Es zog mich fürder nach Lübeck und über Kiel, wo in der Nähe Christian Stollbergs Halle zu Windeberg mich gastlich empfing . . . durch andre edle Ritterburgen fürder, nach Bremen wiederum südlich gewendet. Hier traf die Siegeskunde von Belle-Alliance ein und gönnte mir den Einblick in die vor aller wahrhaft grossen Freude fromm glühenden echten Hanseatenherzen. . . ." Unter diesem Eindrucke entstand sein Lied: „Victoria" (Gedichte II, S. 208 f). Die ganze Reise aber und ihre Eindrücke spiegelt das Gedicht: „Die Fahrt gen Norden" wider (Gedichte II, S. 205 f.).

[1]) Auf dieses Vorkommnis bezieht sich wohl die Schilderung im 22. Kapitel der „Sängerliebe", wo der kranke Arnald, als Krieg droht, noch einmal das Schlachtroß zu besteigen versucht.

Digitized by Google

Uebrigens ward ich allerwärts mit einer Art von Jubel empfangen, bisweilen wirklich mit solchem — theils als Preusse, theils als Dichter. Was mich dabei ausnehmend freute, lieber Carl, war, dass Diejenigen, an deren Jubilieren etwas liegt, Dich immer schon ganz unbedingt als meinen Gefährten kannten. — Gott hat mir zu meinem besondern Heil die Erkenntniss meiner eignen Unwürdigkeit in's Herz gelegt; sonst wäre hier wohl einige Gefahr gewesen, in Hochmuth und Eitelkeit zu verfallen. Aber so ist Alles ziemlich gut abgegangen. — Als Krieger sind mir grosse Anerbietungen geschehn — o Gott, dass ich krank bin! Aber, Herr, Dein Wille geschehe.[1]) —

Wie wahr ist Alles, was Du mir über Nennhausen schreibst, lieber Carl! Wie rührt es mich, dass Du meine Lage so verstehst! Aber eben deswegen komm, und komm mit Deiner holden, sanften Auguste und Deinem süssen Kinde. — Aus brüderlichster Seele

der Deinige,

Fouqué.

Nr. 36.

Apel an Miltitz.

Ermlitz bei Schkeuditz, 25. Juli 1815.

Nein, mein lieber Freund, diesesmal war es wirklich kein aes triplex, was mich abhielt, Ihnen auch vor Empfang Ihres Briefes noch ein und mehrmal zu schreiben, sondern Ungewissheit, ob Sie nicht den Sommer über eine Badereise machten, oder vielleicht den Kriegszug von neuem angetreten hätten. So erwartete ich immer aus irgend einem Weltende von Ihnen zu hören. Rechnen Sie mir also mein Schweigen nicht anders an, als es wirklich gilt. Allerdings treffen Sie mit den „harten Erfahrungen" einen nicht ganz unwahren Punkt, doch dürfen Erfahrungen auch der bittersten Art nie Voraussetzungen hervorbringen. Selbst Irrthum wäre hier besser als die richtigste und bewährteste Prognose.

Einen grosen Antheil, dass ich diesmal schneller als gewöhnlich der Fall war, Ihren Brief erwidere, hat die Hofnung auf Ihren Besuch, die Sie mir darin geben. Sprechen ist tausendmal besser als schreiben. Also liebster Freund, eilen Sie, ich traue der Zu-

[1]) Fouqué sollte als „Hanseatenchef" in Blüchers Hauptquartier gehen, s. Brief 37, S. 159.

Digitized by Google

kunft nicht viel, sie hat mich oft getäuscht und da sie ein emfindungsloses Abstraktum ist, wird sie sich aus meiner Meinung von ihr nicht viel machen, so dass ich sie äussern darf. Wär es Ihnen doch möglich noch diesen Sommer zu kommen, und dann einige Zeit bei mir auf meinem Gute zu leben, freilich etwas einsam, indessen wir haben ja wol mancherlei zu sprechen, was in ländlicher Einsamkeit sich am besten verhandelt und dann haben wir die Stadt auch nicht allzuweit. Retschen bringen Sie mit, das versteht sich. Ich freue mich auf ihn und auf seine Kunst, und er ist mir herzlich willkommen.

Ja unsre Leipziger Kunstmänner! Das ist es ja eben, was mir die Gespräche über Kunst fast ärgerlich macht. So ein — Lieferant und Finanzer hat sich einen Mammon erworben und will nun den Protektor der Künste machen. Es ist ganz gut, dass es solche Leute gibt, nur mag ich sie nicht über Kunst reden hören. Es mag sich einer ja die schönste Geige anschaffen und sie gern zeigen, muss er denn aber deswegen aller Welt drauf vorspielen? Ernst ist es auch den Kunstmännern mit der Kunst gar nicht. Ihr Kunstsinn ist die Poesie eines Schauspielers, der in Fragmenten seiner gelernten Rolle spricht. Ich wollte, Retsch hätte dem Lichtgeber einen heiligen Rochus gemalt, oder ihn selbst als St. Rochus[1]) statt des heiligen Scheins mit dem . . . Orden. — Der andre D. H. hatte in seiner Jugend das Unglück einen seiner Freunde auf der Jagd zu erschiessen. Ein solches Unglück gilt mir als allgemeiner Ablassbrief für manche Mängel, und so will ich weiter nichts über ihn sagen. — Ob Retsch in Leipzig in Rücksicht auf Erwerb seine Rechnung finden wird, will ich nicht vorher sagen. Salomo und Sirach, ich weis nicht welcher, hat vollkommen recht: Dass es einem gelinge macht nicht, dass er ein Ding wohl wisse, sondern alles liegt an der rechten Zeit und Stunde. Die Leipziger möchten gern durch Anerkennung fremdes Werthes glänzen, allein sie sind nicht im Stande den Werth unmittelbar zu schätzen, sie honoriren den Künstler und überhaupt den Menschen wie ein unbekanntes Handelshaus nur per onor del giro. Hat die Posaune geklungen, so finden sie sich ein, wenn auch die Herrlichkeit des Herrn nicht erscheint, sondern nur ein Stern sich schneuzt, sie schreien Bravo! Kräht aber der Hahn nicht vorher, sie halten die Sonne für eine Sternschnuppe. Indessen lassen Sie das unsern

[1]) St. Rochus ist der Schutzpatron gegen Pest und Viehseuchen.

Digitized by Google

Retsch nicht von der Reise abhalten. Nimmt man keine Bilder von ihm, so gibt man ihm gewiss welche, dass ein Humorist nicht Farben genug findet um sie zu verarbeiten. Können Sie aber vorher die Posaune etwas klingen lassen z. B. in der eleganten Zeitung, so wär es ganz gut. Retsch würde darüber böse werden, und er hat Recht. Ich sage ihm aber, dass man mit Tauben etwas stark sprechen muss, und dass unser Herr selbst, der die zarteste Sprache mit einem reinen Gemüth spricht, doch Posaun und Donnerstimme anwendet, um die Harthörigen, die jene Stimme nicht vernehmen, aus dem Todtenschlaf zu wecken, und darin hab ich recht.

Unserm Freund Fouqué hab ich auch geschrieben, dass er Unrecht that, sich durch die politische Rücksicht von seiner Reise nach Sachsen abhalten zu lassen. Indessen müssen Sie ihm deswegen keine Einseitigkeit vorwerfen. Von Ihnen und mir und gewiss allen seinen Sächsischen Freunden erwartet er weder politische Gespräche noch Disharmonie über den Gang der Welthändel, allein man hat ihm ohne Zweifel wegen der allgemeinen Stimmung in Sachsen bange gemacht und diese als eine schreiende Cornett Stimmung verschrieen. Dieses Allgemeine scheut wol F., nicht so wol weil er es in Berührung mit sich finden würde, sondern weil es ihm peinlich wär, es, wenn auch gegen ihn unwirksam, nur in seiner Umgebung zu wissen. So sehr ich ihn selbst rechtfertige, so verdriesslich ist mir die Sache selbst. Er hat mir sein Oratorium geschickt, das Sie componiren. Es hat herrliche Stellen, nur fürchte ich, ist es für Musikbehandlung etwas zu monoton, gibt auch nicht Verschiedenheit genug an den Stimmen. So felt unter den Personen ein Bass. Ich bin sehr begierig auf Ihre Behandlung. Bringen Sie es ja mit, und recht viel von Ihnen.

Mein Stück Oratorium hatte ich in meinem letzten Briefe vergessen. Um nicht wieder die Beilage wegzulassen, will ich Ihnen lieber gleich im Brief etwas davon schreiben. Die Idee kam mir in Spohrs Weltgericht, wo mir das Klagen der Verdammten und das Jubeln der Seligen widrig vorkam und das ewige fortklingen dieser unendlichen Klage sehr unpoetisch. Ich glaube, das Weltende müsse auch das Ende alles Haders, aller Pein, alles Bösen seyn, und selbst das Böse, die Sünde, kann poetisch nur als grosser tragischer Weltirrthum sich halten, der sich doch in den Flammen, die Sonnen und Welten auflösen, auch mit lösen muss. Die Ewigkeit kann sich doch nicht wieder zu einer Zeit ausdehnen,

Digitized by Google

die nichts ist, als ein zweiter Akt unserer vergehenden Zeitlichkeit. — Doch zum Oratorium, welches das Weltgericht heisst und drei Theile hat: Tod, Auferstehung und Gericht. In der Aufführung werden die beiden ersten Theile verbunden.

Die Ouvertüre fängt mit einem einfachen Thema an, stellt dieses in manche Beziehungen, behandelt es einigemal mit eindringenden Instrumenten, so dass es der Hörer leicht behält und wiedererkennt, wo es in der Folge sowol von Instrumenten als Singstimmen vorgetragen wird. Dieses Thema muss die Melodie zu den bald und mehrmal vorkommenden Worten enthalten: Ein Tag sind vor ihm tausend Jahr, ein Augenblick die Ewigkeit. An die Ouvertüre schliesst sich

Chor der Engel.

Heilig, der da ist und war!
In den Wolken wird er kommen,
Bald vollendet ist die Zeit.

Selig, die Entschlafnen in dem Herrn.
Rufen wird er alle Frommen
In das Reich der Herrlichkeit.

Zwei Stimmen.

Schon schwebt sein Bote:
Mit der Posaune Schall
ruft er zum Tode
Die Menschen All.

Zwei Andre.

Doch, die auf ihn vertrauen,
im frommen Glauben bewährt,
sie sollen den Tod nicht schauen,
Lebend zum Licht verklärt.

Chor der Engel.

Er rollt den Himmel wie ein Gewand,
er stürzt die Sonnen in Nacht,
doch die Frommen hält er mit starker Hand,
Sie beugt nicht des Todes Macht.
Preiss ihm, der da ist und war!
Vollendet ist die Zeit.
Ein Tag ist ihm wie tausend Jahr,
Ein Augenblick die Ewigkeit.

(Nun haben die Höllengeister, ein Chor und Satan, eine grosse, aber ernste Scene. Satan ist überhaupt kein Teufel, sondern eine höchst erhabene Natur, wären Sie kein Antigrieche, so sagte ich, er ist der romantische Prometheus, der den Menschen das Licht der Erkenntniss gibt, das ihnen die weisere Gottheit noch versagte. Nun

Digitized by Google

leidet Satan, weil er sieht, wie durch seinen Irrthum aus Liebe, das Böse und Alles Unglück zu den Menschen kam. Nach Satans Abgang kommt das erste Finale. Hier folgt es.)

Chor der Gläubigen.

Verfolgt von Feindes Hass und Spott,
Flehn angstvoll wir, allmächtger Gott,
zu dir in bangen Tagen.
Du sendest Heil, Du sendest Schmerz,
Dich preisst auch das gebrochne Herz,
Nur lass uns nicht verzagen.

(ferne kriegerische Musik.)

Hilf, näher tobt der Feinde Schwarm,
Errett' uns mit allmächtgem Arm.

Kriegerchor (in der Ferne).

Dem Starken ward die Welt zur Beute,
Die Ohnmacht sinkt in Sklaverei.
Wer Menschen nicht, noch Götter scheute,
Der starke Held allein ist frei.

Chor der Gläubigen.

Wenn uns des Feindes Macht bedrängt,
Wenn Hass und Blutdurst uns umfängt,
Lass nicht die Lieb' uns rauben!

Chor der Krieger.

Durch Kraft beherrscht den Wald der Tiger,
der Heerde Jammer ist ihm Spott,
Sein Schwert ist Herrscherstab dem Sieger,
Sein Will' ist Recht, er herrscht als Gott.

Chor der Gläubigen.

Stärk uns in gläubigem Vertraun,
Lass bald in Deinem Licht uns schaun,
was wir anbetend glauben.

Stimmen der Engel (leise).

Bald naht sein Bote:
Mit der Posaune Schall
ruft er zum Tode
die Menschen all.

Chor der Krieger.

Fort Sklaven, tragt der Sieger Ketten,
Löscht unsern Grimm mit eurem Blut!

Chor der Gläubigen.

Allmächtiger! Du wirst uns retten,
Wir baun auf Dich mit festem Muth.

Digitized by Google

Chor der Krieger.

Dem Starken ward die Welt zur Beute,
Der Völker Jammer ist ihm Spott.

Chor der Gläubigen.

Wir preisen dich, Herr, unser Heil,
Soll gleich des Todes bittrer Pfeil
die Seel uns bald durchdringen.

Stimmen der Engel (leise).

Treue zum Tode
Hat ewges Heil zum Lohn.

Kriegerchor.

Wer Menschen nicht, nicht Götter scheute,
der starke Held allein ist Gott.

Engelstimmen.

Bald naht sein Bote
Mit der Posaune Ton.

Chor der Gläubigen.

Lass bald am heiligen Altar
mit deiner Auserwählten Schaar
uns Hallelujah singen.

(Während die Chöre hier zusammentreffen, ertönt der Schall der Todesposaune. Ich denke mir sie als einen oder zwei tiefe Akkorde von Russischen Hörnern, die gewaltig eintreten an gehörigem Ort. Bei ihrem Eintritt verstummt plötzlich der Chor der Krieger, der Chor der Gläubigen singt aber ungestört, doch ohne Instrumentalbegleitung seine Melodie zu Ende.)

Stimmen der Engel.

Heil! Die auf Ihn vertrauen,
im frommen Glauben bewährt,
Sie werden den Tod nicht schauen,
Lebend zum Himmel verklärt.

Engelchor.

Hallelujah! Preiss Ihm, der da ist und war,
Ewiges Opfer flammt auf seinem Altar.

Chor der Gläubigen.

Hallelujah!
Tod, wo ist nun dein Stachel?
Hölle, wo ist dein Sieg!

Beide Chöre (in grosser, kräftiger Fuge).

Sein Wort ist Wahrheit! und was er zusagt, das hält er gewiss.
Hallelujah!

Digitized by Google

Dabei mag es bewenden. Der zweite Akt enthält nun die Auferstehung und ist kürzer. Der Dritte, das Gericht und das Weltende, ist wieder etwas länger, geht aber rascher.

Ihre Kompositionen, die ich noch habe, kann ich Ihnen jetzt nicht beilegen, weil ich einige davon in der Stadt habe, und mit diesem Brief nicht warten will, bis ich einmal in die Stadt komme.

Nun hab' ich Ihnen so viel geschrieben, dass mich die Schreibfinger schmerzen. Doch muss ich Ihnen noch auf die Frage wegen des Verfassers der Fantasiestücke antworten. Ich habe seine persönliche Bekanntschaft erst am Tage seiner Abreise von Leipzig gemacht. Von seinen Kompositionen kenne ich noch nichts, doch haben Männer, welche den Geist mit Geist richten, sie sehr gerühmt. Ich bin nicht Ihrer Meinung, dass Begeisterung zum Hervorbringen nicht mit der Fähigkeit bestehn könne sogar ganz klar und verständlich über die tiefsten innersten Geheimnisse der Kunst zu sprechen. Was die Sprache überhaupt nicht bezeichnen kann, gehört hierher nicht, davon spricht der Uneingeweihte so wenig als der Eingeweihte. Freilich ist so viel Geschwätz über Kunst verführt worden, dass man es Niemand verargen kann, wer sprechen und genial hervorbringen für unvereinbar hält.

Leben Sie wohl mein theurer Freund. Von ganzem Herzen

Ihr

Apel.

Wenn Sie mir wieder schreiben, so lassen Sie den Brief nur unter der gewönl. Adr. nach Leipzig gehn.

Nr. 37.

Am 31. Julius 1815.

Du lieber, lieber Waffen- und Sangesbruder, wohl hat Dein und Augustens Brief mein ganzes Wesen wieder um Vieles stiller und heller gemacht. Ich fürchtete sehr, ob die zarte Gesundheit Deiner holden Frau die Todesbotschaft ihres Bruders[1]) ohne bedeutende, wohl gar gefährliche Erschütterung tragen könne. Freilich hätte mich die fromme, reine Gottergebenheit ihrer Seele be-

[1]) Anton von Watzdorf, der 1813, um gegen Napoleon zu fechten, aus sächsischen Diensten in preußische übergetreten war, fiel als Kommandeur des brandenburgischen Dragonerregiments am 18. Juni 1815 bei Belle-Alliance. Th. v. M.

Digitized by Google

ruhigen sollen, aber Du weisst: für ferne Freunde schlägt das Herz so leicht unruhig, auch bei weit leiserer und milderer Veranlassung. — Nun hat der liebe, grundgütige Gott auch hier wieder mein Gebet erhört, und ich preise Ihn aus allen Kräften dafür. Möge Er ferner Seine schönsten und erlesensten Gaben ausschütten über Dich und Augusten und über Eure liebe Maria Crescentia! —

Ich sende Dir noch ein Fragment aus einer gar würdigen Hamburger Zeitschrift, worin ein kleiner Aufsatz von mir befindlich ist, der Dir ungefähr andeuten mag, wie ich dort gewirkt habe: ich hoffe, mit Seegen.[1]) — Ob ich noch diesen Winter sterben werde? — Ich habe in den letzten Wochen wohl mannigfach daran gedacht; ja, es kam mir beinahe so vor. Nun scheint es diesseits wieder aufwärts gehn zu wollen. Wie Gott will!

Lebe ich im künftigen Frühling, so kommst Du mit Deinen Lieben doch dann gewiss zu mir. Nicht wahr? — Und hoffentlich reise ich auch mit Euch wieder zurück. Doch sagt Dir mein Brief an Augusten, dass ich noch nicht alle Hoffnung zu einer Herbstreise nach Scharffenberg aufgebe. —

Noch lege ich Dir ein hübsches Gedicht bei, durch einen Bremer Senator verfasst, bei der Gelegenheit, dass Einige mich dort für den Courier ansahen, der die Siegesbotschaft gebracht habe, Andre wieder aus reiner Liebe für die Preussische Uniform jubelten, noch Andre mich als Dichter und designirten Hanseatenchef (ich schrieb Dir wohl vorigesmal von dem ehrenden Antrage?) kannten, und ein fast zügelloser Freudentumult entstand. — Oder hätte ich Dir auch vielleicht das Gedicht und die Historie schon vorigesmal mitgetheilt? — Dann schreibe die Wiederholung keiner Eitelkeit zu, sondern dem Wunsche, Dir alles zu sagen, was mich freut in der vollen Gewissheit, dass es Dich eben so freut, als mich, Du herzenslieber, treuer Freund.

Empfiehl mich Luisen auf das beste. Meine Frau grüsst freundlichst.

Unveränderlich aus brüderlichem Herzen

ganz der Deinige,

Fouqué.

---

[1]) Vermutlich die „Stimme eines Preussen an die Hanseatischen Staaten", s. Brief 35, S. 150, Anm. 2.

Digitized by Google

Nr. 38.

Nennhausen, am 11. 9br. (November) 1815.

Du bist gewiss mit mir so einig darüber, als irgend Jemand es sein kann, dass der ächte Ritter seinem Fürsten nicht nur im Feldlager zu dienen hat, sondern am Hoflager auch, sobald es die Umstände fordern. Das habe ich denn auch nach Kräften die letztern Wochen hindurch gethan, aber meine Kräfte sind dabei — wenn es erlaubt ist, höchst oder vielmehr niedrigst prosaisch zu reden — beinahe auf den Hund gekommen. Du weisst aus Erfahrung, wie man in solchen Verhältnissen einzelne erhebende Momente durch Stunden des langweiligsten Wartens und — was noch weit schlimmer ist — des albernsten und geisttödtendsten Geschwätzels erkauft. Dem sei, wie ihm wolle: jetzt bin ich durch; und im Ganzen gereuen mich die Tage nicht, deren für mich bedeutendste Resultate Dir, mein theurer Bruder in Kunst und Waffen, hiermit vor Augen gelegt werden sollen.

Zuvörderst: die Hoheit Marianna hat befohlen, ich solle ein Trauerspiel für unsere unter Brühls Verwaltung wieder aufblühende Schaubühne dichten.[1]) Ich glaube nämlich, Dir schon gesagt zu haben, dass die Herrin meine Bitte, bei ihr fragen zu dürfen, was ich schreiben solle und was nicht, mir bereits früher gewährt hat. Nun berief ich mich anfänglich auf ihre Bewilligung zu meinem bevorstehenden Epos vom heiligen Graal, und sie fand sich auch darin, dass dieses vorangehen müsse, aber als ich noch einmal um ganz ausdrücklichen Befehl nachfragte, erklärte sie sich für das Trauerspiel. Ich werde denn auch daran gehn, sobald sie mir einen Stoff angiebt, über welchen sie noch sinnt. Für Dich brauche ich nicht erst hinzuzufügen, dass diese Abhängigkeit und diese Fragen nicht der Prinzessin als Prinzessin gelten, sondern der Prinzessin als sichtbar gewordener, begeisternder Muse. Ein Künstler versteht den andern. —

Meine auf der Bühne dargestellten Dichtungen (der grosse

---

[1]) Dazu ist zu vergleichen Brühls Brief an Fouqué (Brief an Fouqué, S. 40 f.), woraus hervorgeht, daß der Katholik Brühl schon im Mai 1815 der Ansicht war, Fouqué sei der Mann, „der meinen vieljährigen Lieblingswunsch ausführen und den Helden aller Helden, den Menschen aller Menschen, den König aller Könige, Gustav Adolph von Schweden würdig auf die Bühne bringen kann".

Digitized by Google

Kurfürst und Tassilo)[1]) sind mit vielem Beifall, ja stellenweise mit ächtem Enthusiasmus aufgenommen worden. Für einen grossen Theil des Erfolgs bin ich unserm Freunde Brühl den Dank schuldig. Man kann sich keinen bessern General-Intendanten des Theaters wünschen, und ich rufe Dir ein fröhliches: Glückauf! zu, dass Deine zwei Opern[2]) (wahrscheinlich sehr bald) unter seiner Aufsicht und Anordnung auftreten. Mein Verhältniss zu ihm hat sich auf das anmuthigste und offenste gestaltet. Jetzt habe ich für ihn den beikommenden Tassilo — Thassilo sind wir übereingekommen selbigen fortan zu schreiben, von wegen des Ober-Teutschen und Nieder-Deutschen, zusammenfliessend im angelsächsischen Th — also den Thassilo habe ich für ihn weiter ausgeführt, so dass er nicht blos als Gelegenheitsstück über die Bretter geht, sondern als Repertoirstück auf den Brettern stehen bleibt. Andre kleinere Arbeiten und Hülfsleistungen für die Bühne habe ich gleichfalls, theils zu Stande gebracht, theils noch für die Zukunft übernommen, — Du siehst also, dass auch ich einigermaassen auf den Brettern Platz genommen habe. Gott gebe seinen Seegen dazu. Es scheint als sei dies — vor der Hand wenigstens — mein Beruf. Mit den sogenannten Schauspielern vertrage ich mich bis jetzt im Ganzen gut. Es giebt Einige vollkommen achtungswerthe darunter, namentlich Devrient[3]) und der alte Gern.[4]) — Glaube jedoch nur nicht, dass ich darüber ausschliesslich zum Bühnendichter geworden sei. Nächste Ostermesse hoffe ich ein Bändchen oder wohl vielmehr einen Band nordischer Heldenspiele[5]) zu Tage fördern. Die Studien zum heiligen Graal[6]) sind bereits ehrlich und nach Kräften rüstig begonnen. —

[1]) Die Heimkehr des Grossen Kurfürsten, aus Fouqués Dramatischen Dichtungen für Deutsche, Berlin, Hitzig, 1813. S. 239—362. Tassilo (der Bayernherzog), Vorspiel. Berlin 1815. Zuerst aufgeführt in Berlin am 22. Oktober 1815.

[2]) Die eine Oper Miltitzens ist das romantische Singspiel „Wie man lieben muss" (nach Zschokkes Feenmärchen frei bearbeitet), im Berliner K. Opernhause am 22. und 27. Dezember 1815 und am 27. Januar 1816 und am 2. März 1817 aufgeführt (nach einer Mitteilung der General-Intendantur der K. Schauspiele in Berlin). Die andere Oper konnte nicht ermittelt werden.

[3]) Ludwig Devrient (1784—1832), das älteste Glied der bekannten Künstlerfamilie.

[4]) Albert Gern (1789—1869), bekannter Berliner Komiker.

[5]) Sie erschienen unter dem Titel: Heldenspiele von Fouqué, Cotta, 1818 und enthalten 1. Baldur der Gute. 2. Helgi der Hiorwardsohn. 3. Helgi der Hundingstöter. 4. Helgi der Haddingenheld.

[6]) s. Brief 39.

Digitized by Google

Viele Grüsse habe ich Dir von der Familie Knobelsdorff, absonderlich von der wirklich genialen Ida, auszurichten. Alle gedenken Deiner mit grosser Innigkeit, und schauen ordentlich sehnsuchtsvoll nach den schönen Elbufern zurück.

Gott seegne Dich und erhalte mir Deine Freundschaft.

Brüderlichst

ganz der Deinige,

Fouqué.

Beikommende Ode an meinen ehrwürdigen Freund Stollberg ist grade zum Abende seines Geburtstages in seinem Schlosse auf Windeburg eingetroffen.[1]) Ich erkenne darin eine recht erhebende Gnade Gottes, der auch in den kleinern Einzelheiten des Lebens die erfreut, die ihn lieben.

Nr. 39

Am 6. 10br. (Dezember) 1815.

Wie so gar innig gut Du mich verstehst, mein theurer Waffen- und Sangesbruder. Aber eben in dieser Benennung liegt das. Nichts Andres auf Erden — und heisse es noch so edel und herrlich — kann solch eine Verbrüderung ersetzen in Hinsicht des recht eigentlichen Verstehens und des Durchdringens aller Gedanken herüber und hinüber.

Ja wohl ist die Hoheit Marianne[2]) meine sichtbar gewordene Muse. Jetzt erwarte ich von einem Tage zum andern, welchen Gegenstand sie mir bestimmen wird für mein nächstes Trauerspiel. Dir läugne ich es nicht, dass eben ihr Wählen und Zögern mir die Brust mit einigem Stolze schwellt. Einem Pagliasso sagt man wohl ohne weiteres Besinnen: „Das und das Kunststückchen sähe ich am liebsten von Euch!" — Welch ein Bild ein Sänger uns beleben soll, kostet aber mehr Ueberlegen. — Oder bin ich wohl allzustolz? — Sobald ich erfahre, was ich soll, melde ich es vor Allem Dir. Auch halte ich wohl eben in dieser Erwartung mein Blatt noch um einen Posttag zurück.

---

[1]) Die Ode „an Christian Grafen zu Stolberg, zum 15. Oktober 1815" steht in den Gedichten II, S. 200 f.

[2]) Prinzessin Marie Anna von Hessen-Homburg, vermählt mit Prinz Wilhelm von Preußen, dem Bruder des Königs.

Digitized by Google

An den Vorstudien zum heiligen Gral[1]) arbeite ich so lebhaft, als es mir meine Kränklichkeit und die damit verbundne leibliche Trägheit nur immer verstatten will. Ich denke, das soll der Gipfelpunkt, oder doch einer der Gipfelpunkte meiner ganzen poetischen Laufbahn werden. Schon der tiefe, fast strenge Ernst, womit mich das ganze Gebilde ansieht, bürgt mir dafür. —

Möchte ich nur Dich von den höchst drückenden Fesseln des höfischen Berufes ganz frei wissen! Ach freilich geht es sich auf diesen Parkett's und Marmorpflastern ganz fatal. Mit mir setzt sich noch Alles ziemlich erträglich durch: theils, weil ich als Freiwilliger, ohne die mindeste Bestallung bis jetzt dorten agire, theils, weil sie sich nun einmal darin gefunden haben, ich sei ein Poet, d. h. ein kurioser Kerl, und man müsse mich schon gewähren lassen, wie es gehn wolle. Und dann leuchten ja auch die wunderherrlichen Mienen der Hoheit durchhin! — Mache nur, lieber Bruder, dass Du ihr bald etwas von Deinen Liedern zu Füssen legst: wo möglich mein Oratorium. Aber eigennützig bedinge ich mir auf allen Fall: was Du ihr zuerst darbringst, muss eine meiner Dichtungen sein.

Am 10.

Die Hoheit Marianne hat noch nicht geschrieben, und ich muss also dieses Blatt ohne ihre Entscheidung absenden. — Undine ist durch Hoffmann[2]) herrlich componirt: nicht nur nach meinem individuellen, vielleicht etwas bestochenem Gefühl, sondern auch nach der Ansicht unterschiedlicher, theils halb, theils ganz geistvoller Dilettanten, denen er in meiner Gegenwart — ich declamirte dazu — unser Werk im Klavierauszuge darstellte. Dessen ungeachtet scheint Brühl mit seiner Arbeit unzufrieden zu sein, wenigstens was den Theater-Effect betrifft. Ich glaube, es liegt daran, dass einerseits Brühl vor Hoffmanns satyrischem Wesen ein wenig scheu ist, vielleicht auch befürchtet, dieser ehemalige Theaterdirector könne zu anmaassend eingreifen wollen, andrerseits aber Hoffmann eine etwas starre, vielleicht mit höflichem Bürgerhochmuth versetzte Künstlerlaune bisweilen auf eine allzuherbe Weise zeigt. — Dass Dir dies nur im engsten Vertrauen gesagt ist, ver-

[1]) Diese Arbeit ist wohl nicht fertig oder doch nicht veröffentlicht worden, s. Brief 38, S. 161.

[2]) s. Einleitung, S. 20.

Digitized by Google

steht sich von selbst. — Ich stehe als eine Art von vermittelndem Prinzip dazwischen. Wolle Gott, dass mir die beabsichtigte Annäherung beider heterogenen Grössen gelinge. — Hoffmanns Thasilomusik[1]) war grandios und that gute Wirkung; vorzüglich die Begleitung der Geistererscheinungen. — Im übrigen ist dieser geniale Mensch ein ganz realer Regierungsrath und arbeitet beim Kammergericht. Seine theatralischen Verhältnisse sind ganz wie die meinigen: unoffiziel. Möchte ihn Brühl anders anstellen können und wollen! —

Von Deinen Liedern[2]) habe ich — durch Besuche, Schreibereien und Einquartierungen gehemmt — nur vor der Hand das erste einbuchstabiren können. Aber das hat mir auch gleich recht das Herz gewonnen, und ich sehne mich innig nach den andern. Ach Gott, wie sollte ich auch irgendwo Dich nicht verstehen!

Hierbei mein letztes Musenheft. Bald hoffe ich Euch andre literarische Sendungen zuzufertigen.

Brüderlichst in Ritterthum und Kunst

ganz der Deinige,

Fouqué.

Nr. 40.

Apel an Miltitz.

Leipzig, 13. Dezember 1815.

„Er hat keine Kinder!" — sagte Jener, und: „Er hat keine Zahnschmerzen!" parodir' ich dagegen. Glückliche Unwissenheit! — Ja mein Theurer, bei einer solchen Hölle von Teufeln in einem Zahn, da packt es sich eben in tausend Kronschaaf- oder andre Pelze ein, da besucht man eben jemand, den man nicht quälen will, und vollends einen Freund, der an der Wiege eines Kindes sitzt und schon deswegen alles unfreundliche, mürrische, schmerzliche aus seinen Umgebungen verbannen muss. Nein, liebster Freund, ein so armer Hiob muss zu Haus bleiben, bis es besser mit ihm wird. Vollends Ihr schöner Rath mit dem trefflichen Zahnarzt, der mir den Schmerz mit dem Zahne ausziehn soll! Das ist ganz gut für ein junges Blut, das den Mund voll hat, aber ein Mensch in meinen Jahren muss etwas ökonomisch mit seinen schönen

[1]) s. Brief 38.

[2]) Welche Lieder Miltitzens hier gemeint sind, läßt sich nicht feststellen.

Digitized by Google

Vesten umgehn. Ich möchte mich fürchten zu Ihnen zu kommen, Sie wären im Stande mir meine paar Zähne auszudisputiren.

Aber bei Allem diesem, Gott weis wie gern ich zu Ihnen käm und gerade zu dem schönen Weihnachtsfest, das mir auch von der Kinderzeit her noch so lieb ist. Mit Ihnen und bei Ihnen ein paar Winterwochen zu verleben wär ein wahrer Himmel für mich, und nebenbei ein wahres Bedürfniss für mich langen Stubensitzer. Aber in diesem Winter machen es mir eine Menge Dinge unmöglich, ein Haupthinderniss dabei sind eben meine oftberührten, aber bei jeder Berührung aufschreienden Zähne, und jetzt, in dem ich schreibe ein Katarrh, der mich, wenn ich einmal ihn beherbergen muss, unter mehreren Wochen nicht verlässt und mir eben so lang den Hals entzündet, dass ich trotz einem Ordensbruder von la Trappe ein strenges Schweigen beobachten muss, man nennt dergleichen die Bräune, lateinisch Angina, und wenn Sie so glücklich sind, auch diese Quäler nur dem Ruf nach zu kennen, so falten Sie dankbar die Hände. Ich denke aber, wenn ich bei Ihnen bin, gar viel und mancherlei mit Ihnen zu reden, was jetzt meine eigne Leichenrede werden müsste. — Also im künftigen Jahre, wenn auch nicht zum Erscheinungsfeste am 6. Jan. Sie werden doch nicht die ganze Zeit am Hof oder im Bad seyn? Winter und Sommer gilt mir übrigens zum Besuch gleich und ich habe mich darüber einigermaassen oder über die Maassen ungeschickt ausgedrückt. Ich dachte vielleicht hauptsächlich an die herrlichen Berg und Thalumgebungen Ihres Schlosses, die sich im Sommer und Herbst besonders für den ersten Besuch am besten ausnehmen müssen. Ach, wär ich nur gleich bei Ihnen!

Nettuno s'onori kennen Sie gewiss, und verkennen es nur in meinem verworrenen Citat. Es ist der Chor mit Marsch aus Idomeneo, wo die Rhythmen mehrmal wechseln. — Meine Erklärung einer heidnischen Sinfonie hat wol ein heidnischer Satyr Ihnen eingeflüstert. Ich machte einmal einen Versuch, die Mozartsche Es ♯ Sinfonie die mir bei einer Aufführung im Concert ungemein gefiel und mir den Kopf voll tolle Fantasieen brachte, gleichsam in Wort wie in eine andre Kunsttonart zu transponiren, und Rochlitz wollte sie gern mit einem kleinen theoretisch ästhetischen Präliminargeräusper in die mus. Zeit. haben, wo sie dann im Jahrgang — ich denke 1806 abgedruckt ist. Wahrscheinlich ist davon Ihnen etwas bekannt worden, denn sonst wüsst' ich nicht, worauf ich Ihre Frage wegen einer Sinfonie beziehen könnte. Sie steht auch

Digitized by Google

im 3ten Theil meiner Cicaden.[1]) Wenn ich in meiner Krankenstube, die ich nicht verlassen darf, ein Blatt jener Zeitung finde, so will ich es Ihnen beilegen, damit Sie mich nicht der Zähigkeit beschuldigen. Es ist aber nichts dazu, darum erwähne ich nichts davon.

Im Fouqué'schen Taschenbuch auf das künftige Jahr haben mir die Zeichnungen von Retsch sehr gefallen und mich noch mehr nach seiner Bekanntschaft lüstern gemacht. Fouqué's Drama darin, der Ritter und die Zauberer rief mir den 19. October 1813 zurück, wo mir Fouqué der nach der Schlacht zu mir kam, und die Nacht bei mir blieb, den Anfang davon vorlas. Neulich hat Jemand, den ich nicht kenne, einen, wie mich dünkt, albernen Ausfall auf Fouqué gemacht, wegen Pietro's Wort: „Mich dünkt an diesem Strande müssen vormals grosse Thaten geschehn seyn!" woraus der alberne Kritiker Gelegenheit nimmt über Nachahndungen dummes Zeug zu schwatzen. Wenn jemand bei dieser Kritik sagt: Mich dünkt, die Lesewelt muss im Jahre 1815 viel Albernheiten zu ertragen gewohnt gewesen seyn, so urtheilt er gewiss vernünftig und brauch kein besonderes Nachahndung Vermögen zu diesem Ausspruch. Das Kupfer von Retsch zu Fouqués Ritter und Zauberer ist sehr gut gedacht, wiewol die beiden hingestreckten Zauberer auf den ersten Anblick etwas parallele Eintönigkeit zu geben scheinen. Näher betrachtet giebt dieses gleichsam einen Gedanken im kräftigen Unisonus, um den sich zwei andre von ganz entgegengesetzer Art schlingen und winden. Nebenbei ist das Mondlicht ohne Mond ganz herrlich.

Meine Augen schmerzen mich von der Theilnahme an der allgemeinen Entzündung, und ich kann nichts weiter schreiben als die Versicherung meiner innigsten Liebe und Freundschaft.

Apel.

Nr. 41.

Apel an Miltitz.

Leipzig, 6. Januar 1816.

Kann ich auch heute nicht an den Christfreuden in Ihrem Hause unmittelbar Theil nehmen, mein theuerster Freund, so will

[1]) Diese dreibändige Gedichtsammlung August Apels erschien in Berlin 1810 und 1811.

Digitized by Google

ich Ihnen doch wenigstens aus der Ferne schreiben, wie gern ich bei Ihnen wär, und wie ich mich zu Ihnen hindenke und mich mit Ihnen freue. — Gut ist es aber, dass statt meiner miserablen kranken Persönlichkeit nur meine Gedanken bei Ihnen sind, denn mich plagen noch eine Menge Uibel in Zähnen und in entzündetem Hals, dass ich am klügsten thun, ausser dem Rathhause, wo man oft krank mehr Amtspflicht erfüllt, als in gesunden Tagen, kein Haus zu besuchen als mein eignes.

Fouqué hat mir in diesen Tagen ein recht schönes gemüthvolles Gedicht zugeschickt an Stollberg. Es ist im Hexameter und Pentameter, und im ersten Augenblick kam es mir fast zum Lachen vor, dass Fouqué einmal in dieser alten Form dichtet, indessen, wie ihm Alles gelingt, so auch dieses, und Stollberg, der das Klassische immer geliebt hat, mag wol viel Freude über den elegischen Versuch seines Freundes gehabt haben. Sind Sie mit seinem Oratorium ganz zu Stande und ist es vielleicht irgendwo schon aufgeführt oder wenigstens eine Aufführung davon bald zu erwarten?

Hoffentlich haben Sie den Uibergang aus dem alten Jahr in das Neue froh gefeiert, oder lieben Sie es nicht über diese Zeitgränze in Gesellschaft von Freunden wegzuschreiten? So wenig ich gern in Saus und Braus, wie es hier in Leipzig üblich ist, die letzte und erste Mitternacht heraufwache, so gern begrüsse ich sie im Kreis recht lieber vertrauter Freunde, und so war es auch diesesmal der Fall. Ihrer und Fouqués habe ich mit vieler Herzlichkeit dabei gedacht, und Ihnen einen gleich frohen und, wenn der Anfang ominös ist, freudebringenden Eintritt in das junge Jahr gewünscht.

Da mich nicht Faulheit, sondern erbarmenswerthe Kränklichkeit abhält, zum Weihnacht und Neujahrsfeste bei Ihnen zu seyn, so wär es löblich von Ihnen, wenn Sie mir einigermaassen den Mangel der Gegenwart durch eine ausführliche Beschreibung Ihrer Weihnachtsfreuden ersetzten. Sie sind überhaupt etwas karg mit dem Schreiben, ehe ich Sie aber einmal besuche, müssen Sie mir eine so genaue Beschreibung Ihres ganzen Hauswesens schreiben, dass ich so orientirt über alles Einzelne, vom Grössten bis zum Kleinsten zu Ihnen komme, wie Winkelmann (sans comparaison) in die Galerien Italiens. Würde mir's nur bald so wohl, Sie sehn zu können. Es schickt sich nicht für einen Brief, auszusprechen, wie sehr ich mich danach sehne.

Digitized by Google

Retsch hat wol seine Reise nach Leipzig ganz aufgegeben? Er sollte doch kommen. Wenn es auch viel Oellampen hier gibt, so brennen doch auch einige Wachskerzen, auch ist der Schein vom Johanneskäfer und Sternen nicht unerfreulich, wenn man auch eben dabei nicht essen, lesen und arbeiten kann.

Nicht wahr, Sie lassen mich bald etwas von Sich hören? Gott befolen. Mit ganzer Seele

Ihr

Apel.

Nr. 42.

Am 10. Januar 1816.

Willkommen im neuen Jahre, mein theurer herzgeliebter Sanges- und Waffenbruder! Gott erhalte Dir in Deiner schönen Häuslichkeit, was Du hast, indem Niemand Dir in dieser Hinsicht bessres wünschen kann, und was die Aussenwelt betrifft, so wolle der Herr immer mehr und mehr die Sinne ächter Kunstverwandten und Kunstliebhaber für die Kraft und Anmuth der Gaben öffnen, die aus Deinem Geiste hervorgehn, und Dir nächst dem das öde Treiben unter der Weltmenge möglichst ersparen. Deine Oper habe ich leider nicht gehört, und da ich seit lange umsonst auf eine Antwort von Brühl warte, kann ich Dir auch nichts über deren Aufführung sagen; ja, ich glaube sogar bisweilen, diese stehe noch erst bevor.[1]) Sonst hätte mir Franz Horn sicherlich darüber geschrieben. Dieser wackre Schriftsteller und Freund arbeitet allerdings viel, und ohne Zweifel das Wesentlichste, am Dramaturgischen Wochenblatt, aber der eigentliche Herausgeber ist ein andrer, ganz wohlmeinender, aber ziemlich unbedeutender Mann, ein Professor Levezow.[2]) Horn hat neuerdings kein grösseres Werk drucken lassen. (sein Leben des grossen Kurfürsten kennst Du doch schon?); zu Ostern erscheint von ihm das Leben König Friedrich des Ersten von Preussen: ein Werk, auf das ich höchst begierig bin, indem ich mich vollkommen überzeugt halte, Horn werde der erste Historiker sein, welcher diesem bei Lebzeiten geschmeichelten, nach dem Tode fast durchaus verkannten Fürsten sein volles Recht angedeihen lässt. —

[1]) Ein Irrtum Fouqués, s. Brief 38, S. 161, Anm. 2.

[2]) Konrad [von] Levezow (1770—1835), mit Franz Horn Herausgeber des „Dramaturgischen Wochenblatts in nächster Beziehung auf die königlichen Schauspiele zu Berlin"; es erschien jeden Sonnabend vom 8. Juli 1815 bis 28. Juni 1817.

Digitized by Google

Nun aber kommt eine Botschaft, die mich ganz durchglüht mit den Flammen reiner Begeisterung. Die Hoheit Marianne hat mir einen Stoff zum Trauerspiel gegeben, einen Stoff, wie nur Sie ihn geben konnte, mir Bücher dazu gesandt und sich in ihren Briefen darüber so sehr als meine sichtbar gewordene Muse bewährt, dass ich nicht Worte finden kann, meine Bewundrung über diese unendliche Tiefe und Klarheit ihres Geistes und Gemüthes auszudrücken.[1]) Wie schön, dass Du ihr unser Oratorium darbringen willst! Gott seegne und kräftige Dich bei dieser Arbeit. — Ueber das Nähere meines Trauerspieles sage ich Dir nichts, wenn Du es nicht ausdrücklich begehrst. Ich möchte Dich und Augusten so gern mit einer Abschrift des vollendeten Ganzen so beschenken, dass es Euch gänzlich neu wäre.

Gott mit Dir, mein Herzensfreund! Brüderlichst und unveränderlich

ganz der Deinige,

Fouqué.

Nr. 43.

Nennhausen, am 22. Februar 1816.

Du lieber Waffen- und Sangesbruder Carl, und Sie, holde, liebe Herrin Auguste, — wie soll ich denn Beiden so recht aus ganzem Herzen danken für solch ein Geschenk! Und nun gehört auch Retzsch so ganz mit dazu, der meinen Sintram in eine Engelsgestalt verklärt hat, den Sieg über Tod und Teufel ihm in das nur eben erst aufblühende Jünglingsantlitz herrlich hinein blitzend.[2]) O lieber Gott, wenn mir von solchen Menschen so gar viel der holdesten und zartesten Huld wiederfährt, was klag ich Thor denn fürder noch? Ist nicht das Leiden, welches bisweilen in mein allzustolzes Herz so recht brennend, verletzend, feindseelig höhnend hernieder fährt, — ist es nicht ein ganz nothwendiges Gegenmittel, um das Uebermaass meines Freudengefühles zu hemmen? Nur freilich — ein weiches, weinendes Wesen bin ich dennoch

[1]) Leider wissen wir nicht genau, welche der dramatischen Dichtungen Fouqués die Prinzessin so inspiriert hat. Doch darf man an die am Rhein spielende Tragödie „Die zwei Brüder", Cottasche Buchhandlung 1817, 147 S. 8. denken, s. Brief 43. S. 170. Fouqué hätte dies Stück dann in der kurzen Zeit vom 10. Januar bis 22. Februar geschaffen.

[2]) Leider ist mir dieses Bild von Retzsch nicht erreichbar.

Digitized by Google

allerwärts, wo nicht das Eisen des Kampfes zur Sprache kommt — aber es ist ja Alles gut, wie es der Herr gemacht hat. —

Und so auch werdet Ihr lieben, weit bessern Menschen, als ich es bin, gewiss recht nachsichtsvoll mit mir umgehn, wenn ich im nächsten Mai, so Gott will, endlich in der That nach Scharffenberg gelange, mit Leib und Seele zugleich, nicht nur in sehnenden Wünschen, wie bisher. —

Morgen Abend gedenke ich in Berlin zu sein und Uebermorgen Vormittag zu erfahren, wie es eigentlich mit der Aufführung der Undine steht. Auf anderweitige, nicht durch mich veranlasste Fragen soll das Directorium erwiedert haben, es seie damit ganz nahe vor der Thür. Auch nehme ich für Brühl mein neues Trauerspiel: „Die zwei Brüder" mit; natürlich aber muss es vorher noch die Hoheit Marianna sehn.[1]) —

Gott befohlen, Ihr fernen, holden Lieben, und schliesst mich freundlich in Euer Gebet ein. — Marie grüsst gar herzlich. — Noch zeige ich Dir an, lieber Carl, dass eine evangelische Gesellschaft, zu der ich gehöre, kleine Erzählungen und Lieder als Geschenk für katholische Arme drucken lässt.[2]) Könntest Du etwa dergleichen mit Nutzen für das grösste Geschäfft diesseits und jenseits: für die Erkenntniss unsres lieben Heilandes anbringen? Antworte mir bald. In 14 Tagen etwa hoffe ich wieder hier zu sein.

Gott befohlen, liebe Auguste! Gott befohlen, lieber Carl. Aus treuem Herzen aller mir so innig theuern Scharffenberger

Freund und Bruder,

Fouqué.

Von Deinen Liedern, lieber Carl, sage ich Dir noch nichts, als dass ich sie leise in mich hineingesungen habe mit tiefer Ahnung und Sehnsucht; aber Du weisst ja, es steht in meinem Zimmerchen kein Pianoforte, und im Saal treiben sich heut eine Menge Menschen herum, für welche, — oder doch für deren grössten Theil, — mir Deine Klänge viel zu lieb sind.

Nr. 44.

Nennhausen, am 7. März 1816.

Vergeblich, mein Sanges- und Waffenbruder, schaue ich, seit meiner Heimkehr von Berlin, posttäglich nach einem Blättchen

[1]) s. Brief 42, S. 169.

[2]) Man sieht, wie damals der konfessionelle Unterschied fast geschwunden war.

Digitized by Google

aus, von Dir oder Auguste beschrieben; vergeblich fragt mich Mietiken beinah noch öfter, als ich mich selbst, darnach, und meine sehnende Erwartung wird zur Aengstlichkeit. Wäre Eines von Euch krank? Oder Euer liebes Kind? — Ich will den mindesten Unfall annehmen: mein dankender Brief für das herrliche Geburtstagsbild habe Euch nicht erreicht. Und doch wäre auch das schon fatal genug. Was solltet Ihr von mir denken? Hoffentlich zwar nichts absolut Arges, aber es müsste doch nah an das Arge hinstreifen. Reisse mich bald aus meiner mannigfachen Unruhe, lieber Carl.

Im Mai kann ich nun noch nicht kommen, denn grade dahin hat Brühl die erste Aufführung meiner Undine verlegt.[1]) Aber desto ungestörter und heller soll uns mit Gottes Hülfe der Junius sein.

Deine Oper hat Beifall gefunden und erhält sich auf dem Repertoir.[2]) Dass ist aber Alles, was ich Dir sagen kann, da ich sie nicht selbst gesehn habe, eine Freude, die mir Brühl im Mai durchaus verschaffen muss. Dann bringe ich Dir mündlich ausführlichen Bericht, wie mir das Ganze erschienen ist, und welche Wirkung Deine Zauber auf die hundertköpfige Hydra, welche sich Publikum schelten lässt, hervorbringen.

Wie ist es mit unserm Oratorium? Wie mit so tausend Dingen, die mir sehr am Herzen liegen? Unter diese gehört ganz vorzüglich eine zweite Liedersammlung von Dir und mir. Es wäre hübsch, wenn Du mir wieder Stoff zu solchen Dichtungen aufgäbst. Grade auf diese Weise ist es uns, wie ich klar zu fühlen glaube, vorigesmal am Besten gelungen.

Unendlich viel habe ich Dir zu sagen, aber das Mehrste nicht anders als mündlich. Wie die heitre Frühlingsluft vor meinen Fenstern weht, ist es, als brächte sie Grüsse aus Scharffenberg und verkündete uns schöne, blühende Tage dort. Sie kommt beinah aus Eurer Gegend. — Nun Gott wird doch endlich Gnade geben zur Erfüllung dieses innigen langgehegten Wunsches.

Meine Frau grüsst freundlichst Dich und Deine holde Auguste, der ich nun bald wieder einige Büchlein zu senden hoffe, da doch Cotta wohl endlich mit dem unlängst begonnenen Druck zu Stande kommen wird.[3])

---

[1]) s. Einleitung, S. 20.

[2]) s. Brief 38, S. 161, Anm. 2.

[3]) „Sängerliebe". Eine provenzalische Sage von Fouqué (Cotta, 1816).

Digitized by Google

Noch eine Anfrage. Glaubst Du, dass beiliegende Druckbogen Deinen Glaubensgenossen vortheilhaft sein könnten, und weist Du Gelegenheit zu deren Ausbreitung? Ich könnte Dir dann noch mehr senden, durch Vermittelung eines christlichen Vereins in Norddeutschland, der keine Confession ausschliesst, und zu dem auch ich gehöre.[1])

Gott mit Dir und Augusten und Euerm lieben Kinde! — Mietiken grüsst gar inniglich. — Aus treuem Bruderherzen

ganz der Deinige,

Fouqué.

Liess doch ja Uhlands Gedichte. Mehrere von ihnen würdest Du gewiss mit Melodien beschenken.

Nr. 45.

Apel an Miltitz.

Leipzig, 26. April 1816.

Der Teufel hat offenbar zuweilen sein Spiel, mein theurer Freund, sonst wär es unmöglich, dass ich seit ein paar Monaten drei Briefe von Ihnen erhalten hätte, ohne einen einzigen selbst geschrieben zu haben, und selbst dieses Blatt liegt seit diesem Morgen um 7 auf dem Schreibtisch und erst in diesem Augenblick, es schlug eben zehn, komme ich dazu, die ersten Zeilen darauf zu schreiben.

Zuerst Ihnen und Ihrer lieben kleinen Crescentia recht grossen Dank für das für mich gezogene und mir übersendete Loos zu Retsch's Gemäldelotterie. Ich sende Ihnen hier den 1 Rth. Einlage, denn wollte ich ihn mitbringen, wenn ich Sie diesen Sommer, wie ich hoffe, besuche, so vergässen wir über den Werth der Bilder am Ende das Loos, und ich blieb ihr Schuldner, wie mit Briefen, so auch mit baarer Zalung. Wenn mein, unter so günstigen Verhältnissen gezogenes Loos nicht gewinnt, so hat die Lotterie eine ganz eigne Art Fortuna.

Mir liegt meine lange Pause im Schreiben so schwer auf dem Herzen, dass ich noch einmal davon anfangen muss. Wirklich, liebster Freund, Sie müssen mir zuweilen diese ärgerliche Eigen-

[1]) s. Brief 43, S. 170.

Digitized by Google

heit vergeben. Bilden Sie sich ein, ich sei zuweilen in einem todähnlichen Schlaf, es ist mir fast selbst als wär es so, nur, dass dieser Schlaf hässliche Träume hat. Könnt ich Ihnen nur so lebendig sagen, wie ich es weiss und fühle, dass ich voll wahrer Liebe und Achtung mit dem Geist bei Ihnen bin, wenn mir auch zuweilen ein dämonisches Wesen die Sprache entzieht. Seyn Sie mir nicht böse darum, lieber Freund.

Dass ich Sie diesen Sommer besuche ist wol ohne Zweifel, aber die Zeit fürchte ich nicht so bestimmen zu können wie ich es wünschte, um zugleich Fouqué bei Ihnen sehen zu können, wenn dieser gegen Ende May kommt. Eine halbe Geschäftsreise — ich will nämlich meine Tochter in eine Erziehungsanstalt in Herrnhut bringen — führt mich durch Meissen, und da mir die Amtsverhältnisse, in den(en) ich einmal lebe nicht zwei Ausflüge in kurzer Zeit gestatten, so muss (ich) den Wunsch, Sie auf Ihrem Rittersitze zu sehen, durch jenen Reiseplan modificiren. Indessen denke ich mit meinem Mädchen in der ersten Hälfte des Junius, vielleicht schon in den ersten Tagen des Monats hier abzugehn, und da treffe ich Sie vielleicht mit Fouqué noch zusammen und bleibe, wenn weder Hof noch Bad, noch andre Weltlichkeit auf Sie Ansprüche macht, ein paar Tage bei Ihnen. Da hoff ich denn Fouqué's Oratorium bei Ihnen zu hören und Mehres von Ihrer Komposition, den Operntext: die Nelke[1]) läs ich aber zuvor lieber. Schicken Sie mir ihn wol bald? Wenn Sie ihn bald brauchen, so erhalten Sie (ihn) noch vor unserm persönlichen Zusammenkommen durch die Post zurück.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen von meinen Winterbeschäftigungen viel, oder doch wenigstens etwas bedeutendes und interessantes schreiben. Wenig Winter meines Lebens sind so spurlos vorübergegangen als dieser. Zum Theil war Uibelbefinden daran Schuld, indem meine beiden Plaggeister Zahnschmerz und Halsweh mich abwechselnd besuchten, zum Theil eine ärgerliche Zerstückelung meiner Zeit durch verdriessliche Geschäfte, die mir eine Menge von Schreibereien und Gesprächen herbeiführten, wobei es keine Muse in meiner Nähe aushalten wollte. Ich hoffe im Sommer etwas nachzuholen und mich durch meinen Ausflug zu Ihnen wie durch eine Lustration für die Rückkehr des Genius zu heiligen. Ach, wären mir die Flügel nicht gebunden, ich machte mich jetzt

[1]) Diese Oper Miltitzens ist nicht bekannt.

Digitized by Google

in dem herrlichen Früling auf den Weg zu Ihnen und erwartete Fouqué, wenn Sie mich so lang haben wollten, auf Ihrem Bergschloss. Wir wollten ein Weihnachtsoratorium zusammen arbeiten, zu dem mich Ihr Brief, worin Sie mir von Ihrem Weihnachtsfest schreiben, schon vorgen Winter begeisterte. Aber in unsrer $51^1/_2{}^0$ N. Breite muss so etwas in einer Frülingsnacht geboren werden, und so habe ich die Idee mir immer nur in der Ferne vorgehalten, um erst zu rechter Zeit sie im Fleisch des Wortes erscheinen zu lassen. Das Gloria der Coeliten, sollte doch von Ihnen ähnliche Töne bekommen, kurz es müsste werden, wie Sie es Sich denken, wenn keine Messe Ihnen genügt. Heut Abend würd' es, wär ich bei Ihnen.

Ärgern Sie Sich nur nicht, liebster Freund — ich wiederhole es Ihnen gern in jedem Briefe — über die und an den albernen Recensirereien sowol in der A. M. Z.[1]) als in ähnlichen Blättern. Die Leute wissen warlich nicht was sie wollen, als dass sie gern etwas sagen möchten. Man kann das Volk nicht genug meprisiren — um den schlechtesten Ausdruck für die Sache zu wälen. Prüfen Sie doch die Geschichte alles Zeitungs Urtheils. Das grösste Genie erfuhr erst Kälte und fürnehmen Tadel bis die allgemeine Stimme zu laut ward, dann rühmt das Zeitungsvölklein eben so albern wie es zuvor tadelte. Dagegen hilft auch nichts als immer neue Werke in die Welt hinstellen, wobei freilich der Musiker, den übrigens seine allgemeine Tonsprache über den Dichter hebt, den Nachtheil hat, dass er ein Orchester und ein Chor braucht, um seine Werke der Welt zu zeigen. Hierüber denke ich, sprechen wir manches. Ich wünschte — warlich nicht bloss aus Eigennutz, Sie müssigten Sich einmal ein paar Wochen für Leipzig ab, um einige Ihrer Kompositionen auch hier aufführen zu lassen. Eine mächtige Göttin ist die Gegenwart. Sie kennen den Zunftgeist, der unter Künstlern wie unter den Pariser Steinhauern die Meister hors de la hutte anfeindet und gern mit dem Namen der Dilettanten in eine besondre Sfäre verweisen möchte. Dieser alberne Geist bannt sich durch Gegenwart am besten. Mehr davon mündlich. Ach Gott, wie manches haben wir zu besprechen, von Geist, Leib und sogar der conventionellen Etikette der Kunst!

Fouqué's Gedicht an Stollberg[2]) nennen Sie mit vollem Recht

---

[1]) Allgemeine Musikalische Zeitung (Leipzig, Breitkopf & Härtel).

[2]) s. Brief 38, S. 162.

Digitized by Google

gelungen, wenn auch der Orientalis[1]) den Ausdruck übel nehmen will. Das Daseyn, und gleich rein und felerlos Hervorgehn eines Gedichtes gehört auch unter die fürnehmen Redensarten, die so wenig bedeuten als der gehorsame Diener. Es ist auch den Sprechern eben so wenig Ernst damit. Aber ein wahrer Dichter sollte sich schämen, so halbgewaschnes Zeug zu sprechen. — So gelungen mir nun auch Fouqué's Elegie an Stollberg scheint, so lese und höre ich F. lieber in seiner eigenen Sfäre, als in der, welche man gewöhnlich klassisch nennt. Seine Poesie ist zu gewichtvoll und zu vielgestaltig für diese Gattung. Indessen freut es mich, dass er gezeigt hat, er kann es, wenn er will.

Ich bitte Sie, liebster Freund, schreiben Sie mir noch ein paar nur ganz kurze Zeilen, ehe ich zu Ihnen komme, damit ich sehe, dass Sie mir nicht böse sind, wegen meiner Unterlassungsünden. Ich bin selbst so bös auf mich, dass Sie es Sich wahrhaftig ganz ersparen können.

Es geht die Rede, dass diese Messe eine ungewöhnliche Menge von Gemäldesamlungen hierher zum Verkauf aufgebracht werden sollen, noch weis ich aber nichts Näheres darüber, sonst schrieb ich es Ihnen. Die Leipziger Kaufleute sind ganz versessen auf vortreffliche Gemälde, d. h. nicht etwa auf eigentliche Kunstwerke sondern auf Farbentafeln mit berühmten Namen, wahr oder unwahr, versehn. Ich kann es nicht verbergen, dass mir diese Manier fast etwas lächerlich vorkommt und dass ich mich beinah scheue ein Bild oder gar eine Samlung in Gegenwart solcher Connaisseurs zu betrachten. Das Interesse reicher Leute für und an Kunst und Kunstwerken ist recht gut, aber diese Art Kunstkrämerei versteinert und tödtet auch manches lebendige Gefül für eigentliche Kunst, und — schelten Sie mich nicht — unsre jetzige Teutomanie halte ich um kein Haar besser, als die vorübergegangene Gräcomanie und Gallomanie.

Nun wollt' ich, ich brauchte nicht zu schreiben, sondern könnte es Ihnen sagen, wie von Herzen ich Sie liebe und achte. Ich freue mich darauf es bald zu können. Sie schreiben mir aber noch einmal, nicht wahr? und schicken mir den Opertext? Bitte!

Ihr

A. Apel.

---

[1]) Isidorus Orientalis = Graf Otto von Loeben, s. Brief 7, S. 78.

Digitized by Google

Nr. 46.

Apel an Miltitz.

Leipzig, 12. May 1816.

Warlich, Sie sind so gut, liebster Miltitz, dass ich mich innig schäme Ihre Freundschaft nicht mehr zu verdienen, oder doch dem Scheine nach zu kalt zu erwidern. Mein Brief vom 26. April — es kann wol seyn, dass er ein paar Tage später abgegangen ist, denn ich bin unzäligemal der Messe wegen unterbrochen worden — kann kaum in Ihren Händen gewesen seyn, als ich den Ihrigen erhielt, und bald darauf noch die so freundschaftliche Erwiderung meines Spätlings. — Meine ärgerliche Individualität vierteljährlicher Stummheit sollen Sie mir auch nicht für die Zukunft hingehen lassen, sondern nur für die Vergangenheit. Ich füle selbst, dass ein leidendes Hingeben an düstre Stimmungen nichts nutz ist, und dass man wenigstens ein Instrument, das für Temparaturwechsel zu empfänglich ist, lieber stimmen muss, als verstummen lassen.

Es trift sich für mich ganz prächtig, dass Fouqué erst im Junius zu Ihnen kommt. Ich hoffe gleich nach Pfingsten meinen Ausflug nach Herrnhut vorzunehmen, und dann, wie Sie es selbst vorschlagen, auf der Rückfahrt mich bei Ihnen absetzen zu lassen. Ist es thunlich so sage ich Ihnen auf der Hinfahrt schon einen flüchtigen guten Morgen oder guten Abend auf Ihrer Veste, die, wo ich nicht irre, vom Wege nicht weit abliegt. Doch lass ich mir den flüchtigen guten Morgen nicht anrechnen als Anticipirung meines Besuchs.

Mit den paar Tagen meines Aufenthaltes bei Ihnen wollen wir es so genau im Wortsinn nicht nehmen, und überhaupt mag ich nicht gern, eh ich den Geburtstag unsres Zusammenseyns bei Ihnen erlebt habe, schon von seinem Begräbnistage sprechen. Glauben Sie denn nicht, mein herzlich lieber Freund, dass ich mich auf diese Zeit freue und sie gern so weit verlängern als es die wunderlichen Schicksalsmächte, die man Verhältnisse nennt gestatten? Ihre so freundliche Einladungen machen mir einzig darum bange, dass ich so wenig dem Bilde entsprechen werde, wenn ich bei Ihnen bin, was Sie in der Abwesenheit von mir durch ein günstiges Vorurtheil sich gebildet haben. Denn ausser einer ehrlichen Haut rühme ich mich blutwenig zu seyn. Von meiner

Digitized by Google

musikalischen Gelahrtheit z. B. denken Sie viel zu vortheilhaft. Die Natur hat mich nicht zum Singvogel gebildet und wer diese innre Musik nicht hat, von dem will ich zwar nicht Shakesspeare's: the man who has no music pp. gesagt haben, aber ein solcher ermangelt doch eines sehr nothwendigen Stückes zum rechten Musiker; denn wie stumm und taub, so ist auch gesanglos und musiklos gewönlich zusammen. Ich kann mich daher höchstens für einen Musikstummen geben, an dem vielleicht die Natur selbst in einer Laune von Mitleid den Abbé de l'épée[1]) spielte. — Kurz, stimmen Sie das Instrument Ihrer Erwartung eine grosse Terz unter den tiefsten Kammerton, sonst ist kein Auskommen mit mir.

Meine Tochter, die ich nach Herrnhut bringe, ist 9 Jahr alt, und heisst Maria Ottilie, gewönlich in häuslicher Abkürzung Lilli genannt. Halten Sie mich nicht für unväterlich, dass ich mein Kind ausser dem Hause will erziehen lassen, es kostet mich Uiberwindung, aber meine Uiberzeugung sagt mir, es ist so besser, und so sehr ich die Stimme des Gefüls liebe, so halte ich es doch für unrecht ihr zu folgen, wo die Uiberzeugung in gar so offener Disharmonie mit ihr klingt.

Sie sollen mich sehr viel oder vielmehr Alles von Ihren neuen und alten Kompositionen hören lassen. Nur, das bitte ich Sie dringend, verlangen Sie nicht tadelnde Kritik, wo ich nichts zu tadeln finde, und machen Sie mir nicht den Vorwurf, den Sie mir schon einmal, im Scherz hoffentlich, machten, als spiele ich den Nachgebenden Kenner gegen die Zeitvertreibe eines adeligen Dilettanten. Abgesehn davon, dass es mir gar nicht zusteht, den Kenner zu spielen, kommt mir das Vornehmthun der Leute von metier gegen Dilettanten sehr lächerlich und handwerkmässig vor. Versteht man unter Dilettantismus oberflächliche Faselei, so hat der Künstler Recht, wenn er ihn als Wasserreis auf dem Baume der Kunst betrachtet, aber dann darf er auch den, welcher nach Tiefe und Grund strebt, nicht Dilettanten nennen. Sie scheinen nicht meiner Meinung, dass der Zunftgeist durch persönliche Erscheinung gebannt werde. Ich meine es doch, und ich hoffe, die Erfahrung soll Sie wenigstens für den Fall, der uns jetzt am nächsten liegt, überzeugen. Auch hierüber wird es sich indessen besser sprechen als schreiben. Dass R.'s[2]) Urtheile nicht immer von Ein-

[1]) Charles-Michel, abbé de l'Épée (1712—1789), der Begründer des französischen Taubstummenunterrichts.

[2]) Friedrich Rochlitz, s. Brief 9, S. 82.

Digitized by Google

seitigkeit u. Trockenheit, wie Sie sagen, frei sind, gebe ich Ihnen unbestritten zu. R. könnte mehr seyn als Künstler und Kritiker als er wirklich ist. Er hat sich immer von seiner frühesten Zeit an etwas fürnehmes aneignen wollen, und dieses Streben setzt immer eine innre dunkel gefülte Unzufriedenheit des Menschen mit dem voraus, was (er) wirklich ist, und dieser Zweifel, ob seine Natur den möglichen Anforderungen einer Idee oder eines ideenreichen Menschen genügen möge, drückt sich natürlich im Urtheil durch Unsicherheit aus, die sich bei einem Anflug von Weltklugheit gern als vornehmisirendes Ablehnen ausspricht, so ist die Form der Urtheile ungefehr: Der Schnee ist in der That recht glänzend rein und farblos, indessen kann man nicht ganz in Abrede stellen, dass seine Weisse doch beinah an das Uibertriebene, um nicht zu sagen, an Karikatur gränzt. Wird er sich künftig u. s. w. Solchen Urtheilern liegt nichts an dem Urtheil und seinem Werth, genug wenn es nur des Kritikers Renommée nicht stört, gesetzt auch der Wind änderte sich und bliess den Weihrauch des Publikum auf eine andre Seite.

Schmälen Sie nur nicht wegen meiner Aeusserung über den östlichen Isidor.[1]) Ich halte ihn weder für einen Dichter noch für keinen, denn, aufrichtig gesagt, ich habe noch nichts von ihm gelesen, ich will es aber thun, eh' ich zu Ihnen komme. Uibrigens wollen wir nicht so streng seyn, lieber Miltitz und wie die Natur alles singen lassen, was singen will, auch jedem sein Futter gönnen, wozu auch Hörer und etwas Beifall gehören, denn etwas Gutes ist in jedem Menschen, was man besser pflegt, als mit dem Bad ausschüttet. Vielen felt nur, dass sie einen andern Dialekt reden wollen als ihnen die Natur angeboren hatte. Meint es aber einer nur ernstlich, so findet er endlich doch wol was sich für ihn schickt, oder er sieht ein, dass er einen garstigen Dialekt nachplapperte, weil er sich in ein hübsches Maulchen verliebt hatte, das ihn zuerst darin vorsprach. Sie kennen, wie es scheint, den Isidorus näher und persönlich, da müssen Sie nun wissen, ob ich richtig vermuthe, wenn ich glaube, dass er vielleicht auch eine fremde Weise singt.

Sie hätten mir immer Ihre Operskizze schicken können. Nun, ich werde sie doch bei Ihnen sehen. Viel Massen in zwei Akte zu zwingen ist freilich etwas beschwerlich. Indessen glaub' ich

[1]) Isidorus Orientalis, s. Brief 45, S. 175.

Digitized by Google

sollte die grosse romantische Oper sich immer auf zwei Akte beschränken. Drey grosse Akte muthen allen Interessenten zu viel an, und drei kleine zerstückeln. Die Nelke muss sich allenfalls auch in zwei Akte bringen lassen. Der jüdische Arzt als Buffo ist gewiss richtig an seinem Platz.[1]) Nur die Zeit! Denn die Kirchenscene mit dem Alten und dem Kind möcht' ich ungern auf dem Theater entbehren. Auch darüber mündlich.

Genug für heut. Ich notificire Ihnen noch im Lauf dieses Monats meinen Abgang von hier. Möge Sie dann nur der Hof nicht an sich ziehen. Folko und was ich sonst von Ihnen habe, bringe ich mit. Empfelen Sie mich Ihrem ganzen Hause auch der lieben kleinen Looszieherin Crescentia, die sehr richtig mit ihrem kleinen Händchen das Glückliche Loos nicht anticipirt hat, das sie künftig selbst für die bessere Loterie austheilen wird, wo sie grosses Loos ist und Glückspenderin zugleich.

Von ganzem Herzen

Ihr

Apel.

Nr. 47.

Apel an Miltitz.

Leipzig, 6. Jun. 1816.

In dem Drang des Einpackens und mancherlei Anordnungen nur ein paar flüchtige Worte, mein geliebter Freund. Uibermorgen ♄[2]) 8 Jun. oder wenn der Böse sein Spiel hat, wenigsten Sonntag 9 Jun. denke ich von hier abzugehn. Es wär mein grosser Wunsch die Nacht vorläufig bei Ihnen zubringen zu können, als einen Vorabend des nahen Festes, allein ich habe in Meissen einige Geschäfte abzuthun zwar nicht für mich sondern für eine Freundin meiner Frau, die bei uns lebt und auch als bisherige Besorgerin meiner Tochter diese nach Herrnhut begleitet. Aber bei Ihnen vorbeifahren wär doch eine zu weit getriebene Resignation, also Sonntag oder im Verspätungsfall Montag Vormittag poche ich an Ihr Felsenschloss, doch nur auf ein halbes Stündchen, so lang der Postillon es sich gefallen lässt, denn den Vormittag muss ich noch in Dresden eintreffen, wo ich bis zum folgenden Tage bleibe. So

[1]) vgl. Einleitung, S. 40.

[2]) ♄ = das alte Zeichen für Sonnabend.

Digitized by Google

kurz es seyn kann, freue ich mich doch sehr auf dieses Vorspiel meines Besuches bei Ihnen, noch mehr aber versteht sich auf das längere Zusammenbleiben wenn ich zurückkomme. Sollt' ich Fouqué nicht erwarten können, das thät mir sehr leid, aber ein ähnlicher Fall wie bei F. nöthigt mich zu Johannis in Leipzig zu seyn, wenn F.'s Gottfried nämlich sein treuer Diener ist. Der meinige, den ich 12 Jahre habe, soll auf Johannis einen lang gehofften Dienst erhalten, wo er und seinetwegen auch ich in Leipzig nicht fehlen dürfen. Nun das findet sich.

Hätt' ich nur recht viel, dass ich Ihnen mitbringen könnte, aber bei meinen poetischen Sünden bin ich sogar ein armer Sünder, und wie ich Ihnen schon bekannt habe, ein fauler obendrein. Geben Sie acht Sie mögen mich gar nicht wieder haben auf dem Rückweg, wenn ich einmal bei Ihnen gewesen bin.

Das ist prächtig, wenn Sie Fouqué's Oratorium bald fertig haben. Ist denn in Dresden nicht eine Gesellschaft, die so viel Sinn hat, um sich zum Versuch einer neuen Musik ohne Apparat, Auditorium und Ankündigung zu versammeln?

Eine Oper muss Ihnen Fouqué schreiben. Wenn ichs auch könnte, so machte Fouqué dergleichen tausendmal besser. Meinen Sie nicht, das aus Gozzi's Märchen sich herrliche Opern machen müssten?

Nun grüssen Sie alle Bewohner Ihres Hauses von mir, und tragen Sie besonders den Damen meine Bitte vor, dass sie an dem Humor, dem die Natur sich bei meiner Bildung hingegeben hat, kein Aergerniss nehmen. Ich bin deswegen doch eine ehrliche Haut und von ganzer Seel' und Gemüth

Ihr

A. Apel.

Sah früh im Morgenscheine
Der Pilger über Land,
Vom hohen Burggesteine
Wo schönes Glück er fand.

Nehmt altersgraue Massen
Des Pilgers Abschiedsgruss,
Der viele Lieben lassen
Mit banger Seele muss.

Und jedem Segen offen,
Sei stets das theure Haus,
Des Wiederfindens Hoffen
Nimmt Pilger mit heraus.[1])

2. Juli 1816.

[1]) Zwischen diesen auf einem Beiblatt der Briefe erhaltenen Versen und dem vorigen Briefe liegt Apels Aufenthalt in Scharfenberg, s. Einleitung, S. 49 f.

Digitized by Google

Nr. 48.

Apel an Miltitz.

Leipzig, den 4. Juli 1816.

Litera non erubescit, sagt das Sprichwort, und eine andere gute Seite der Litera ist auch, dass sie nicht vernehmlich stockt, wie das gesprochne Wort, das in manchen Situationen, z. B. beim Abschied von sehr lieben Freunden nicht allezeit frei und ungebrochen hervor will. Also schriftlich meinen innigen herzlichen Dank, lieber Herzensfreund, für alle Freundschaft, für die schönen herrlichen Tage bei Ihnen und für die Erinnerung, die jene Zeit wie ein theures und lange leuchtendes Kleinod aufbewahren kann. Ich werd es Ihnen nie sagen können, wie lieb mir jene Tage waren, und wie lieb Sie selbst und Alles, was mir in Ihrem Hause einen so freundlichen Aufenthalt bereitete.

Wir wurden unterwegs tüchtig durchschüttelt und kamen fast zerschlagen, aber doch ganz und unbeschädigt, übrigens ausgehungert bis zur Mattheit an, denn der Kontrast der „süssen freundlichen Gewohnheit des Essens und Trinkens" in Scharffenberg mit den unwillkührlichen Fasten auf der Reise war zu auffallend. Ich fand eine Menge Briefe, Bücher und unter diesen eine ungeheuer breite Anzeige meiner Metrik in der Jenaischen A. L. Z. die mich in ihrer Tollheit ziemlich divertirte und mir Gelegenheit zu einer etwas spasshaften Vorrede vor dem zweiten Theil geben soll.

Wegen Böhlen bei Grimma habe ich meine Spione ausgeschickt.[1]) Ich werde aber erst morgen Nachricht bekommen, doch kann ich diese nicht abwarten, ehe ich Ihnen meine ersten Worte aus Leipzig zuschicke. Musikdirektor Schulz besuchte mich gestern. Ich liess die Vexilla regis, das Ecce quomodo, das Missale als alte Erscheinungen bei ihm vorüber ziehn und beschloss mit dem fünfstimmigen Gesang, wo er aus dem S. B. Sebastian Bach lesen wollte. Ich widersprach, weil die Musik älter sei und Bach meines Wissens niemals für katholische Kirchen componirt habe. Die Mittheilung verweigerte ich, als durch eidliches oder fast eidliches Versprechen gebunden, versprach aber die Stimmen des 5stimmigen für die Academie mitzubringen. Nun schreib ich sie selbst aus und lasse sie singen. Seyn Sie mir vorsichtig, das Niemand den Spott merkt und verdirbt.

[1]) Wahrscheinlich handelt es sich um eine alte Sage, die in diesem hoch auf dem Felsen über der Mulde thronenden Schlosse spielt, oder um ein Kaufprojekt?

Digitized by Google

Ich habe, wie ich beim Umwenden sah, ein sehr schlechtes schwarzes Blatt ergriffen. Das Ihre, was ich bereiten lasse, soll besser werden. Gott befolen, liebster Freund. Ich bitte durch Sie Ihre Frau Gemalin sich auch des Abwesenden mit einiger Theilnahme zu erinnern und eben das Ihren Herrn Bruder und Fräulein Luisen, meine Siegerin. Beide Frl. v. Plötz empfelen sich Ihnen und Ihrem ganzen Haus.

Von ganzer Seele

Ihr

A. Apel.

Nr. 49.

Apel an Miltitz.

Ermlitz bei Schkeuditz, 17. July 1816.

Gestern Abend spät erhielt ich Ihren Brief. Aber lieber, bester Miltitz, wie unverantwortlich liederlich und verwerflich (d. i. sehr bequem zum verwerfen) packen Sie Ihre Briefe! Hätte ich nicht nach dreimaligem Suchen doch es als reine Unmöglichkeit gegen meine eignen Augen behauptet, dass Sie mir das vergessene Buch ohne allen Geleitsbrief schicken könnten, so war Ihr Brief und mit ihm meine grosse Freude darüber verloren. So aber durchstört ich noch zum Glück den Umschlag, wo sich denn das Beste des ganzen Pakets in einem Winkelchen fand. Gehen Sie mir also künftig behutsam mit dergleichen Briefen von Ihnen an mich um, nicht wahr, Sie thun's? Vor allem andern nun von dem, den ich seit 8 Tagen vergebens erwarte, von Baron Fritz.[1]) Ihre Bestimmung werde ich befolgen, auch gewiss jeden Ihrer Wünsche, den Sie mir bei dem herrlichen Echo äusserten, in eben so vielen Wiederhallen bewahren und zu erfüllen suchen. Nun ein zweites, was mir auch sehr am Herzen liegt. Ich habe mir eine Aussicht gemalt, und möchte, dass Sie mir sie ausbauen helfen. Fouqué kommt, wie Sie mir schreiben, den 24. Wär es nun nicht ganz herrlich, wenn Sie dann gleich Sich selbst und Ihren Herrn Bruder zu ihm setzten und so geradeswegs hierher zu mir kutschirten? Den 25. wieder weg und nach Halle zu kommen bildet sich hoffentlich Freund Fouqué selbst nicht im Ernst ein. Halle liegt übrigens von meinem Gute nicht weiter als drei Stunden, wo also selbst ein sehr eilfertiger Reisender schnell hingelangen kann, wenn ihm

[1]) s. Brief 17. S. 107.

Digitized by Google

einmal die Geduld ausreisset. Muss nun Pfreund Pfouqué pfrüher oder spfäter doch pfort, so bleiben Sie bei mir; da Sie einmal nicht nach Töplitz gehn, so baden Sie hier. Ende gut, alles gut, sagt das Sprichwort, und Ermlitz itzt am Ende wie Töplitz, folglich ist es auch so heilsam, und wo der Vergleich hinkt, da helfen wir mit Stahlkugeln nach. Dabei führt mein Garten eine Menge Sand und Kies, so dass Sie selbst nach einem Quasi-Wolkenbruch trocknen Fusses darin spazieren können. Brächten Sie nun vollends mit Ihre Frau Gemalin und Udchen[1]) (ich sollte wol ütchen schreiben, jenes gefällt mir aber besser) und Fräulein Louise, das wär ganz himmlisch. Ich mache mir mit Minette immer die Einrichtung, wie Sie alle wohnen sollten, wenn nämlich die Schlossgewohnten mit landhäuslichen Räumlichkeiten sich begnügen wollen. Ach, es wär ganz über jede Vorstellung herrlich.

Hat der Kaupfung[2]) denn unserm Fouqué zugesagt? Das wär mir doppelt lieb, da er Ihnen gefallen hatte. Wenn ihn F. noch einmal lesen will, so soll er ihn von mir bekommen. Ich vergesse immer selbst, was ich vor wenigen Jahren geschrieben habe, und Kunz wird nächsten 6. November 9 Jahr alt. O könnt ich doch jetzt bei Ihnen seyn und mich an F. und Ihrer eignen Freude über ihn freuen. Haben Sie ihm Ihre Erzählung vom Becher gelesen? Ist sie fertig? Was sagt er dazu? Was zu dem Oratorium?[3]) Wie gefällt ihm der Chor, wo die Klarinetten anfangen mit dem Satz, den ein gewisser, sehr gemütvoller, aber jetzt zu sehr beschäftigter Komponist einem gewissen Harmonikaspieler für die Harmonika erweitern wollte? Was sagt er zu dem Anfang: Du wirst seinen Leib nicht etc.? Davon hätten Sie mir wol ein Sylbchen schreiben können. Den 5stimmigen Satz habe ich noch nicht können probiren lassen, weil ich laut Datum nicht in Leipzig bin, sondern in Ermlitz, wo ich Sie und Fouqué erwarte. Sie können aber alle Briefe wie gewöhnlich nach Leipzig gehen lassen, ich bekomme sie durch den Boten sicherer und schneller als durch die Post.

Wüsste ich nur ein Wort, das ganz treu und wahr ausdrückte, wie lieb Sie mir sind, mein lieber Miltitz. Denken Sie sich eins, oder denken Sie an das, was Sie vielleicht auch nicht finden, und Sie haben es dann getroffen.

---

[1]) Miltitzens Töchterchen Auguste, s. S. 55.

[2]) Apels Trauerspiel: Kunz von Kauffung (erschien anonym in Leipzig bei C. G. Weigel, 1809).

[3]) s. S. 34: 44 f.

Digitized by Google

In Leipzig erwartet man morgen den jüngsten Tag. Wird er allgemein und verweilt sich nicht bloss an diesem berühmten Handelsplatze, so thue ich wohl, hier zu schliessen, um noch einige Vorbereitungen treffen zu können. Auf jeden Fall sähen wir uns doch jenseit des Welteinsturzes nur so verändert wieder, wie nach dem Ruinenfall[1]) d. h. etwas weicher und dem Heiligsten näher, wie damals dem Heiligen. Denken Sie alle nebst unserm Fouqué recht freundlich an Ihren

Apel.

Nr. 50.

Ermlitz, am 27. Julius 1816.

Du lieber, trefflicher Sanges- und Waffenbruder, wie schaue ich mit der innigsten Sehnsucht nach Dir hinüber! Ich fühle es gar lebendig, wie genau wir zusammengehören, und danke dem lieben Gott, dass er uns so innig zusammengeführt hat. Jetzt eben habe ich Apeln unser Burglied vorgesungen und dann mich recht herzlich mit ihm über den Burgherrn und die Burgfrau ausgesprochen. O mein Lied ist sehr wahr, das fühle ich im süsswehmüthigen Schmerze durch und durch[2]) —

Es ist sehr hübsch und freundlich hier, aber — nun, das weisst Du ja. Nur muss ich noch zu Deinem Troste hinzufügen, das Alles mit der Würde und Anständigkeit zugeht, die sich von Apels edlem Sinn und Wesen erwarten lässt.[3]) Er wird mir, ich möchte sagen: in jedem Augenblick lieber und lieber. Ja wohl ist er in unserm Bunde der Dritte, und passt um ein Merkliches besser hinein, als Schillers Tyrann von Syrakus in der zwei Freunde Bund.

Ich werde abgerufen. Gott seegne Dich, mein Herzensbruder, und bescheere der Dich zwiefach begabenden Muse das gewohnte fröhliche Gedeihen! — Viele Grüsse der guten Luise.

Unveränderlich ganz und gar

der Deinige,

Fouqué.

---

[1]) s. S. 50.

[2]) Dieser Brief enthält den Nachklang von Fouqués Aufenthalt in Scharfenberg. Über das Burglied s. Einleitung, S. 52.

[3]) Apels Familienverhältnisse waren nicht ganz in Ordnung. Er war nicht glücklich mit seiner allzu jugendlichen Frau, s. Einleitung, S. 45 und Brief 53, 54 u. 56.

Digitized by Google

Nr. 51.

Apel an Miltitz.[1])

Ermlitz, 29. Juli 1816.

Wieder, zum zweitenmal in demselben Monat schreib ich an Sie, innig geliebter Freund, aber dasmal kommt hoffentlich keine dreimonatliche Pause darauf. Nach den Tagen auf Scharfenberg müssen die Töne meiner Liebe zu Ihnen ununterbrochen fortklingen. Es wär nun gar so traurig nach so freudigen und freundlichen Klängen eine Stille ertragen zu müssen und Ihnen nicht sagen zu können, mit wie herzlicher Liebe ich ununterbrochen an Sie denke.

Vorigen Donnerstag (25. d. M.) fuhr ich, wie sich selbst versteht, mit dem frühesten nach Leipzig, um unsre Freunde zu erwarten. Abends zwischen 5 u. 6 schickte mir Fouqué ein paar Zeilen aus dem Hotel de Bav.[2]), wo er abgetreten war. Ich eilte hin, und der prächtige Fouqué versprach mir, gleich den folgenden Tag mit mir nach E. zu kommen. von da seine Höllenfahrt oder Hallefahrt vorzunehmen und zu bleiben, so lang es seines Reiseplans wegen möglich wär. Das war nun freilich bloss bis heut (29.), indessen doch etwas, und immer etwas sehr herrliches. Freilich bin ich seiner in diesen Tagen nicht so recht froh geworden, wir waren zu wenig allein und manches löset sich im Geist nur unter vier Augen. Indessen sind und bleiben diese Tage schöne leuchtende Punkte, die viel der folgenden zu erhellen bestimmt sind. Heut morgen ist er abgereiset, und der Abschied in den letzten Tagen dieses Monats war nicht weniger schmerzlich als der in den ersten Tagen.

O dass Sie nicht bei uns sein konnten, lieber Miltitz!

Baron Mitz Alseritz (?), um einen F'schen Nachklang klingen zu lassen, ist, wie er Ihnen in der Beilage wahrscheinlich weiter erzält, glücklich angelangt.[3]) Er versichert auch, dass es ihm gefalle,

---

[1]) Dieser Brief findet sich in Apels Kopierbuch. Ich verdanke ihn nebst mancher interessanten Notiz aus den Tagebüchern der Mitteilung des Herrn Theodor Apel auf Ermlitz.

[2]) Hotel de Bavière.

[3]) Baron Mitz Alseritz ist wohl eine von Fouqué aufgebrachte scherzhafte Bezeichnung des jüngsten Bruders des Carl Borromäus, des Freiherrn Friedrich Gustav von Miltitz, der damals zu längerem Aufenthalte nach Ermlitz übergesiedelt war.

Digitized by Google

was ich aber vorerst als Eintrittkomplimonie betrachte. Er ist mir sehr lieb, und ich wünsche herzlich, dass das Gefallen nach den Complimenten(?) zur Wirklichkeit werde. Was ich dazu thun kann, soll er gewiss nicht vermissen.

Wie oft haben wir Ihrer gedacht und der an allem Anmuthzauber überreichen Auguste. Fouqué hat mir seinen Besuch im nächsten Frühling (1817) mit voller Gewissheit zugesagt, und in der Nähe dieses Troubadours darf ich ja wol neben dem Besuch des Burgherrn auch auf die Erscheinung der Burgfrau von Scharfenberg nicht bloss hoffen, sondern auch etwas zuversichtlicher darum bitten? Verwechseln Sie mir aber damit nicht den diesjährigen Herbst. Für diesen hab ich schon Antwort. Was wir in Scharfenberg einmal flüchtig besprachen, soll hoffentlich, wenn Sie noch wollen, zur Ausführung kommen, nämlich ein Bändchen gemeinschaftlicher Erzälungen von Ihnen, F. und mir. Mich freut es ungemein, mit zwei so unaussprechlich lieben Freunden geeint, auch im Buche durch die Welt zu gehen, und in dieser Beziehung zu schreiben wie einen Brief, der eine gemeinsame Reise oder einen Besuch vorbereitet. Ihre Erzälung ist, wie mir F. sagt, noch nicht fertig. Ich bekomme sie doch früher zu lesen als Schrag und der Setzer? — Von den himmelvollen Oratorientönen ist F. nicht weniger entzückt als ich. —

Gott befolen, liebster Freund. Darf ich Sie bitten, beiden Damen in Scharfenberg meine Hochachtung und unbegränzte Ergebenheit zu bezeugen? Könnte ich's doch selbst ohne Vermittlung eines Briefes! Und dem lieben Udchen sprechen Sie doch auch einmal das noch nicht vergessne „Apen" vor.

Gott mit Ihnen. Ihr ewig treuer Freund

Apel.

Bald hätte ich Minette von Pl(ötz) vergessen, die ganz ausserordentlich sehr sich empfehlen lässt.

Nr. 52.

Nennhausen, 7. Aug. 1816.

(Bleistiftnotiz von Th. v. M.)

Wie ich hier wieder zu leben angefangen habe, und auch Undinchens fröhliches, ja glänzendes Gelingen auf der Bühne, magst Du aus meinem Briefe an Augusta sehn. — Die hohe Herrin war zwar in Berlin, aber nur auf Stunden, während ich auf eine un-

Digitized by Google

entbehrliche Weise in der Undinenprobe war. Nachher war sie schon wieder in Potsdam, und am Geburtstage des Königs nach gewohnter Sitte unsres Hofes mit der übrigen Königl. Familie ganz in der Stille auf der Pfaueninsel, so dass ich sie also noch nicht gesprochen habe. Sie reist nun in wenigen Tagen nach ihrem geliebten Homburg ab, von wo sie erst in 4 bis 6 Wochen zu uns wiederkehrt. Doch hoffe ich noch Gelegenheit zu finden, ihr in dieser Zeit zu schreiben und lege ihr dann Deinen Wunsch wegen des Oratoriums, oder vielmehr Deine wahrhaft erhabne Huldigung schriftlich vor. —

Empfiehl mich Luisen und bleibe mir doch ja immer recht innig gut, mein theurer trefflicher Carl! — Aus ganzer Bruderseele

der Deinige,

Fouqué.

Gustav empfiehlt sich Augusten und Dir auf das ehrerbietigste und herzlichste. — Mit meiner Gesundheit geht es Gottlob gut.

Nr. 53.

Carl von Miltitz an seinen Bruder Alexander.

Scharffenberg am 13. August 1816.

. . . . Einer der wenigen Menschen, an die ich mich mit voller Liebe lehnte, sein Herz und seinen Geist in gleichem Grade bewundernd, er der — für mich die unerlässliche und ausschliessliche Bedingung zu völligem Vertrauen und ächter Freundschaft — Augusten mit gleicher Freundschaft liebte als mich — Apel ist nicht mehr. Er starb am 8. (9) August in Fritzens Armen an den Folgen des organischen Fehlers im Halsse, der ihn schon so oft dem Grabe nahe brachte. Er ist hin und mit ihm die eine Hälfte meiner geistigen Existenz. Sein Beyfall war in gelehrtem und ästhetischem Treiben mein Zweck und Lohn. Er war mir fast mehr als Fouqué. Seine Stelle im Herzen bleibt unersetzt: denn wo fände ich soviel Liebenswürdigkeit, soviel Güte bey solcher genialen Kraft und so siegender Gelehrsamkeit? Er hat meiner in seinen letzten Augenblicken gedacht — das wiegt die ganze Dresdner Welt an Qualität und Quantität auf, und ihr Vergessen meiner Individualität ist mir nun eine wahre Wohltat. — Fräulein Plötz, die in Apels Hause lebte und die einzige, die dort seiner

Digitized by Google

würdig war, soll nach des Verewigten Wunsch in meinem Hause bis zu anderweitigem Unterkommen bleiben. Ich erwarte sie mit Ungeduld![1]) . . . .

Nr. 54.

Nennhausen, am 19. Aug. 1816.

Noch während meine ersten Thränen um unsern theuern Apel flossen, musst' ich Deines Schmerzes gedenken, o Du mein herzlieber Carl. Gott hat uns sehr viel genommen, indem er diesen herrlichen Freund von uns hinwegrückte. In den wenigen Tagen unsres Beisammenseins fühlte ich mich ihm schon so genähert, als hätten wir einander Jahre lang Aug' in Auge gesehn. Wie muss es nun erst Dir sein, Carl, der in dem traulichen Scharffenberg, wo jedem Menschen das Herz aufgeht, der eins hat, Wochen mit ihm verlebte, der freundschaftlichen und künstlerischen Mittheilung geweiht! Lass uns Zurückgebliebne nun nur recht fest aneinanderhalten und den verklärten Freund in brüderlicher Liebe feiern, so lange uns der liebe Gott noch beisammen lässt. Du wolltest ja ohnehin im September aus Scharffenberg reisen, Carl. Wie wäre es, wenn Du nun zu mir kämst! Wir haben Einer Balsam für des Andern tiefe Wunde, und das Erdenleben ist ja so unsicher. Lass uns die edlen Gaben der Freundschft und Kunst, wo es sie uns freundlich beut, mit dankbarer Bereitwilligkeit pflücken. — Seltsam war es mit den Sorgen, die ich Dir in meinem letztern Briefe für unsres Freundes irdische Zukunft an's Herz legte. Am 9., wo der Brief abging[2]), war Apel schon bei Gott. Seltsamer noch war es, dass ich, eben das vierte Buch des Alethes[3]) beginnend, grade indem Fritzens Brief kam, folgende Worte schrieb:

„Es giebt Schmerzen, die für aufrichtig gottsuchende Menschen nur in der Möglichkeit da sind, niemals aber in unser wirkliches Leben hereinbrechen, denn auch selbst auf Irrwegen

[1]) Minette von Plötz (s. Brief 48 und 50 und Einleitung, S. 49) verheiratete sich später in Meißen und starb im Jahre 1840. (Th. v. M.).

[2]) Man könnte an Brief 52 denken, aber dieser enthält von Apel kein Wort. Demnach hatte Fouqué am 9. August noch einmal an Miltitz geschrieben, dieser Brief liegt mir nicht vor.

[3]) Die wunderbaren Begebenheiten des Grafen Alethes von Lindenstein. Ein Roman von Fouqué, Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern, 1817.

Digitized by Google

gängelt der unsichtbare Vater die Kinder, welche sein nicht ganz vergessen und ladet ihnen nie mehr auf, als sie tragen können."

„So ward es auch jetzt unserm armen, enttäuschten Alethes nicht zugemuthet, Holanden sprechen zu müssen. Wohl dachte er — einige schlaflose Stunden lang schmerzhaft im Park umherirrend — mit seltsamer Verwirrung daran, wie denn das nun werden solle, wenn die im tollen Irrthum Geliebte ihm freundlich und glühend entgegen trete, — sie, auf deren Sündenverzeichniss er nicht einmal eine absichtliche Täuschung schreiben konnte; — das ewige Erbarmen hatte ihn derweil schon darüber hinweggehoben."

Da öffnete ich den Brief, und sahe nun erst, wie lange die ernste Botschaft: das ewige Erbarmen hatte ihn derweil schon darüber hinweggehoben, ungeahnet bereits wirklich neben mir lag. O Carl, wie ernst und wunderbar ist es um das Menschenwort! Grade so wird auch in unsres seeligen Freundes „Neujahrsnächten" [1]) prophezeiht, so unbewusst und doch so deutlich. —

Vor der Hand denke ich einen Aufsatz für das Morgenblatt einzusenden, den Tod und das literarische Wirken des Vorangegangenen betreffend. Dann — so bald es fertig aus meinen Innern, wo es schon tönt, heraus ist — sende ich Dir ein Lied, und wenn Du es musikalisch genug findest, componirst Du es, und schickst es an Freimund Reimar [2]), eben auch für das Morgenblatt, später für meine Gedichtsammlung. Hast Du noch eine grössere Feier für unsern lieben Todten im Sinn, so theile mir Deine Ideen mit.. Du kannst denken, wie ich darauf eingehen werde.

Gott seegne Dich, mein herzenslieber Carl. Brüderlich und unveränderlich ganz der Deinige,

Fouqué.

Meine Frau, Clara und Marie grüssen herzlich.

---

[1]) Diese „Neujahrsnächte" Apels sind nicht gedruckt, doch stehen sie in seinem mir vorliegenden Konzeptbuche, das dem Freifräulein Therese von Miltitz gehört.

[2]) Fouqués Nachruf an Apel steht in Nr. 222 des Morgenblatts 1816. Das Lied, das an Freimund Reimar (= Friedrich Rückert) geschickt und von Miltitz komponiert werden sollte, ist mir unbekannt. Es fehlt unter den „Totenklagen" der Gedichte II.

Digitized by Google

Nr. 55.

Nennhausen, am 28. August 1816.

So eben, mein theurer Sanges- und Waffenbruder, habe ich einen Aufsatz zu unsres lieben, in Gott ruhenden Apels Ehrengedächtniss für das Morgenblatt beendet, und sende ihn mit eben dieser Post an Freimund Reimar ab.[1]) Ich hätte Dir eine Abschrift beigelegt, aber die Zeit ist zu kurz, und aufhalten wollte ich die Absendung auf keine Weise. Nun denke ich Dir auch bald das früher erwähnte Lied zu schicken. Wenn unser seeliger Freund noch irgend etwas für das Gespensterbuch hinterlassen hat, können wir: Du, Karoline und ich (vielleicht auch Kreisler) noch Erzählungen hinzufügen, und ich gäbe dann das Ganze als erneutes Andenken an den Seeligen heraus. Mit der Zeit hoffe ich eine Sammlung aller seiner Dichtungen zu Stande zu bringen.[2])

An Freimund Reimar habe ich bereits Deinethalb geschrieben. Wenn Du ihm früher, als mein Lied für Apel[3]) kommt, etwas zu schicken hast, so beziehe Dich nur dabei auf mich. Seine Adresse heisst: „an Dr. Friedrich Rückert in Stuttgart, abzug. bei'm Buchhändler H. Dr. Cotta."

Wie wir einander begegnet sind in dem Gefühl über unsres lieben Freundes Erlösung aus dem Erdenwirrwarr und in dem Erkennen der Nichtigkeit alles menschlichen Klugseins hat Dir nun schon mein früherer Brief gesagt. Denke Dir meine tiefe Rührung, (oder vielmehr theile sie), als ich durch Dr. Wendler folgenden angefangenen Brief Apels an mich erhielt:

„Ermlitz, 6. Aug. 1816.

„Während Sie, mein geliebter Freund, in Berlin Ihre Undine in neuem Glanz der Tonkunst und theatralischer Umgebung sich verherrlichen sehen, war es in Ermlitz nicht so froh und heiter um uns bestellt. Mir selbst hat das Geschick eine etwas harte und schmerzliche Prüfung zugesendet, durch eine Krankheit, die es sehr ernsthaft mit mir zu meinen scheint und mir unzweideutige Worte der Mahnung zuruft. Wenig Tage nach

[1]) s. Brief 54.

[2]) Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Wohl aber findet sich ein Teil von Apels sehr interessantem literarischen Nachlaß unter den Papieren Carls von Miltitz.

[3]) s. Brief 54. Auch unter dem Titel „Ein Ehrengedächtnis" veröffentlichte Fouqué einen Nachruf für Apel in den „Gefühlen, Bildern und Ansichten", Leipzig 1819, I, S. 169 f.

Digitized by Google

Ihrer Abreise ward ich von einem Halsschmerz befallen, den ich bald für Entzündung erkannte und auf die mir oft heilsam gewesne Art entfernte. Allein der Feind teuschte diesesmal nur durch seine bewiesene Nachgiebigkeit, denn er fasste mich von einer peinlichern Seite und lähmte oder schwächte mir wenigstens die Kraft der Lungen in solchem Grade, dass mein Athmen nur in einer Folge unhinlänglicher Versuche besteht. Die Erhitzung des Kopfes durch diese Anstrengung bringt dabei die über alle Vorstellung entsetzliche Schlaflosigkeit vor. Wie der Wasserscheue vor brennendem Durst vergeht, und doch den Anblick der Labung mit Zuckungen flieht, so geht es dem Schlafscheuen mit dem Schlaf, und Shakespeares „Makbeth hat den Schlaf gemordet", bekommt in solchen Nächten eine zum Wahnsinn führende Grässlichkeit. Ich zäle solcher Nächte jetzt vier in ununterbrochener Folge und bin davon so zum Tod matt, dass ich kaum die Feder halten und lesen kann, was ich schreibe. In der zweiten schien es mir ganz fülbar zu werden, wie der luftige Regent des Lebens wich und mir seinen Abschied sagte. Aber ich fasste alle Kräfte zusammen, nicht zwar in der Brust, denn diese war leer an Kraft, aber im Willen und im Glauben, denn ich wollte doch gern wenigstens mein Haus bestellen, oder wenn es sein könnte, noch einen Herbst und Früling leben mit meinen lieben Freunden. Und da mag ich wohl tapfer und gottwohlgefällig gekämpft haben, denn es blieb bei dem Todesschmerz für diesesmal. Nun will ich morgen nach Leipzig um den Arzt nah zu haben. Komme es wie Gott wolle, so wollte ich doch noch von hier aus meinen Abschied Ihnen schreiben, mein herzlich geliebter Fouqué, sei es ein wirklicher, oder ein geahnter. Aber für heute, gute Nacht."

Gute Nacht, mein lieber, lieber Apel! — Es waren, wie mir Wendler, sagt, die letzten Worte, die er schrieb, die Namensunterschrift seines letzten Willens ausgenommen. Es wird Dich tief erschüttern, aber ich fühlte, Du musstest dies eben so gut haben, als ich, und so schrieb ich es denn ab, mit zitternder Hand, aber mit ganz diplomatischer Genauigkeit. —

Und nun noch ein ehrliches, offenherziges Wort. Deine ablehnende Antwort hat Karolinen sehr tief verletzt. Sie meinte es von Grund des Herzens mit jener Aeusserung, und das Lob Deiner Gediegenheit sollte keineswegs eine Verkennung Deines

Digitized by Google

Künstlerthums ausdrücken. Sind ja doch auch Du und ich darüber einig, dass der ächte Künstler als ein gar tüchtiger Mensch auch in der äussern Welt feststehn soll, und ist das ja uns Beiden durch Gottes Gnade schon hin und her recht ordentlich gelungen. Gewisse brigadenmässige Streiche werden uns freilich niemals fehlen, und an deren Ausbleiben hat auch Karoline weder bei Dir noch bei mir sicherlich geglaubt. Aber sie meint nun, Du haltest sie für durch und durch hart und kalt und nüchtern, und fürwahr lieber Bruder, das ist sie nicht.

Cotta will unser Romanzenbüchlein verlegen, aber in Almanachsform, und mit ganz ausgeführten Kupferblättern. Da schreibe ich ihm denn mit eben dieser Post ein unumwundenes Nein, und mache ihm begreiflich, dass die Einrichtung auf meine vorgeschlagne Weise sehr gut zu treffen ist; auch bemerke ich ihm, dass er über das Honorar für Maler und Musiker noch gar nichts bestimmt hat. Darnach wird er hoffentlich klüger werden; sonst schaffe ich uns einen andern Verleger. Daran glaubt nur recht fest und zuversichtlich, und arbeitet hübsch fleissig.[1])

Wie gern arbeitete ich alsbald eine Oper für Dich! Du weisst aber, neben Hermanns Tod[2]) liegt mir noch Alethes[3]) auf dem Schreibtisch und eine tüchtige Correspondenz. Die Runenschrift?[4]) — Ich denke doch jetzt etwas aufführbarers und allgemeiner ergreifendes für Dich zu dichten, und das soll gewiss baldmöglichst geschehn.

Gott befohlen, mein sehr lieber Sanges- und Waffenbruder. Unveränderlich aus treuem Herzen

ganz der Deinige,

Fouqué.

Herzliche Grüsse unserm lieben wackern Fritz. — Gustav grüsst sehr herzlich, und fragt ob die gräfl. Familie Huldenberg aus der Oberlausitz aus Personen bestehe, oder aus Figuren?

---

[1]) Diese Mahnung gilt auch für Retzsch. Das „Romanzenbüchlein" scheint aber nicht zustande gekommen zu sein.

[2]) Altsächsischer Bildersaal. Von Fouqué, Nürnberg, bei Schrag, 1818—20. I. Band: Herrmann, ein Heldenspiel in 4 Abentheuern: 1) Vorspiel, 2) 1 Abentheure Herrmann und Thusnelda. 2. Abenth. Hermann und Germanicus. 3. Abenth. Hermann und Marbod. 4. 2 Abenth. Hermanns Tod.

[3]) s. Brief 54, S. 188 f.

[4]) Ein Stück aus den Dramatischen Dichtungen für Deutsche, 1813, s. Brief 12, S. 94.

Digitized by Google

Nr. 56.

Fouqué an Auguste von Miltitz.

Nennhausen, am 12. 7br. (September) 1816.

Sie haben mir ernste, gewichtige Gaben gesandt, liebe Auguste; empfangen Sie meinen gerührtesten Dank. Unendlich tief hat mich der Bericht von unsres Freundes[1]) Leiden und Sterben erschüttert. Hätte er sich nur versöhnen können mit jener unglückbringenden, aber doch auch gewiss recht sehr unglücklichen Frau![2]) — Liebe Freundinn, ich fühle nun recht, warum Gott uns ihn nicht länger lassen konnte. Lassen Sie uns wegschauen von diesem Nachtgebilde und hinüberblicken in die lichte Himmelsferne, wo die tiefe, innige Liebe seiner edeln Brust sicherlich volle Befriedigung findet, in der Liebe Dessen, Der uns alle zuerst geliebt hat. Ich hoffe auf ein gar schönes Wiedersehn mit meinem seeligen Freunde, und da werde ich's ihm denn so recht danken können, dass er mich schon hier auf Erden so treu und lieb in seiner Seele trug. — Den Weg dahinauf soll mir hoffentlich Ihr liebes Geschenk sehr fördern und erleichtern. Für heute kann ich nur noch von dem herrlichen Magdalenenbilde reden, dass an Lieblichkeit, an erhabner Bedeutung, an frommkindlicher Rührung wenige seines Gleichen findet. Ja, so muss man beten, um von Dem zu Gnaden angenommen zu werden, Der da sprach: „lasset die Kindlein zu Mir kommen, und wehret ihnen nicht." — Ich lege Ihnen ein geistliches Lied bei, das jüngst in seeliger Freudigkeit und Zuversicht aus meiner Seele quoll.

Prinzessin Marianne schrieb mir gestern aus Homburg an der Höhe, sie erwarte die Zueignung des Oratoriums mit Freuden und grossen Erwartungen von diesem Werk. Es kommt nun auf Carl an, ob er ihr etwa noch vor der wirklichen Uebersendung schreiben und für Ihre Erlaubniss danken will. Wenn es sich mit der Vollendung des Oratoriums noch verzögert, würde ich doch dazu rathen. Bis zum 1. October meint sie noch in ihrer geliebten Heimath zu bleiben. Später wäre der Brief nach Berlin zu richten. — Wenn Carl kommen könnte, es wäre sehr schön. Ich habe wieder so viel für ihn auf dem Herzen. Machen sie nur, dass er mir seine Erzählung bald sendet und treiben Sie auch den guten Fritz[3]),

[1]) Apels; s. Brief 53—55.

[2]) s. Brief 50, S. 184.

[3]) Friedrich Freiherr von Miltitz, s. Brief 51.

Digitized by Google

dass er seinen mir so lieben Besuch beschleunigt. Empfehlen Sie mich Luisen bestens. Marie grüsst gar herzlich und dankt für Ihren gütigen Brief. Sie kann selbst nicht begreifen, warum sie nichts von Udel[1]) geschrieben hat, da sie doch so viel von ihr spricht. Heute kommt sie nicht zum Antworten, denn morgen ist ihr Geburtstag, und da hat sie schon den kleinen Kopf ganz voll. Da wird es denn wohl das nächstemal ein ausnehmend gehaltreicher Brief werden.

Nun Gott befohlen, liebe Auguste, und erhalten Sie mir Ihre Huld. Ich bin mit der innigsten Verehrung und Ergebenheit

ganz der Ihrige,

Fouqué.

Nr. 57.

Nennhausen, am 3. 9br. (November) 1816.

Mein theurer Sanges- und Waffenbruder,

Wie kannst Du nur noch fragen und zweifeln über die Klänge Deines Oratoriums?[2]) Im rechten Sinn genommen ist jedesmal der höchste Styl der beste, gelte es auch nur eine Feen- oder gar komische Oper. In einem geistlichen Gedicht aber erfasst man nun gradezu Alles oder Nichts, d. h. man ist fromm oder gottlos. Und fromm ist wahr und wahrhaftig Dein Oratorium, welches ich voll heitern Stolzes das unsrige nenne. Gott wird es schon so machen, dass die reine, hohe Herrin auf irgend eine Weise dessen ganzer Herrlichkeit inne wird. Die Töne:

„Nun geht Jesus durch den Garten,
Wieder blüht das Paradies!"

ob ich sie gleich keinesweges zu spielen oder auch nur innerlich zu singen wüsste, gehn dennoch wie ein seeliger Chorgesang durch mein heiligstes Innres und bilden mir den erlösungsstrahlenden Mittelpunkt Deines ganzen herrlichen Werkes. Sie wird es schon auf irgend eine Weise vernehmen; dafür lass' ich einen Bessern sorgen, als wir Beide sind, die ganze Welt von Künstlern und

[1]) Miltitzens älteste Tochter Auguste.

[2]) Das Oratorium war unterdes bei Fouqué angekommen. Es ist nicht gedruckt, liegt aber handschriftlich unter den Notenschätzen der Dresdner katholischen Hofkirche. (Th. v. M.).

Digitized by Google

Nichtkünstlern noch obenein gerechnet. Dann würde es freilich späterhin sehr schön sein, wenn Du Dich der Arbeit eines Klavierauszuges für sie und für uns Alle, die wir im höhern Geiste wissen und finden, was es mit einem Oratorium auf sich hat, unterziehn wolltest. —

Am Geburtstage des Kronprinzen hat die Herrin auf dessen inständiges Bitten sich zum erstenmal (dass ich ihrem eignen Ausdruck treu bleibe) entschlossen, „die Bretter zu betreten", und zwar, um Frau Minnetrost in dem Augenblicke, wo sie den Otto für ihren und des starken Herrn Hugurs Sohn erklärt[1]), in einem lebendigen Gemälde (natürlich nur vor dem engern Kreise der königlichen Familie) darzustellen. Du fühlst wie diese Botschaft, aus ihrem eignen Munde mitgetheilt, mich erquickte, reinigte und vorwärts trieb auf der Bahn alles Rechten und Schönen.

Dame Linäken ist noch immer einigermaassen stätisch über Dein Antwortsbillet, und weiss ich noch nicht recht, wie ich es anfangen soll, das begehrte Verzeihungsdiplom bei ihr auszuwirken.

Für die Abendzeitung will ich gern Beiträge liefern, so bald es irgend gehn will. Für jetzt bin ich, ohne alle Hyperbel, dermaassen überhäuft, dass ich, wie die Reichsknechte im Götz von Berlichingen, schon für das Allerunaufschieblichste zu meinen Händen sagen möchte: „multiplizirt Euch!"

Retzsch hat rechte Engelsbilder zu meinem Ritter Toggenburg[2]) im Leipziger Frauenzimmer-Almanach geliefert. Das Ross auf dem ersten Blatte sieht meinem bei Lützen gefallnen lieben Gelben täuschend ähnlich.

Cotta will thörichterweise nicht an unser Querfolio.[3]) Jetzt stehe ich mit Schrag in Unterhandlung, und ich hoffe, es geht gut. Lasst uns nur alle Dreie schaffen, dass vor allen Dingen erst das Mspt. bereit liege.

Deine Duettsankündigungen[4]) will ich nach besten Kräften verbreiten. Vorläufig bestelle ich ein Exemplar für mich und eins für Frau von Stechow.

---

[1]) Szene aus Fouqués „Zauberring".

[2]) Ritter Toggenburg. Eine Erzählung von Fouqué: Frauenzimmer-Almanach . . . für 1817, S. 110—155.

[3]) Es handelt sich um das „Romanzenbüchlein", s. Brief 55.

[4]) Diese Duette sind in Meißen bei Gödsche erschienen, waren mir aber nicht erreichbar.

Digitized by Google

Gruss von den ehrnen Rochen[1]), die jetzt Beide hier sind. Der gute Fritz[2]) schreibt selbst.

Gott befohlen, mein herzgeliebter Bruder.

Ganz der Deinige,

Fouqué.

Nr. 58.

Nennhausen, am 22. 10br. (Dezember) 1816.

Von einem Tage zum andern, geliebter Sanges- und Waffenbruder, einer frohen Kunde aus Scharffenberg entgegensehend, verschob ich es, Deine innigen Briefe zu beantworten, in der Hoffnung, noch Schönres mit beantworten zu können. Es zieht sich jedoch wohl diese heitre Erwartung noch weiter hinaus, und ich darf die Rücksendung Deiner trefflichen Dichtungen nicht länger verschieben. Empfange meinen herzlichsten Dank für diese Mittheilung; und nicht nur meinen, sondern auch den von Dame Linäken und unsrer ganzen Gesellschaft, den Kinderling mit eingeschlossen. Ich bescheerte allen einen gar anmuthig schauerlichen Abend mit der Muhme Bleich.[3]) Mir ist nun unsres verewigten Freundes Vorahnung von Deinem Beruf zum Erzähler ganz unwiedersprechlich klar geworden. Fasse nur recht frischen und tüchtigen Muth zum Fortschritt auch auf dieser Bahn der Kunst. Nicht alle Menschen sind so einseitig wie ich. Wenn Leonardo da Vinci von seiner Staffelei aufstand, nahm er die Guitarre in den Arm, oder schrieb anmuthige Reime oder lehrreiche Werke. — Zu unserm Romanzengedichte hat Schrag viele Lust. Er bittet aber Dich und Retzsch um bestimmte Forderung Eures Honorars, und das wird endlich auch wohl Jeder wollen, der sich darauf einlässt. Schreibe mir — wenn es irgend sein kann — umgehend darüber. Hauptsächlich aber: sporne Retzsch, dass er mir Zeichnungen sendet, und dann sporne Dich selbst, dass Du meine Lieder componirst. Auch die ungefähre Zeit der möglichen Vollendung des Ganzen möchte Schrag — wie billig — gern wissen.

---

[1]) Gustav und Theodor von Rochow, Fouqués Stiefsöhne.

[2]) Friedrich von Miltitz, damals in Nennhausen Fouqués Gast.

[3]) Novelle von Miltitz im 3. Bändchen des von Fouqué und Laun herausgegebnen „Wunderbuchs". Leipzig, Göschen, 1817.

Digitized by Google

Jetzt dichte ich neben meinem Hermann[1]) auch an Romanzen und zwar auf unmittelbaren Auftrag meiner hohen, sichtbaren Muse. Du kannst denken, wie ich mich freute über diesen holden Befehl, und wie ich mit Lust und Aemsigkeit arbeite. Es gilt die reichen Abentheuer Ragner Lodbrogs.[2]) Mache nur, dass Du ihr unser Oratorium recht bald sendest; wenn es sein kann, noch im Jänner; wo es dann zugleich, so Gott will, auch mich in Berlin fände. Von ganzer Seele freue ich mich über der Herrin Brief an Dich. Ja, so was sieht ihr ähnlich.

Gottes Seegen mit Dir, lieber Carl, und mit Ihnen, liebe, holde Auguste. Wir alle beten darum.

Fritz ist wohlauf und grüsst herzlich.

Unveränderlich und innigst

Dein

Liedes- und Schwerdtbruder

Fouqué.

Hierbei folgt ein um gütige Aufnahme in seiner Geburtsveste bittender Puppedemske sammt noch zwei spassigen Gefährten.[3]) — Danke dem Hofrath Winkler[4]) recht herzlich in meinem Namen für die gütige Mittheilung der Abendblätter. Sie gefallen mir ausnehmend, und so bald ich nur irgend die Hände etwas freier habe, schicke ich ganz gewiss einen Beitrag.

Nr. 59.

Nennhausen, am 29. 10br. (December) 1816.

Glück auf, mein herzlieber Sanges- und Waffenbruder! Glück auf und abermals Glück auf zu der frohen Kunde[5]), die Du mir sendest! Seegne unser lieber Gott mit seinen reinsten, süssesten Gaben Mutter und Kind! — Wie macht es mich stolz und froh, dass Du mich zum Taufpathen erkoren hast! Ihr hattet mir noch nichts davon gesagt. Nun fiel die Freude desto überraschender

[1]) s. Brief 55, S. 192.

[2]) Ragner Lodbrog. Eine altdänische Sage in Balladen von Fouqué. Frauentaschenbuch 1818, S. 1—56.

[3]) Vielleicht Titel spaßhafter Erzählungen von Miltitz?

[4]) Karl Gottfried Theodor Winkler, bekannt unter dem Pseudonym Theodor Hell (1775—1856), Redakteur der „Abendzeitung", des belletristischen Hauptblattes der Restaurationszeit.

[5]) Am 14. Dezember 1816 wurde in Scharfenberg Miltitzens ältester Sohn, Leo (s. S. 55), geboren.

Digitized by Google

und voller zu mir herein. Ich bin ganz unaussprechlich froh über Dein Glück und bete um dessen blühenste Erhaltung. —

Dein Bergmönch[1]) ist eine herrliche Geschichte, in Erfindung und Darstellung noch vorzüglicher, als die mir doch sonst sehr liebe Muhme Bleich. Gieb diese Dichtung sammt inliegendem Briefe nur gleich an Friedrich Laun, den ich Dir einigermaassen auf den Hals gehetzt habe, ihm in einem frühern Schreiben sagend, dass Du oft zu viel an Deinen Erzählungen feiltest, und sie am Ende wohl gar zerrissest. Er solle deshalb etwas eilig auf die Ablieferung Deiner Mspte dringen.

Hier sende ich Euch einen Legendenalmanach.[2]) Ich bin diesmal mit den Kupfern nicht so zufrieden, als sonst. Cornelius[3]) scheint mir sich etwas in's Gemachte, Manierirte, ja wohl gar bisweilen in's Fratzenhafte zu verlieren.

Antworte mir nur ja recht bald und bestimmt wegen unsrer Romanzenunternehmung.

Das Gedam grüsst und glückwünscht, Fritz desgleichen. Er ist wohlauf, und denkt sich am 3. Januar auf auf den Weg zu Dir zu machen.

Gott mit Euch, Ihr Lieben, auch in dem neuen Jahr! — Lassen Sie sich nur nicht Alles aus dem Legendenalmanach vorlesen, liebe Auguste. Es sind von mir wohl einige etwas zu dunkel und grausig gehaltne Bilder für Ihren jetzigen Zustand darin. — Ueberlege Dir's hübsch vorher, lieber Carl, was Du vorführen kannst, und was nicht. — Brüderlichst und unveränderlich

ganz der Deinige,

Fouqué.

---

[1]) Diesen Stoff behandelte Miltitz zunächst als Novelle, die samt der Muhme Bleich im „Wunderbuch" (s. Brief 58, S. 196) erschienen ist. Der „Bergmönch" spielt im Dorfe Gruben bei Scharfenberg und im dortigen Silberbergwerk. Miltitz hat den Stoff später zu einem Operntext umgedichtet, und Joseph Marie Wolfram (s. S. 55) hat ihn komponiert. Diese Oper wurde mehrere Male im Dresdner Hoftheater aufgeführt.

[2]) Taschenbuch der Sagen und Legenden, herausg. von Amalie von Helwig und Fouqué, Berlin 1817.

[3]) Peter Cornelius (1783—1867), der bekannte Begründer der Malerschule von San Isidoro in Rom, vgl. S. 147. Cornelius hatte schon zum 1. Bande des „Taschenbuchs der Sagen und Legenden", der 1812 erschien, Zeichnungen entworfen. Fouqué hat ihm zwei Liedergrüße in den Gedichten II, S. 160—163, gewidmet: „An Cornelius in Rom. Im Oktober 1811" und „Der Bund mit Cornelius. An Amalie von Helwig. Im Dezember 1811." Fouqué hofft, daß die italienische Manier nicht die deutsche Art in dem Künstler ertöte, s. Einleitung, S. 28.

Digitized by Google

Es versteht sich, dass Alles, was ich der Abendzeitung zu schicken im Stande bin, durch Deine Hand geht. — Die nachfoldenden Blätter derselben hätte ich wohl auch sehr gern. Namentlich möchte ich wissen, was fürder im Hotel de Wibourg passirt ist.

Nr. 60.

Berlin, am 24. Januar 1817.

Lieber Sanges- und Schwerdtbruder!

Meine Frau hat Dir ein bestimmtes Nein wegen Fritz schreiben müssen, und ich auch(?). Fritz kann es wegen Undine nicht anders thun. Hoffmann hat so viel Theil an der Dichtung als Opernentwurf, dass ich ohne ihn auch über keine Zeile disponiren darf, wenn ich ihm nicht himmelschreiendes Unrecht thun will, und dass ich so was nicht kann, — nun Du weisst ja, es bleibt Alles bei'm Alten auf unsre alte Weise. —

Poissl[1]) ist hier, und nur eine Stube ist zwischen seiner und der meinigen. Er gefällt mir sehr wohl, und ich freue mich auf seine Athalia, die freilich noch einigen Kampf mit dem gewöhnlichen Theaterschwierigkeiten zu bestehn hat, aber doch ohne Zweifel bald erscheinen wird. Er hat mir erlaubt, den Proben beizuwohnen, versteht sich, denen, die nach der ersten oder auch wohl zweiten folgen.

Ach Carl, könnte ich Dich bald mündlich sprechen! Gott führt mich so ernst und doch so unaussprechlich mild. Wenn mir eben die Kräfte ausgehn wollen, weiss er das Labeträuklein wundersüss in seeliger Reinheit zu bereiten. — Aus Nennhausen schreibe ich Dir vielleicht mehr davon, aber Sprechen wäre doch unendlich besser. Kommst Du denn nicht? —

Herzliche Grüsse von meiner Frau.

Aus treuer Seele

der Deinige,

Fouqué.

---

[1]) Freiherr Johann Nepomuk Poissl (1783—1853), Opernkomponist, 1824—1833 Hoftheaterintendant, später auch Hofmusikintendant in München. Er war damals in Berlin, um die Einstudierung seiner 1814 komponierten Oper „Athalia" zu überwachen.

Digitized by Google

Nr. 61.

Nennhausen, am 1. März 1817.

Es ist mir durchaus unmöglich, theurer Bruder, jetzt nach Berlin zu kommen[1]), Du musst es also nothwendig so einrichten, dass Du über Nennhausen zurückreisest. Bedenke, dass Du kaum 3 Meilen umreisest, Du bist hier so nah an Scharffenberg, als in Berlin, und dass es doch wahrhaft stöhrend wäre, wenn wir uns bei so grosser Nähe gar nicht sähen. Ich schaffe Dich von hier nach Brandenburg. O Gott, ich habe Dir so unaussprechlich viel zu sagen, und kann wahrhaftig nicht aus der Stelle! — Das Himmelsbildchen, das Du und Auguste mir sandtet, das kleine Stücklein Scharffenbergischen Paradieses, ist glücklich angekommen, und hat mich ungemein erfreut. Meinen liebevollsten Dank! Ich habe gleich an Augusten darüber geschrieben. —

Clara's Bilder von Retzsch[2]) kamen schon damals mit. Du sagst nun, er bringe sie mir. Er wird sie doch nicht etwa durch ein Misverständniss doppelt gezeichnet haben? Dann wünschte ich sehr, das andre Exemplar in Berlin untergebracht zu sehn, denn ich bin in diesem Augenblick gleichfalls sehr geldarm, vorzüglich da die bewussten 9 Goldfritzen noch nicht eingelaufen sind. Sobald diese kommen, erhält Retzsch seine 9 Ducaten (Oder waren es mehr? Du hast etwas undeutlich geschrieben). Früher ist es mir rein unmöglich.

Komm, ich beschwöre Dich recht innig darum! — Mir ist die Seele sehr, sehr voll. Wir müssen uns durchaus sprechen.

Alles grüsst herzlich. Du erhälst diesen Brief durch meinen Schwiegervater[3]), und kannst mir nun so schreiben, dass ich nächsten Sonnabend spätestens (wenn Du gleich schreibst, vielleicht schon Mittwoch) erfahre, ob Ihr kommt; und ob ich Retzschens Geld, wenn es in der Zeit eintrifft, noch nach Berlin schicken, oder ihm hier geben soll.

Gott befohlen! Brüderlichst

ganz der Deinige,

Fouqué.

---

[1]) Miltitz war damals in Berlin, um der Aufführung seines romantischen Singspiels „Wie man lieben muß", am 2. März 1817, beizuwohnen, s. Brief 38, S. 161.

[2]) s. Brief 11, S. 90.

[3]) Philipp von Briest, der letzte seines Stammes, Gutsherr von Nennhausen. Des Namens der ausgestorbnen Familie bemächtigte sich später Fontane zu seinem bekannten Roman „Effi Briest".

Digitized by Google

Du kannst mir, da mein Schwiegervater vermuthlich vor Sonnabend heimkehrt, auch durch diesen schreiben.

Nr. 62.

Nennhausen, am 19. April 1817.

Eine kleine Ausfahrt nach Berlin hinderte mich, Dir, herzgeliebter Sanges- und Waffenbruder, früher zu sagen, wie Deine Bilder des Andrea del Sarto[1]) nicht nur in mein Gemüth, sondern auch in unsern ganzen kleinen Lesekreis gar lieb und entzündend hereingeleuchtet haben. Den herzlichsten Dank dafür von uns Allen, und zugleich für Deinen lieben Besuch.[2]) Du hast bei Jedem ein anmuthiges Andenken hinterlassen. Dame Linäken hat Dich wieder sehr lieb gewonnen, und dass ich Dich absolut nicht ausstehn kann und mein Herz auf's allerhartnäckigste vor Dir verschliesse, weisst Du ja schon seit langer Zeit. Nicht wahr? —

Jetzt leuchtet Augustens Antlitz und das Deinige aus goldnem Rahmen von meiner Zellenwand herab. O Ihr fühlt ja wohl, Ihr lieben Lieben, wie lieb und traut und wehmüthig mir dabei zu Sinne ist.

„Wo blieb der Hain, der Bergeshain?“[3]) u. s. w.

Hierbei sende ich Euch eine Lieferung meiner theueren Menkenschen Homilien als das Beste, was ich Euch nächst dem unmittelbaren Gotteswort zu senden weiss. Auch eine gleiche Lieferung folgt mit zur gütigen Besorgung an Retzsch. Ich hoffe, das soll ihm sehr wohl thun. Wir hatten schon hier mitsammen darüber gesprochen.[4]) —

Prinzessin Marianne sprach mit vieler Achtung von Dir. Aber Du — wie soll ich Dich nennen? — Kornet im Kammerherrnstande bist ja über Urlaub geblieben, und hast Dich deshalb krank melden lassen! Wenigstens hat Prinzessin Auguste[5]) meiner hohen Herrin geschrieben, Du seist krank zurückgekommen, und deshalb einige Tage eingeblieben. Da öffnete ich meiner Hoheit das muthmassliche Verhältniss, und wir lächelten Dich ein wenig aus

[1]) s. Brief 63, S. 203.

[2]) s. Brief 61, wo der Besuch erwartet wird.

[3]) Anfangsvers des 1816 in Scharfenberg gedichteten „Burgliedes“, s. Brief 50.

[4]) Also war auch Retzsch mit Miltitz in Nennhausen gewesen.

[5]) Prinzessin Auguste ist die einzige Tochter König Friedrich Augusts des Gerechten von Sachsen.

Digitized by Google

(Du wirst es der Prinzessin Marianne angefühlt haben, dass ein eigentliches Lachen selten an sie kommt).

Franz Horn grüsst Dich sehr herzlich und hat Dich unbeschreiblich lieb. Noch eh' ich nach Berlin kam, schrieb er wörtlich Folgendes an mich:

„Wie ist doch das so gut, dass Dein lieber trefflicher Miltitz nun auch mein Freund geworden ist. Nachdem das sogenannte Schicksal erst gewollt hatte, dass der vortreffliche Rittersmann, der sonst nie irre geht, in Hin-, Rück- und Vorsicht meiner Wohnung irre gegangen war, und derselbe noch einmal zu einem mir gänzlich unbekannten Hofrath Horn gelangt war, führte ihn endlich ein freundlicherer Geist nach der Friedrichstrasse 83, wofür wir eigentlich 83 schöne Abende hätten haben müssen, doch waren es nur viere. (Anmerkung des Copisten. Es sollte wohl Stunden heissen. Oder hättest Du wirklich vier Abende dort sein können?) Aber diese viere waren auch durch und durch gut, und über den ganzen lieben herrlichen Menschen will ich gar keine weitläuftige Worte machen, sondern blos sagen, dass er von A bis Z im Denken und Empfinden, im Thun und im Sinn durchaus recht und gerecht ist, und dass ich ihn recht sehr lieb habe."

Dieser letztre Ausdruck sagt bei Franz Horn — wie Du wohl selbst fühlst — ein gutes Theil mehr als im gewöhnlichen Styl. Und wenn ich Dir nun noch hinzufüge, dass Prinzessin Marianne mit Ungeduld Deinen ihr versprochnen Klavierauszug des Oratoriums erwartet, so wirst Du mir hoffentlich zugestehn, dass ich Dir hübsche Grüsse aus Berlin zugesandt habe. —

Nun, der HErr seegne Dich, theurer Carl, und seegne Sie, liebe, holde Auguste, mit Seinen schönsten Seegnungen.

Alles grüsst bestens. Marie will natürlicherweise besonders ausgenannt sein.

Brüderlichst, Du lieber Carl,

der Deinige,

Fouqué.

Nr. 63.

Nennhausen, am 17. Junius 1817.

Mein Brief an Auguste wird Dir sagen, geliebter Bruder, wie es mit meinem Kommen steht: Leider noch weit hinaus! Frage mich nicht um die Gründe. Dass sie gebietend (oder vielmehr

Digitized by Google

verbietend) im höchsten Grade sind, kannst Du von selbst ermessen, denn sonst wäre ich schon bei Dir. Und was hülfe es uns, wenn ich Dich und mich mit der Aufzählung ärgerte? — Lass uns hoffen auf den lieben, stillen, ja ohnehin uns Beiden so anmuthigen und oft auch schon so gabenreichen Herbst. —

Sende mir nun nur Deine Erzählung recht bald. Ich habe grosse Liebe zu Deinen Dichtungen und kann mich mit so recht behaglicher Lust in das Lesen derselben vertiefen. — Ich schreibe viel und fühle den Seegen Gottes dabei. — Mit dem Drucken werde ich's nun bald ernstlich fördern. Cotta hat schon einen recht anständig groben Brief von mir, der ihn bessern oder seine Verbindung zu mir lösen muss. — Schrag hegt die beste Hoffnung Deine Andrea del Sarto'sbilder noch in den nächsten Jahrgang[1]) hineinzubringen. — Du giebst doch wieder etwas für das nächstfolgende Wunderbuch?[2]) Laun will es schon zur Michaelismesse an's Licht fördern und bittet mich dringend um meine Fürsprache bei Dir. — Wann wird denn Retzsch endlich einmal seine definitiven Bedingungen wegen unsrer Romanzengallerie aussprechen? Und wenn ich mit einem Buchhändler darüber einig werde, wird er dann auch die Bilder wirklich zeichnen? Nach meinem unmaasgeblichen Bedünken würde das Erste ohne das Zweite nicht sonderlich viel helfen. —

Vor einigen Tagen besuchte mich Messire Misura, siehe: „Sängerliebe" (vulgo der Wachtmeister Maass) und trank eine Flasche Rheinwein mit mir und hatte mich ausnehmend lieb. — In Rathenow stehn jetzt zwei Eskadrons Brandenburger, unter ihnen ein Neffe der Hoheit Marianne, zwei meiner bravsten ehemaligen Jäger, und sonst noch recht wackre Kriegsgefährten. Das giebt mir mitunter manchen recht heitern Tag. —

Unser lieber Franz Horn ist in Begleitung des Fräulein Schwertzell zu ihrer Familie nach Hessen gereist. Die Sorge um seine Gesundheit lastet oft ängstigend auf mir; Meyer hofft Gutes für ihn von Landluft und Bewegung. —

---

[1]) Des Frauentaschenbuchs, das von 1815—20 bei Schrag in Nürnberg erschien. Miltitzens „Bilder des Andrea del Sarto" stehen im II. Bande seiner „Orangeblüten" (Leipzig 1822—25).

[2]) s. Brief 57. Hier ist wohl die Fortsetzung des „Wunderbuchs" gemeint unter dem Titel: „Aus der Geisterwelt. Geschichten, Sagen und Dichtungen," herausgegeben von Fouqué und Laun. Erste Sendung 1818, Erfurt, Keysersche Buchhandlung. Zweite Sendung 1818, ebenda.

Digitized by Google

Gott mit Dir, mein theurer Sanges- und Waffenbruder, und mit Deiner holden Auguste und Deinen lieben Kindern! — Alles grüsst bestens. — Aus ganzer, treuer Seele

der Deinige,

Fouqué.

„Wenn Ihr an Miltitz schreibt, so empfehlt mich bestens" schreibt Idort (auch wohl Ida genannt) an Klara. — Und an Auguste kein Gruss? setze ich staunend hinzu, und wiederhole ihre Worte aus Meissen: „de mütt sich nu schon so behelpen dor, un eten ihren Schinken!"

Nr. 64.

Nennhausen, am 9. 7br (September) 1817.

Mein trauter Sanges- und Waffenbruder,

Schöner freilich wäre es um Vieles gewesen, hättest Du mir Deine neueste Erzählung selbst vorlesen können, aber da ich nun auf keine Weise vor Mitte Octobers kommen kann, machst Du mir wohl die Freude, sie früher hierherzusenden? Ich bin gar begierig darauf, nach Allem, was Du mir von dieser Dichtung sagst. — Da Du einmal darauf bestehst, mich Deinen Meister zu nennen, so glaube nur auch recht fest, dass ich es mit der Kunst viel zu ehrlich meine, um da, wo ich unverkennbaren Beruf wahrnehme, aus misverstandner Schonung Abweichungen und Fehlgriffe zu verhüllen, oder wie das alte Sprüchwort sagt, Fünfe grade sein zu lassen. Nein, Du guter Carl, ich tadle Dich nie um ein Haar minder, als es mir recht scheint; Du kannst also meine Freude über Dein dichterisches Vorschreiten unbedingt als aus der innersten Ueberzeugung hervorgegangen betrachten. — Könnte ich nur Deine schönen Andreasbilder noch in den nächsten Jahrgang meines Taschenbuches hineinbringen![1]) Aber Schrag bleibt dabei, es sei unmöglich. Dass sie für den Jahrgang 1819 (erscheinend 1818) ihre feste Stelle behaupten, versteht sich; es sei denn das Du mir sie zu früherm anderweitigen Gebrauch wieder fortnähmest, welches mir aber wehe thun würde, und eben deshalb für Dich schwerlich oder vielmehr gar nicht practicabel ist. — Von Laun höre ich seit Monden kein Wort. Ich begreife nicht, was das für eine Verzögerung sein kann. —

[1]) s. Brief 63.

Digitized by Google

Meine hohe Herrin hat mir ein köstliches Erinnerungsbuch für den heiligen Krieg gesendet: in veilchenfarbnen Maroquin gebunden, mit reichem silbernen Schloss und Beschlägen, auf einer Seite eine Harfe, auf der andern Schwerdt und Schild mit meinem Wappen und dem Johanniterkreuze. Du kannst denken, wie ich mich von ernster Freude durchdrungen fühlte! Ich schrieb folgende Verse hinein:

„Buch, mir als Mahnung zugesandt
Von hoheitlicher Frauenhand,
Dass ich soll fromm die Harfe rühren,
Mein Schwerdt in Ehren treulich führen!

Dir künd' ich der Vergangenheit
Ruhmvolle Lust und ehrbar Leid;
Das sollst gar achtsam Du verwahren,
Nur trautem Blick es offenbaren.

So stärkst Du mich und solchen Freund,
Der es, gleich mir, in Treuen meint,
Dass wir nach Gottes Wohlgefallen
In's Meer umhüllter Zukunft wallen;

In's Meer dann lichter Ewigkeit
Wo Alles jauchzt, lobt, benedeit,
Wo schon sich freuen all die Lieben,
Christlich im Freiheitskampf geblieben.

Man nimmt mir, eh mich deckt das Grab,
Vom Busen Deinen Schlüssel ab.
Dann lass zukünft'ge Leute lesen,
Was wir für Leute sind gewesen."

Ich schreibe nun nach Kräften fleissig, und rücksichtslos, wie es sich für etwas Posthumes gebürt, an den Thaten, Leiden und Freuden jener Zeit. Dass Dein und Augustens Namen darin bereits leuchten und noch oft leuchten werden, ermisst sich von selbst.[1])

Oehlenschläger,[2]) der Corregio'sdichter, bat mich vor Kurzem, ihm ein oder ein paar Tage in Berlin zu schenken, wo er auf der Rückreise von Wien nach Koppenhagen eingetroffen war. Wir

[1]) Über den Verbleib dieses wertvollen Buches weiß ich nichts. Es ist nicht identisch mit der 1840 gedruckten „Lebensgeschichte", wohl aber mit benutzt worden, um diese zu schreiben.

[2]) Der bekannte dänische Romantiker (1779—1850) und Verfasser der Tragödie „Correggio". Damals kehrte er von einer großen Reise, die ihn nach Dresden, Wien und Paris geführt hatte, heim.

Digitized by Google

gewannen einander lieb, so verschiedenartig auch Manches in uns sein mag, und ich hoffe ihn noch auf einige Stunden oder Tage hier zu haben. Nächstens ausführlicher über diese ächt geniale Erscheinung. Heute drängt mich die Zeit. — Brühl trägt seinen herben Unfall[1]) mit Kraft und Würde und gewinnt in der allgemeinen Achtung sehr. Seine Thätigkeit ist wirklich bewundernswerth, und er kommt alle Tage wieder vorwärts.

Nun Gott befohlen, mein herzenslieber Carl! Alles grüsst herzlich

Unveränderlich

Dein treuer Bruder,

Fouqué.

Nr. 65.

Nennhausen, am 28. Dezember 1817.

Mein trauter Sanges- und Waffenbruder.

Ihr habt gewiss das heilige Weihnachtsfest recht schön und klar und hold bei Euch gefeiert, Ihr lieben, glückseeligen Menschen! — Nun bescheere Euch noch unser HErr ein recht fröhliches Neujahr obenein und fahre fort, Seine schönsten Gaben über Euch auszuströmen! Amen. —

Wie unendlich hat mich die Güte gerührt, wit welcher Deine holde Auguste Mariens bei dem heiligen Fest gedachte. Sprich ihr doch ja meine innigsten Danksagungen dafür aus. — Hier kommt auch wieder ein Büchlein für sie mit, zwar meist lauter alte, bereits gütig aufgenommene Bekannte enthaltend. Die erste Geschichte jedoch ist gänzlich neu.[2]) — Nun wird auch, so Gott will, der Hermann recht bald nachkommen. —

Mein Tadel Deiner Pilgrimsdichtung[3]), lieber Bruder, war eigentlich kein künstlerischer. Dahin wäre nur zu rechnen, was ich über die nicht rasch genug ausgesprochne Entwickelung sagte. Vor zwei Jahren noch hätte ich es dabei bewenden lassen, und das Uebrige mit Entzücken angenommen, wie es dasteht. —

---

[1]) Gemeint ist der Brand des Berliner Opernhauses, bei dem auch kostbare Musikalien und Requisiten zugrunde gingen.

[2]) Vielleicht Bd. V der „Kleinen Romane": Neue Erzählungen. III. Teil, Berlin, bei F. Dümmler, 1818.

[3]) Pellegrin ist der Titel einer Novelle Miltitzens im I. Bande seiner Orangenblüten (Leipzig 1822—25).

Digitized by Google

Rochlitz[1]) ist sich wohl keiner argen Dinge von Dir erwartend, denn er dankt mir für meinen Rath, und hat Dir nun wohl zweifelsohne bereits geschrieben. — Du hast übrigens auf keinen Fall nöthig, mit Jemand Andrem, als mit Cnobloch zu contrahiren, da sich Rochlitz gar nicht als Herausgeber nennt, und vielleicht auch gar nicht einmal was andres, als Rathgeber des Buchhändlers ist. — Auch an Fleischer[2]) hatte ich bereits geschrieben, als Dein letztrer Brief eintraf, warte aber noch auf Antwort. Dass ich mit Freude und Stolz die gewünschte Vorrede gebe, versteht sich ja von selbst.[3]) Bitte doch Augusten, Dich etwas drüber auszuschelten, dass Du erst noch fragweise dabei zu Werke gehn konntest.

Unsre Damen grüssen bestens; der gute kleine Mythus schreibt selbst.

Aus brüderlichem Herzen

ganz der Deinige,

Fouqué.

Nr. 66.

Nennhausen, am 25. August 1818.

Mein theurer Sanges- und Waffenbruder,

Ich muss heute wieder einmal Deine Nachsicht anrufen, denn es kommen nur wenige und flüchtige Worte auf dieses Blatt zu stehn. Dass sich durch Gottes Gnade unser Horizont wieder aufzuheitern beginnt[4]), sagt Dir mein Brief an Augusten; aber dennoch ist meine Zeit noch so gar mannigfach beschränkt, meine eigne vollkommne Herstellung doch auch nur immer noch erst im Werden, und der liegengebliebnen Arbeiten und Geschäfte ein unglaubliches Chaos! Also nochmals: Nachsicht und Geduld Deinem Freunde! —

Das inliegende Blatt, welches ich Dich zu lesen bitte, enthält die Antwort auf den mir durch Dich zugekommnen Anonymusbrief aus Wien. Kannst Du sie an die Behörde fördern, so geschieht mir ein Gefallen dadurch; sonst müsste ich Dich schon bitten zu sorgen, dass sie in einem gelesenen Wiener Blatt erschiene. Wenn es Dir an der dazugehörigen Bekanntscaft dorten fehlt, so schicke

---

[1]) Friedrich Rochlitz, der Leipziger Musikschriftsteller, s. Brief 9, S. 82.

[2]) Buchhändler in Leipzig.

[3]) Gemeint ist wohl die 1819/20 in Erfurt erschienene Novellensammlung Miltitzens „Ausstellungen".

[4]) Über Fouqués Erkrankungen in dieser Zeit s. Lebensgeschichte, S. 347 f.

Digitized by Google

gefälligst mein Blättlein an den Professor Büsching[1]) nach Breslau, und bitte ihn, die Sache in meinen Namen baldmöglichst (allenfalls durch Matthäus Collin)[2]) besorgen zu lassen. Die Geschichte geht ein Bischen nach dem Einschachtlungssystem, will sich nun aber einmal nicht gut anfassen lassen. Das kommt von der undeutschen Manier des Anonymschreibens her! —

Kommst Du denn nicht noch in meinem lieben Herbst hierher? Bedenk, es ist ein leidenreiches Jahr bisher für mich gewesen, und mir könnte nun wohl ein hübsches Fruchtgewinde von Freuden zu Theil werden.

Meine Frau und alle Andern grüssen Dich herzlich dankbar für Deine liebevolle Theilnahme.

Brüderlich und unveränderlich

Dein treuer

Fouqué.

Nr. 67.

Nennhausen, am 24. November 1818.

Bald nachdem ich meinen Brief an Auguste beendet hatte, lieber Carl, kam das erwartete junge Ehepaar wirklich, und unser Haus wird nun mehr einem Bienenstocke vergleichbar. Also schreibe ich denn in der Eile auf, was ich kann; Vieles von dem, was ich schreiben möchte, bleibt wohl dahinten.

Vor Allem aber zu Deiner Ansicht unsrer Zeit! Habe ich Dir die meinige so trübe ausgesprochen, als Deine Antistrophe es zurücketönt, so kann nur eine individuelle Verstimmung, und zwar auch die nur sehr vorübergehend, die Veranlassung dazu gewesen sein. Wenn es mir wehe that, die Demokraten oder vielmehr Jakobiner so keck werden zu sehn, dass sie nicht allein, wie der Feind im Gleichnisse des Evangeliums bei Nacht, sondern frank und frech bei hellem Tage den Samen der Empörung und aller noch sonst daranhängenden Ruch- und Rechtlosigkeit auszustreuen bemüht sind, wenn es mich persönlich kränkt, dass feige Ofenhöcker in anonymer Verkappung dreiste Worte ausstossen über mich ehrlichen Rittersmann, weil ich es

---

[1]) Johann Gustav Gottlieb Büsching (1783—1829), Professor der Altertumswissenschaften an der Universität Breslau.

[2]) Matthäus von Collin (1779—1824), Professor der Geschichte und Philosophie in Wien und Redakteur der Wiener Allg. Litteratur-Zeitung.

Digitized by Google

gut meine mit allem wohlbegründeten Recht und jeder erhabnen Idee, davon das wenigste in ihre Pfennigsbuden von deklamatorischen Uebungen hineingehn will, ja, wenn der Aerger über Alles mich bisweilen daran denken lässt, zurückzutreten aus der so vielfach entweihten schriftstellerischen Kampfesbahn, — dennoch sehe ich klar und freudig, dass wir ganz unermesslich viel gewonnen haben mit unsrem bewaffneten, sieghaften Ringen wider den Weltfeind. Ich pflege meine Ansicht hierüber gern durch ein Gleichnis klar zu machen; habe ich es etwa schon früher im mündlichen Gespräch mit Dir angewendet, so entschuldige die Wiederholung. Wenn mir's nämlich einfällt, mir ein paar weisse Haare aus dem Bart zu rupfen, und ich reisse mir an deren statt sechs braune aus, — was ist es denn eben Grosses? Man verbeisst den kleinen Schmerz des verunglückten Experimentes und lacht. Ja, man wiederholt denselben verunglückten Versuch allenfalls noch zehnmal, und immer wieder verunglückt er, und immer wieder bleibt es dabei: — man lacht, wenn auch zuletzt auf eine etwas ergrimmte Manier. Aber es strecke sich eine fremde Hand nach dem Bart eines Ehrenmannes aus — nur blos die Bewegung! — Nicht der leiseste Schmerz — aber! — Ich habe für Dich und überhaupt Unsresgleichen übergenug gesagt. Also: mögen wir uns die Bärte zerrupfen nach Belieben, mögen für zwanzig ausgerissene gesunde Haare kaum zwei weisse gefallen sein, — dennoch, dennoch ein himmelweiter, ein unermesslicher Unterschied zwischen Jetzt und Damals, und mit Freuden bin ich mir bewusst, wofür ich meine Gesundheit geopfert habe, und fühle es mit heiterm Bewusstsein: auch mein ehrliches Andenken wird sobald noch nicht verklingen im deutschen Volke, rufe nun Gott mich früh oder spät! —

Er, in Dessen allmächtiger Vaterhand wir Alle stehn, mit uns Allen! —

Aus treuem Herzen

Dein Sanges- und Waffenbruder

Fouqué.

Meinen Hieronymus von Stauff[1]) habe ich aus Zschokke's Geschichte von Baiern genommen. Er lebte im funfzehnten Jahrhundert.

[1]) Hieronymus von Stauf. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Fouqué, Berlin 1819.

Digitized by Google

Nr. 68.

An Carl Borromaeus Miltitz.

In meinem Garten blüht's von sonnenhellen,
Hochschlanken Blumen, stehn viel dunkle Bäume,
So dass aus Licht und Schatten reiche Träume
Den Geist umziehn, ernstkosende Gesellen.

In Deinem Garten rauscht's von Silberquellen,
Ertönend aus den goldbesonnten Schäumen
Von Lieb' und Leid in niegekannten Räumen,
Dass Seelen süss in heil'ger Sehnsucht schwellen.

Du kamst in meinen Garten, und die Blumen
Neigten sich gern Dir zu im holden Wiegen,
Die Träume harrten Dein mit zartem Lauschen.

Ich ging schon oft in Deinen Heiligthumen,
Doch Deine Quell'n, — sie wandten sich, und schwiegen,
Erst Deiner harr'nd; — ist das ein gastlich Tauschen?

L. M. Fouqué.

Damit aber dies Blatt doch auch etwas prosaisches über die Poesie enthalte: ein Schreibfehler hat die 8. Zeile Deines anmuthigen Sonett's:

„Doch kannt' ich weder Brauch noch Sitte".

zwei Sylben zu wenig gegeben. Ergänze mir die, lieber Bruder, und schilt nicht, dass ich auf die Musik schelte, weil sie sich mir so gar viel spröder erzeigt, als Dir die Poesie! —

Nr. 69.

Nennhausen, am 14. October 1824.[1])

Lieber Miltitz,

Die blauen Berge![2]) — Ja wohl, dahin zieht uns unser tiefstes, heiligstes Sehnen. Und möge es noch so oft von uns selbst und

[1]) Zwischen diesem und dem vorigen Briefe liegt Miltitzens große italienische Reise, Fouqués und seiner Gemahlin Reise nach Sachsen, die Auflösung des Miltitzschen Haushaltes auf Scharfenberg infolge der Berufung des Miltitzschen Ehepaares an den Hofhalt des Prinzen Johann von Sachsen, s. Einleitung, S. 54 f.

[2]) „Die blauen Berge" ist der Titel einer Novelle Miltitzens im III. Bande seiner Gesammelten Erzählungen (Leipzig 1825—28).

Digitized by Google

Andern misverstanden werden; und möge dies gedoppelte Misverstehen uns noch schlimm abwärts leiten auf öde Steppen, oder in labyrinthische Wälder, oder auf schroffe Schwindelsteige, — ja selbst in stymphalische Sümpfe hinein, wie Deinen unglücklichen Helden, — bleibt es nur wach bis ans Ende, so findet es wohl dennoch, ob auch erst nach einer jenseitigen Läuterung seinen tröstenden und beseeligenden Lohn. Wie leicht aber, dass unter Stympfaliden uns das Lämplein der höheren Sehnsucht völlig erlischt. Und dann? — Du hast dieses furchtbare dann in Deiner strengen aber sehr schönen Dichtung mit furchtbarlich heilsamen Schauern angedeutet. Meine Frau, ich, wir Alle hier sind lebhaft ergriffen von Deinem Werk und sprechen Dir den innigsten Dank dafür aus. Führte ich noch den kritischen Bleistift, wie einstmal in der grünen Waffenstube auf Burg Scharffenberg, —

„Wo blieb das Haus? Das Heldenhaus,
Durchweht von lieblich ernstem Graus!"

so hätte ich ihn bei der Vorlesung wohl einigemal angesetzt, nicht aber etwa, um wegzustreichen, oder um einzelne Ausdrücke für mögliche Verbesserung zu bemerken, sondern um weitre Ausführung, und zwar wo möglich: briefliche herbeizubeschwören. — Du siehest dem Leben sehr klar auf den Grund, lieber Miltitz. Durch diesen Schatzgräberblick aber geschieht es einige mal in der trefflichen Novelle, dass Du nicht sowohl vor dem Blicke des Lesers entstehen lässest, was sich begiebt, als ihm vielmehr mit und im Verstande deutlich vorzählst, warum es so habe kommen müssen, und wie es Dem und Jenem dabei nach seiner Persönlichkeit und auf der gegebenen Bildungsstufe zu Sinne gewesen sei. Das indessen berichtest Du nun wieder allzu geistvoll und gemüthlich, als dass man diese Berichte hinwegwünschen dürfte. Daher läse ich sie gern dramatisirt, d. h. nach der Form des Romans aus der neuesten Zeit: in Briefen. Es wäre demnach Deiner Novelle zur tadellosen Treflichkeit keinesweges Zusammendrängung zu wünschen, wohl aber weitre Ausführung des reichen Stoffes aus der innern Welt. Kurz, Deine Novelle müsste zum Roman werden, und zwar zum Roman mit Briefen untermengt, um in ihrer vollen angebornen Kraft und Schönheit zu erscheinen. Da ich nun aber wohl weiss, wie dergleichen Umarbeitungen dem Dichterherzen schmerzlich fallen und seine Kraft gewaltsam angreifen, ohne doch je die Herrlichkeit eines Werkes im ersten Guss zu erreichen, — Zeuge dessen selbst Göthes Claudina Nr. II und Götz Nr. II u.s.w. — hielten wir, dächte

Digitized by Google

ich, uns lieber ganz bescheiden und froh an Deinen ernstwehmüthigen, von scharfsinnigen Lebensblitzen umspielten blauen Bergen, wie sie nun einmal da sind, und dankten Gott dafür, wie für jeden wohlthätig schönen Genuss. Aber dabei wollen wir die Hoffnung auf einen noch erhöhteren Genuss nicht aufgeben: auf einen ganz neuen Roman aus Deinem Geist in dem hier angedeuteten Sinne.

Das ist, was ich mich im Gefühl alter, frischerwachender Vertraulichkeit gedrungen fühlte, Dir zu schreiben. Und dann bitte ich Dich noch, beikommende Büchlein Deiner holdseeligen Dame zu Füssen legen zu wollen. Ob ihr der arme Réfugié[1]) ein theilnehmendes Lächeln abgewinnt? — Ich hoffe es fast, wenn ich auch gleich noch keine Kunde über die Aufnahme des ersten Bändchens — Rhapsodie möchte ich es beinahe nennen — empfing.

Vielleicht findest Du Gelegenheit, die beikommenden Ankündigungen zu verbreiten und ihnen Theilnahme zu erwecken in meinem mütterlichen Vaterlande.[2]) Ich sähe das Buch gern vielgelesen. Dass es weder gegen Euch, liebe Glaubensgenossen, die Ihr Katholische heisst in unserm allgemeinen Christenbunde, etwas Stöhrendes enthält, noch gegen Euch, brave Sachsen insbesondre, — ich meine, dafür kennst Du mich. —

Gott mit uns und mit unsren Lieben. Ewig in Ihm

Dein treuer

Fouqué.

Der umgekehrte Herzog hier unten wird Dich hoffentlich nicht irren. Du weisst, ich bin kein Umwälzer. Und hier gilt es gar Einem von mir sehr geehrten Herzog: dem von Weimar, bei dem ich nur auf dem Papier das Gross vergessen hatte, wohl aber es für ihn im Herzen trage. Du siehst, ich ziehe mich respectvoll selbst zwischen seiner unvollständig gebliebnen Titulatur hin-

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädig

durch, und marschire erst hier in voller, grader Linienstellung

---

[1]) Der Refugié oder Heimat und Fremde. Ein Roman aus der neuern Zeit, Gotha 1824. III Bände.

[2]) So nennt Fouqué Sachsen, weil seine Mutter, eine Tochter des Dessauschen Hofmarschalls, aus dem „Altsächsischen Hause derer von Schlegell" stammte, s. Lebensgeschichte, S. 2.

Digitized by Google

wieder auf. — Sollte Dir dies kindische Räthsel noch ungelöst geblieben sein, so sieh das Blatt umgekehrt an, und der manquirte Herzog springt Dir entgegen.[1])

Nr. 70.

Die Frauen am Grabe des Heilandes.[2])

Ein Oratorium.

Chor der Jünger.

Unser Licht versank in Schatten,
Unser Leben fing die Gruft;
Dennoch blühen hell die Matten,
Dennoch weht die Frühlingsluft.
Als Er starb in Pein,
Losch der Sonne Schein,
Brach das Felsgestein.
Erd' und Himmel, dürft Ihr's wagen,
Wieder Pracht zur Schau zu tragen?

Recitativ.

Magdalena.

Die Erde blüht, haucht himmelan Aroma,
Der Himmel spendet duftig süsses Sprühen,
Zur Todtenfeier für des Gottsohns Leib.
Und ich, vor wenig Tagen noch gewürdigt,
Mit Narden ihn, den Lebenden, zu salben,
Ich wohl verstand den liebesholden Wink
Des Himmels und der Erden,
Bereitet hab' ich Salb' und Spezerei'n,
Und will nun gehn im frühen Morgendunkel,
An's Grab hinauf,
Den heil'gen Leib mit Balsam zu bethauen.
Maria Du, Jakobus fromme Mutter,
Und Du, Johanna, und Ihr Frauen all',
Die nun ihr weint, fördert die holde Arbeit.

Arie.

Ihr frommen Galiläerinnen,
Ihr, als der Herr auf Erden schritt,
Treu seines Lebens Pflegerinnen,
Kommt heut zu seiner Leiche mit.

---

[1]) Der von Fouqué benutzte Briefbogen zeigt am andern Ende die Aufschrift: „Durchlauchtigster Herzog! Gnädig —".

[2]) Über die Entstehungsgeschichte dieses Oratoriums, zu dem Fouqué den Text, Miltitz die Musik lieferte, s. insbesondere die Briefe 3—6.

Digitized by Google

Noch seh ich seine holden Mienen,
Noch hör' ich seinen milden Ton.
Ach, vor dem Seegen, ihm zu dienen,
Wird Nacht ein Licht u. Grab ein Thron.
Ihr frommeu Gahläerinnen u. s. w.

Chor der Frauen.

Wir gehn in Morgenschauern
Hinan den dunkeln Pfad,
Wohl tief gebeugt im Trauern,
Doch froh zur frommen That.

Eine Stimme.

Grausig regt sich's in den Klüften —

Zweite Stimme.

Schaurig weht es in den Lüften —

Erste Stimme.

Nachtgeflügel rauscht noch wild —

Zweite Stimme.

Ach wir zagen wohl, wir Frauen,
Aber wach bleibt das Vertrauen,
Frommes Lieben unser Schild.

Alle.

Hinan in Morgenschauern, Hinan zur frommen That.
Schon mildert sich das Trauern, Schon ebnet sich der Pfad.

Recitativ.

Magdalena.

Des Grabes schweren Stein, wer wälzt ihn — ach,
Ihr Schwestern seht, er ist gefallen! —

Johanna.

Gefallen! Offen ist das Grab!

Maria.

Und leer!

(Pause.)

Terzett.

Magdalena.

Wir hatten noch ein einzig Gut,
Mehr in als auf der Erde.

Johanna.

Und das auch nahm uns frevler Muth.

Maria.

O weh der irren Heerde!

Digitized by Google

Magdalena.

Wir schauen hinauf.

Johanna.

Wir schau'n hinab —

Maria.

Wir suchen ohne Finden.

Alle drei.

Ach unser Blümlein nahm das Grab,
Und konnt' es doch nicht binden.

Chor der Frauen.

Salben verduftet,
Narden verfliegt!
Wehe, wir kamen
Liebend im Leide!
Wehe, sie nahmen
All unsre Freude!
Wehe, nun hat uns der Jammer besiegt!

Zwei Stimmen.

Still, o still! — Welch Schimmern,
Das dem Grab' entsteigt?
Still mit Euerm Wimmern!
Bange Schwestern, schweigt.

Arie.

Der Engel.

Ich sitze hell mit meinem sonn'gen Glänzen
In dieser Seegensgruft,
Mit Himmelslicht sie zu umkränzen.
Sie zu durchwehn mit Himmelsduft.

Was sucht den Lebenden Ihr bei den Todten?
Er hat das Grab zerspellt.
Ihn hat zur Siegesfei'r entboten
Der Herr auf's Neu' in diese Welt.

Eilt, ruft den bangen Jüngern froh entgegen:
„Es sprang des Todes Thor!"
Mich lobt, mich zeucht im Liedesseegen
Der Brüder Jubelpsalm empor.

Recitativ.

Magdalena.

Er schwand —

Maria.

Du schauest? —

Digitized by Google

Magdalena.

Sass denn nicht ein Engel
Hellsonnig in der Gruft —?

Maria.

Und ach er sprach —

Johanna.

Sprach Himmelsworte —

Magdalena.

Vom erstandnen Herrn!

Maria.

O süsser Traum, den Wunsch u. Lieb uns woben!

Arie.

Magdalena.

Nein, Traum und Wähnen,
Die spenden Thränen,
Doch nicht, was unsre Herzen hebt.

Ich zittr', ich schwanke,
Ich zag', ich wanke,
Doch fühl' ichs froh: Er lebt! Er lebt!

Chor der Engel.

Sagt's einander, Menschenkinder,
Bringt die frohe Botschaft aus,
Dass der Heiland aller Sünder
Ward des Grabes Überwinder,
Und zerbrach des Todes Graus.

Engel staunten, bebten, harrten,
Als sich Adam selbst verstiess,
Und der Richter ging im Garten.
Nun geht Jesus durch den Garten;
Wieder blüht das Paradies.

Recitativ.

Magdalena.

Du treue Jüngerschaar des Herrn,
Wach' auf, wach auf aus deinem dunkeln Gram!
Erheb' dein müdes Haupt, und schau' gen Himmel.
Er sendet Boten wieder zu der Erde,
Als sei sie himmlisch und erneut u. seelig,
Seitdem der Herr sein theures Blut vergossen.
Im Grabe droben liegt kein Todter mehr;
Ein Engel leuchtet drinnen,
Und rief uns zu: „Der Herr ist auferstanden!
Zerspellt hat er das Grab!" —

Digitized by Google

Ach nur in fernem Nachhall seiner Töne
Bebt's hin zu Euch aus meinem armen Wort.

Thomas.

O sprich mir nichts hinfort von Freude vor.
Der Freuden Quell, am Kreuz ist er vernommen!
Das sah ich — ferne zwar — mit diesen Augen
Und soll auf Weiberspruch
Mich eitlem Wahn des Trostes überlassen?

Arie.

Wie kann ich glauben,
Was ich nicht selbst geschaut?
Nein, schweig! Mir soll der Hoffnung Schmeichellaut
Nicht meinen Kummer wieder rauben.
Ich steh' am dunkeln Strande,
Grabdunst hat mich umzogen,
Nacht ist es rings umher.
Doch weg vom trüben Lande,
Zurück auf eitle Wogen,
Lockt mich Gescheiterten nichts mehr.
Nein schweig', nie soll der Hoffnung Schmeichellaut
Mir meinen Kummer wieder rauben!
Wie kann ich glauben,
Was ich nicht selbst geschaut?

Chor der Frauen.

Aus der Erde dunklen Schlüften
Klimmen wir dem Glauben nach,
Seit uns zwischen finstern Lüften
Sonne durch den Nebel brach.
Heil! Ein Glaubenssonnenblick,
Und besiegt ist das Geschick.

Chor der Engel.

Fleuch auf, du Engelpsalm! Verkünd' es allen Sphären:
Christus ist Leben, Sieg und Geist.
Er hat sich hoch verklärt, wird höher sich verklären,
Wie's ihm Jehova heisst.

Und, bange Seele du der staubumhüllten Brüder,
Wie zweifelnd Du auch bebst,
Doch haucht's in Dir schon auf, schon hast du unsre Lieder,
Er lebt, und du auch lebst.

Allgemeiner Chor.

Und es sprüht in die Herzen, wie Himmelsthau,
Und sie zittern u. schlagen;
Loblieder steigen zum Himmelsblau,
In diesen, in künftigen Tagen;

Digitized by Google

Und der Herr, der Herr ist ihr aller Ruf,
Der Herr, der aus grosser Lieb' uns erschuf
Im Jugendtraume der Erde.
Der Herr, der Hirt, der in Knechtesgestalt
Sein verirrtes Lamm gesucht durch den Wald
Mit blutiger Todesbeschwerde.
Der Herr, der dem Menschen auf's neue
Mit göttlicher Treue
Gerufen sein mächtig hoch heiliges: Werde!

Fuge.

Psalm 29, 4.

Die Stimme des HERRN gehet mit Macht, die Stimme des HERRN geht herrlich.

Hallelujah!

Nr. 71.

Moritz Retzsch an Louise von Watzdorf.

(Oberlössnitz) d. 4. Oktober 1847.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich in mehr als einer Hinsicht Ihr Besuch am 17. September erfreute; es war mir nicht allein der deutlichste Beweis unverändert wohlwollender freundschaftlicher Gesinnung, deren Sie mich von jeher würdigten, sondern es zogen auch Stunden einer bereits sehr weit zurückliegenden Vergangenheit, aus den Tagen des freundschaftlichen Beisammenseins in Neukirchen und Scharfenberg meiner Erinnerung vorüber, an die ich gern zurückdenke. Die Stunden, welche im Thurmzimmer bei Lampenlicht und singender Theemaschine im lieben Familienkreis traulich verbracht, sowie die, welche in der reizenden Umgebung des Schlosses gemeinschaftlich verlebt wurden, sie ziehen an meinem inneren Auge nicht selten vorüber; dort, im Thurmzimmer, glaube ich mein Zeichenbuch aufgeschlagen vor mir liegen habend, noch Miltitzen vorlesen zu hören, sie und die gute Miltitz wirtschaftlich beschäftigt zu sehen, ausserhalb die Töne des Nachtwindes und der Eulen zu vernehmen und die Phantasiegebilde, welche mir vorschwebend die Räume durchzogen und alles belebten, zu erschauen. — Ach wie weit, wie weit liegt diese Zeit zurück und wie viele sind seitdem dort und aus meinem eigenen Familienkreise dahin gegangen, wo keine Rückkehr ist. Doch es waren auch für mich gar schwere, unsaglich schwere Zeiten. Der militärische Raupenfrass der Kriegsjahre mit seinen anderweitigen Beschwernissen vernichteten Hab und Gut, die Früchte meines

Digitized by Google

Fleisses auch für die spätere Zeit und lasteten, in ihren Nachwehen meine ganze innere Spannkraft dagegen auffordernd, doch zu schwer auf mir, um diese Zeit wieder zurückwünschen zu können. Mein Lebenspfad war von je — schon in meinem Knabenalter — sehr steinigt und dornicht, und die Sonne brannte gewaltig und je zuweilen noch, mir auf den Scheitel, so dass ich dem lieben Gott danke, nunmehr das Alter erreicht zu haben (in wenigen Wochen lege ich mein 67tes Jahr zurück), welches einen (so der gütige Gott will) baldigen Austritt aus diesem Leben hoffen lässt. Nur die Liebe zu meiner guten Frau tritt allein noch diesem Wunsch entgegen. Das was man lebensmüde nennt, bin ich im hohen Grade. Seit der liebe Gott an nun bereits zwölf Jahre mir meinen einzigen wahren Freund, meinen lieben Bruder[1]) weggenommen hat, stehe ich ohne männlichen Freund, dessen meine Seele bedarf, ganz allein. — Nochmals Dank, Dank, den herzlichsten Dank, hochverehrte Freundin! Gott sei mit Ihnen! Ihr aufrichtigster treu ergebenster Freund

M. Retzsch.

[1]) Ein schönes Denkmal der innigen Liebe der beiden Brüder Moritz und August Retzsch (der jüngere war vorzugsweise Landschafter) sind die auf der Dresdner Stadtbibliothek befindlichen Tagebücher beider, zu denen das K. Kupferstichkabinett mehrere Hefte von Handzeichnungen als Illustrationen besitzt. Auch August Retzsch war oft in Scharfenberg; von ihm ist in Siebeneichen ein Ölgemälde von Scharfenberg vorhanden, auf dem auch Carl von Miltitz mit seinem Hunde Tyras abgebildet ist.

Nachtrag zu S. 55, Anm. 2.

Am Schluß der oben zitierten Anzeige des 3. Bandes der hinterlassenen Schriften von Carl Maria von Weber sagt Miltitz: „Der selige Weber trug eins der innigsten, gottergebensten und liebevollsten Gemüther in der Brust, eine Milde und Freundlichkeit, verbunden mit einer Klarheit und tiefen Reflexion, wie selten im Menschen und selbst im Künstler gefunden werden. Er hatte zuviel Scharfsinn, Witz, Wahrheits- und Selbstgefühl, um nicht zu durchschauen, wo man ihm weh thun wollte; zuviel Kraft und Gewandtheit der Feder, um diese Angriffe nicht mit Nachdruck und Schärfe zurückzuweisen; aber immer geschah dies nur aus Nothwehr. Der Verstorbene hat es nicht immer gut bei uns gehabt. . . . So scheidet nun Referent mit dem innigsten Dankgefühle gegen den Herausgeber von Webers Nachlass. Wehmüthig wirft er, dem frommen Gebrauche gemäss, in Gedanken eine Handvoll Erde auf des Verblichenen Grab und dankt Gott für das Bewusstseyn mancher mit Weber verlebten frohen Stunde und für die Überzeugung, ihm nie, weder mit Wort noch That, je weh gethan und seinen herrlichen Genius von seiner Erscheinung an sogleich willig und freudig anerkannt zu haben."

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

Einleitung. S. 5—58:

Romantik und Gegenwart (5 f.). — Epochen der Romantik (6 f.). — Fouqué, ein Vertreter der heroischen Romantik, seine Briefe (7 f.). — Fouqués äußere Verhältnisse (9 f.). — F.'s Dichtungen bis zum Freiheitskriege (12 f.) — Die Sigurd-Trilogie (13 f.). — Undine (18 f.). — Zauberring (21; 27). — F. im Freiheitskriege (22 f.). — F. nach dem Freiheitskriege 1814—16; Corona, Sängerliebe, Sintram (26 f.). — F. während der 100 Tage (29). — F. plant eine Reise nach Scharfenberg (29). — Carl Borromäus von Miltitz (30 f.). — Burg Scharfenberg (35 f.). — Die Romantik des Elbtals bei Meißen (37 f.). — Miltitz auf Scharfenberg (38). — M. als Komponist (39 f.). — M. im Freiheitskriege (41 f.). — M. nach dem Kriege (44). — August Apel (44 f.) — Moritz Retzsch (47 f.). — Der Romantikerverein in Scharfenberg im Juni und Juli 1816 (49 f.). — Die Auflösung des Scharfenberger Romantikerkreises (53 f.). — Miltitz in Dresden; sein Tod (54 f.). — Fouqués Tod (56). — Fouqués Bedeutung (56 f.).

Siebenundsiebzig ungedruckte Briefe von Fouqué, Apel, Miltitz u. a. S. 59—219:

52 Briefe von Fouqué an Miltitz: Nr. 1—6 (59 f.); 8—19 (70 f.); 22 (120 f.); 24—26 (126 f.); 28—30 (136 f.); 32—35 (146 f.); 37—39 (158 f.); 42—44 (168 f.); 50 (184); 52 (187); 54 (188 f.); 55 (190 f.); 57—69 (194 f.).

1 Brief an Fouqué an Auguste von Miltitz: Nr. 56 (193 f.)

6 Briefe von Caroline von Fouqué an Miltitz: Nr. 15b (102); 18b (112); 19b (114 f.); 24b (128 f.); 28b (140); 34b (150).

13 Briefe von Apel an Miltitz: Nr. 20 (115 f.); 23 (123 f.); 27 (133 f.); 31 (141 f.); 36 (152 f.); 40 (164 f.); 41 (166 f.); 45—49 (172 f.); 51 (185 f.).

1 Brief von Apel an Fouqué in Nr. 55 (190 f.).

1 Brief von Miltitz an seinen Bruder Alexander: Nr. 53 (187).

2 Briefe von Miltitz an Luise von Watzdorf: Nr. 7 (77 f.); 21 (119 f.).

1 Brief von Retzsch an Luise von Watzdorf: Nr. 71 (218 f.).

Fouqués Oratorium „Die Frauen am Grabe des Heilands": Nr. 70 (213 f.).

Apels Oratorium „Das Weltgericht" in Nr. 36 (155 f.)

Nachtrag zu S. 55, Anm. 2, s. S. 219.

Digitized by Google